№ 5 B

Leihbibliothek
des ev. Männer- u. Jünglingsvereins zu Wiembeck.

1. Der Zweck der Bibliothek ist, jedem die Möglichkeit zu geben, ohne große Mittel, gute, christliche Bücher zu lesen.
2. Als Lesegebühr sind für ein Buch jede Woche 5 Pfennig zu zahlen.
3. Wer ein Buch beschmutzt, beschädigt oder verliert, muß dasselbe ersetzen.
4. Jeder, der diese Bedingungen anerkennt, ist berechtigt, Bücher zu leihen; jedoch hat der Bibliothekar unter besonderen Umständen das Recht, Personen, ohne Angabe des Grundes, Bücher zu verweigern.

Ledderhose

VL.

Wilhelm von Oranien

und

der Abfall der Niederlande.

Dargestellt

von

Karl Friedrich Ledderhose.

Herausgegeben

vom

christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

1874.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei A. Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

Vorwort.

Eine der interessantesten Perioden der Weltgeschichte bildet der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft, und es ist daher begreiflich, daß nicht blos im Allgemeinen, sondern in besondern Schriften der Abfall Bearbeitung gefunden hat. Unter den Helden dieser Geschichte steht der Prinz Wilhelm von Oranien im Vordergrunde. Ihm hat sich daher die Geschichtschreibung besonders gewidmet. Während nun dieser große Mann die verschiedenste Beurtheilung gefunden hat, hat es besonders der treffliche Geschichtschreiber Hollands Groen van Prinsterer durch Veröffentlichung zahlreicher Aktenstücke ermöglicht, den Charakter und die Bestrebungen des Oraniers genau kennen zu lernen. Auf ihn und auf andere Quellenschriften fußt der geistreiche Amerikaner Motley in seiner ausgezeichneten Geschichte des Abfalls der Niederlande. Namentlich hat er das Verdienst, den Prinzen von Oranien richtig aufgefaßt zu haben. Er ist es, der besonders die religiöse Umkehr des Helden hervorgehoben hat. Eine Biographie des Prinzen, die noch tiefer und gründlicher diesen Gang darstellt, fehlt, und ich habe geglaubt, gerade den christlichen Gesichtspunkt hervorheben zu sollen, mehr, als es irgendwo geschehen ist. Mit Recht hat die Eisenacher Kirchenkonferenz in dem evangelischen Kalender den Oranier unter die Namen aufgenommen, deren die Kirche als eines Mannes gedenken soll, der sein Leben für die Sache der Wahrheit gelassen hat. Daß mein Buch zu solch dankbarem Andenken beitrage, ist mein herzlicher Wunsch.

Neckarau bei Mannheim, im Sommer 1873.

Ledderhose.

Inhalt.

1. Eltern und Jugend des Oraniers.

Auf einer Anhöhe des von dem nassauer Flüßchen Dill durchflossenen reizenden Thales liegen noch die Trümmer eines schon längst zerstörten Schlosses. Es sind die Reste der Dillenburg, an deren Fuß das gleichnamige Städtchen liegt. Einst, als die Burg noch stand, herrschte dort Leben und Regsamkeit, wo jetzt der Wanderer nur zu Gedanken der Vergänglichkeit gestimmt wird. Welche Freude durchging diese Räume, als am 25. April des Jahres 1533 die Gräfin Juliane von Nassau ihren geliebten Gemahl Wilhelm mit dem ersten Söhnlein ihrer Ehe beschenkte. Es war ein wohlgebildetes Kind, aber Niemand hätte wohl damals gedacht, daß es dereinst eine so große Rolle auf der Bühne der Welt, und eine noch größere in dem Reiche spielen würde, dem der Stempel der Ewigkeit aufgedrückt ist. Wirklich es ist Wilhelm der Oranier, der unter dem Namen der Schweigsame in der Geschichte bekannt genug ist.

Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg war zwar schon einmal verheirathet mit einer Gräfin Walburgis von Egmont, aber von den zwei Töchtern, die sie ihm gebar, starb die eine sehr frühe, und die andere, obwohl verehelicht, ohne Leibeserben. Die Gräfin Walburgis schied schon im Jahre 1529 von ihm, und am 20. September 1531 hatte er sich aufs neue vermählt mit der Gräfin Juliane, die ihn nicht blos mit dem Oranier, sondern überhaupt mit zwölf Kindern erfreut hat. Sie war eine Tochter des Grafen Botho von Stolberg, und als sie den Grafen Wilhelm von Nassau ehelichte, lebte sie als Wittwe des Grafen Philipp II. von Hanau. Es war eine reich gesegnete Kindermutter, denn als sie hoch betagt im Sommer 1580 heimging, hatte sie eine Nach-

kommenschaft von 123, oder wie andere berichten, von 160 Kindern, Enkeln und Urenkeln erlebt, nämlich aus ihrer ersten und zweiten Ehe. Was wir aber an ihr besonders hervorheben müssen, war ihr entschieden christlicher Sinn. Sie machte schon vor drei Jahrhunderten dem gräflichen Geschlechte der Stolberg durch ihre Frömmigkeit alle Ehre, wie ja die Stolberg eine Reihe der entschiedensten Christen in ihrer Ahnentafel aufzuweisen haben. Wir werden Gelegenheit finden, im Verlaufe der Geschichte des Oraniers, auf die ehrwürdige Matrone Juliane zurückzukommen.

Die Reformation, welche von Wittenberg aus ihre Strahlen durch ganz Deutschland, ja weit über die Grenzen desselben hinaus ausbreitete, hatte auch ihr empfängliches Herz gesegnet. Ein alter Geschichtschreiber des Hauses nennt sie „eine durch Geistesgröße, Tugend und Fruchtbarkeit ausgezeichnete Heldin.“ Diesem Heldencharakter setzte aber erst ihre ungeheuchelte Frömmigkeit die Krone auf. Und deßhalb floß sie auch mit ihrem Gemahle, dem Grafen Wilhelm, so innig zusammen. Es konnte in dieser Hinsicht nicht leicht eine herzlichere und glücklichere Ehe geben. Mitten unter dem fröhlichen Kindergewimmel waltete die Mutter Juliane gar ernst und liebevoll, und war ein wahrhaft erbauliches Vorbild. Ebenso Graf Wilhelm, der zu den ausgezeichnetsten Regenten des Hauses Nassau gehört, und das will viel sagen, indem in der Stammtafel dieser Familie manche Sterne erster Größe glänzen. Graf Wilhelm war ein feiner Kopf, ein kluger Staatsmann, und brachte sein Haus vorwärts. Daher mag er auch den Namen „der Reiche,“ den er in der Sondergeschichte Nassaus führt, erhalten haben. Er war mitten in die große Bewegung der Geister, welche die Reformation hervorgerufen hatte, hineingestellt, aber er trat ihr nicht feindlich entgegen, wie so mancher große und kleine Herr in jener bedeutsamen Zeit. Man kann die Spuren seiner besseren Richtung ziemlich weit zurück verfolgen. Schon dem ärgerlichen Ablaßhandel im Jahre 1517 setzte er sich, was seine Lande betraf, entgegen. Er wohnte auch dem Reichstage zu Worms im Jahr 1521 an und hörte den Augustinermönch Luther seine gewaltigen Zeugnisse ablegen. Ein so offenes Gemüth, wie das seine,

konnte nicht unberührt davon bleiben, und wenn auch sein älterer Bruder, der Graf Heinrich von Nassau, als ein eifriger Anhänger Kaiser Karls V. und der katholischen Religion, seinem Bruder oft entgegen trat, auf die Länge konnte Wilhelm nicht zwischen Ja und Nein schweben. Ein Besuch des jungen Herzogs und nachherigen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in Dillenburg machte Eindruck auf den Grafen. Was noch zurückstand, suchte derselbe durch Zusendung von lutherischen Schriften von Torgau aus zu ergänzen. In dem Begleitschreiben heißt es: „Nachdem ich Euch auch zu Dillenburg zugesagt, etliche lutherische Bücher zu schicken, so thue ich Euch derer, so viel ich ihrer hab in dieser Eile bekommen mögen, überschicken, und hoff, ich will damit einen guten Christen aus Euch machen mit göttlicher Hülf." So schnell jedoch, als der junge feurige Prinz meinte, ging es nicht. Denn Graf Heinrich setzte seinem Bruder mit Warnungsbriefen zu, aber die Gnade Gottes war stärker, als diese Warnungen. Zuerst begünstigte Wilhelm die Ausbreitung des Evangeliums im Stillen. Kaiser Karl schenkte trotzdem dem Grafen viel Vertrauen und brauchte ihn zu mehreren Gesandtschaften. Vielleicht glaubte ihn dieser schlaue Fuchs dadurch an sich und die katholische Kirche fesseln zu können. Aber er irrte sich gewaltig und mußte, wie so oft in seinem Herrscherleben, die Wahrheit jenes Versleins erfahren: „Wenn sies aufs klügste greifen an, so geht doch Gott eine andere Bahn." Gerade der Aufenthalt zu Augsburg, wo sich ihm der Kaiser gar gnädig erwies, die Besprechungen mit dem Kurfürsten Johannes dem Beständigen, mit dem Herzog Johann Friedrich, der so eifrig an ihm zu wirken suchte, und mit dem frommen Fürsten Wolfgang von Anhalt, zu welchem er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand und namentlich das milde, klare und doch so entschiedene Zeugniß der Augsburgischen Confession brachten in ihm den Entschluß zur Reife, mit der Reformation in dem ihm von Gott anvertrauten Lande vorzugehen. In Dillenburg und Siegen ließ er zuerst Männer reformatorischen Geistes das Panier des Evangeliums aufpflanzen. Er ging aber gar vorsichtig zu Werk, und namentlich er

selbst vermied für seine Person ein öffentliches Aufsehen, doch der kaiserliche Hof merkte seine Absichten, und suchte ihn durch Lockungen von der evangelischen Sache abzuziehen. So wollte man ihn zum Statthalter von Württemberg, welches das Haus Habsburg sich widerrechtlich angeeignet hatte, machen, auch trug man ihm eine Feldherrnstelle beim kaiserlichen Heere an. Aber dies alles verfing nicht bei ihm, auch der Orden des goldenen Vließes, der zur Erhaltung der alten Religion verpflichtete, war für ihn keine Schlinge, in der er sich fangen ließ. Er lehnte ihn ab. Doch ich kann seine Reformations-Bestrebungen und die Einführung derselben in seinen Landen nicht ausführlich darstellen. Es genüge nur zu wissen, daß Graf Wilhelm entschieden die Reformation in seinen Landen durchführte. Es war ein schwer Stück Arbeit, besonders mit einer großen Theils verkommenen Geistlichkeit den Kampf aufzunehmen, aber Wilhelm schreckte vor der Aufgabe nicht zurück. An Erasmus Sarcerius von Annaberg, welchen er zu seinem Hofprediger ernannte, besaß er eine treue Stütze, indem derselbe mit lebendigem Glauben ausgezeichnete Kenntnisse und eine Entschiedenheit des Charakters verband, wie sie in solchen entscheidenden Zeiten dringend nothwendig ist.

Drängte auch das Interim, hinter dem der alte Feind stand, die Fortschritte des Evangeliums zurück, der Passauer Vertrag vom Jahre 1552, welchen eigentlich Kurfürst Moritz von Sachsen dem Kaiser abgezwungen hatte, brachte auch den Landen des Grafen Wilhelm frische, gesegnete Tage. Er benützte sie auch für sein eigenes Herz, indem er immer entschiedener hervortrat und so die letzten Jahre seines Lebens als ein guter evangelischer Christ beschloß. Während ihm, wenn er sich zur katholischen Kirche gehalten hätte, bedeutende weltliche Vortheile zu Theil geworden wären, folgte er lieber seiner Ueberzeugung, und sein Haus, sowie sein Land war eine wahre Herberge Christi. Der Graf erwies sich als einen werkthätigen Christen und er sprach nicht blos, sondern lebte seiner zahlreichen Familie das wahre Christenthum vor. Zu den 12 Kindern, welche ihm seine Gemahlin geboren hatte, brachte sie aus ihrer ersten Ehe noch vier Kinder mit, und er selber hatte zwei aus seiner früheren

Ehe. Es ist Schade, daß wir nur spärliche Nachrichten aus der innern Familiengeschichte haben. Ein Jost Hoen war der erste Lehrer der gräflichen Kinder. Derselbe ließ es an einer guten Unterweisung nicht fehlen. Im Schlosse und auf den Universitäten wurden die Kinder tüchtig ausgebildet. Der Dillenburger Hof, an welchem Ordnung, Zucht und echtes Christenthum herrschte, galt für eine treffliche Bildungsschule des jungen Adels, und man schätzte es von Seiten vieler gräflichen und adeligen Familien für ein hohes Glück, die Kinder an dem Hofe zu Dillenburg erziehen lassen zu dürfen. So viel uns bekannt ist, hat der Same des Evangeliums, welcher dort in die jugendlichen Herzen, besonders von der Mutter Juliane ausgestreut wurde, seine reichen Früchte getragen. Von dem ältesten Sohne, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, und mehreren andern wissen wir das gewiß. Mag auch dieser Same Jahre lang unter dem Schutte der Ehre, der Reichthümer und der Lüste der Welt verborgen gelegen sein, endlich brach das, besonders von der Mutter in den ersten Jahren seines Lebens in ihn gepflanzte Wort hindurch und hervor.

Es konnte nicht vergeblich sein, was eine Mutter wie die Gräfin Juliane, an die Herzen ihrer Kinder sprach. Zum Beweise möge ein Brief derselben dienen, den sie im Sommer 1566 an ihren Sohn Ludwig richtete: „Die heilige Dreifaltigkeit woll Euch beschützen und beschirmen, daß Ihr nichts rathet oder thut, das wider Gottes und Eurer Seelen Seligkeit sei, und daß Ihr Euch menschlich Weisheit und gute Meinung nicht laßt verführen, sondern daß Ihr mit allem Fleiß Euren himmlischen Vater um seinen heil. Geist bittet, daß er Euch Eure Herzen erleuchte, daß Ihr sein göttlich Wort, so viel an Euch, fördert und nicht dawider handelt, und alleweg das Ewige mehr liebet, denn das Zeitliche, daß diese Dinge können ohne den heil. Geist nicht vollbracht werden. Darum thut Beten hoch vonnöthen, denn der böse Geist wird nicht feiern. Darum bitt ich dich, mein herzlieber Sohn, du wollest in der Furcht Gottes leben, damit dich der Feind in den geschwinden nicht erschleich. Ach wie beschwert ist mir mein Gemüth, was großer Sorg trag ich für dich! Was ich mit Beten aus kann richten, soll bei mir möglicher Fleiß nicht gespart werden. Der barmherzige

Gott woll es alles zu einem seligen guten End schicken und diejenigen, die es christlich und wohl meinen, nicht verlassen, und Euch alle vor allem Uebel behüten!" An solchen und ähnlichen wahrhaft christlichen Mutterbriefen ließ sie es nie, auch bei dem Oranier nicht, fehlen. Er legt selbst darüber in seiner berühmten Apologie, die wir noch näher kennen lernen werden, das Bekenntniß ab: „Was die betrifft, welche die Kenntniß der Religion hatten, so bekenne ich, daß ich sie nie gehaßt habe. Denn weil ich von meiner Wiege an darin genährt worden bin, mein Herr Vater darin gelebt hatte, darin gestorben war, nachdem er aus seinen Landen die Mißbräuche der Religion entfernt hatte, wer wird es noch befremdlich finden, wenn diese Lehre so in mein Herz eingegraben war, und darin solche Wurzeln getrieben hatte, daß sie zu ihrer Zeit hervorbrach, um ihre Früchte zu bringen?" Er spricht es dann offen aus, daß sein Aufenthalt im Zimmer des Kaisers, seine Beschäftigung mit den Waffen, mit der Jagd, mit den Leibesübungen der jungen Herren, die Hineinziehung in die Politik sein Seelenheil nicht förderten, und doch, fährt er fort, „habe ich alle Ursache, Gott zu danken, der es nicht zugegeben hat, daß der heilige Same, den er selber in mich gesäet hat, erstickt werde."

Diese Zeit, in welcher er seine Jugend am Hofe des Kaisers und dessen Schwester Maria, der früheren Königin von Ungarn, jetzigen Statthalterin der Niederlande, zubrachte, müssen wir überblicken. Es fließen hier freilich die Quellen sehr schwach. Daß die Eltern ihren ältesten Sohn Wilhelm dem Kaiser, so zu sagen, abgetreten haben, kann auf den ersten Blick in Erstaunen versetzen. Sie kannten doch ohne Zweifel den Kaiser und seine zweideutige, ja feindselige Haltung gegen die evangelische Wahrheit. Auf der andern Seite war Karl ein großer Feldherr, der erste Staatsmann seiner Zeit, und Niemand wird es bestreiten, daß er zu regieren verstand. Hier konnte also Prinz Wilhelm viel lernen. Ohne Zweifel sagte auch der Kaiser zu, daß derselbe in den Wissenschaften unterrichtet werden würde. Dazu hielt sich Wilhelm in seinen Knabenjahren mehr am Hofe der Statthalterin, der Königin Maria auf. Und sie war eine hochgebildete Frau und geschickte Herrscherin. Schon frühe,

in ihrem sechzehnten Lebensjahre, wurde diese Tochter des Königs Philipp I. von Spanien mit dem erst fünfzehnjährigen Könige Ludwig II. von Ungarn und Böhmen vermählt. Aber schon fünf Jahre nachher kam König Ludwig in der Schlacht bei Mohacs gegen die Türken um. So frühe wurde sie zur Wittwe. Sie zeigte sich dem Evangelium geneigt und liebte die Wissenschaften. Mit der heil. Schrift war sie sehr vertraut, und trug die lateinische Bibel immer mit sich, selbst auf der Jagd. Luther widmete ihr wohl deßhalb die Auslegung von 4 Trostpsalmen im Jahre 1526 und richtete gar erbauliche Worte an sie. Als sie sich offen auf Seiten des Evangeliums stellte, konnte sie der heftigsten Verfolgung, die sie traf, nur durch die Flucht entkommen. Der Tod ihrer Muhme Margaretha, Wittwe des Herzogs von Savoien, veranlaßte ihren Bruder Kaiser Karl, ihr die Regierung der Niederlande zu übertragen. Sie wird als Verfasserin des Liedes: „Mag ich Unglück nicht widerstan" bezeichnet. Als Regentin der Niederlande wandte sie sich leider wieder der katholischen Kirche zu.

Daß Kaiser Karl auf den jungen Prinzen aufmerksam wurde, hatte überhaupt seinen Grund in der Neigung zu den Nassauern, die ihm besonders wichtige Dienste geleistet hatten. Wir kennen schon den gut kaiserlich und gut katholisch gesinnten Grafen Heinrich, den Oheim unsres Oraniers. Er hatte mehrmals bei den Feldzügen des Kaisers befehligt, und zwar mit Erfolg. Sechs Jahre lang verwaltete er die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Friesland, und der Kaiser konnte ihm nicht vergessen, daß er es hauptsächlich war, der zu seiner Erhebung auf den deutschen Kaiserthron hingewirkt hatte. Nun, dieser Heinrich trat mit einer Prinzessin von Oranien in die Ehe. Die Frucht dieser Ehe war Prinz Renatus, welcher sich frühe auszeichnete und vom Kaiser ausgezeichnet wurde. Auch Renatus war, wie sein Vater, ein tapferer Kriegsheld, ein tüchtiger Statthalter und Ritter des goldenen Vließes. Im Gefühle seines vielleicht nahen Todes machte er ein Testament, in welchem er den ältesten Sohn des Grafen von Nassau, eben den Helden unserer Erzählung, zum Erben von Chalons und Oranien einsetzte. Und wirklich fand Prinz Renat bei der

Belagerung von St. Dizier in den Laufgräben den Tod, er war noch nicht einmal 26 Jahre alt. Obwohl nun von verschiedenen Seiten Einsprache gegen sein Testament erhoben wurde, und sogar ein kaiserlicher Rath die Behauptung aufstellte, der Sohn eines Ketzers dürfe das Erbtheil nicht in Besitz nehmen, so blieb es doch bei dem Testamente, welches der Kaiser bestätigt hatte. Das war die nächste Veranlassung, die den Kaiser Karl bewog, den elfjährigen gräflichen Knaben Wilhelm in seine Pflege und Erziehung zu nehmen. Es dünkte ihm ein Leichtes, ein Kind dieses Alters in ganz katholischer Umgebung zur alten Kirche, welcher er durch seine Eltern entfremdet worden war, zurückzubringen. Er that ihn an den Hof seiner Schwester Maria, die 25 Jahre lang die Niederlande verwaltete. Seine Erziehung übertrug der Kaiser dem Hieronymus von Granvella, dem Bruder des bekannten Bischofs von Arras, der in der Geschichte der Niederlande eine so traurige, fluchwürdige Rolle gespielt hat. Der Knabe zeichnete sich durch seine reiche Begabung aus und machte seinem Lehrer alle Ehre. Die Erziehung war natürlich eine katholische, doch bei dem innern Stande der Königin Maria, an deren Hof Wilhelm lebte, mag sie keine fanatische Katholikin gewesen sein. Der Kaiser, welcher gerne selber an der Erziehung des viel versprechenden Knaben Theil genommen hätte, war durch seine vielen Reisen und Kriege daran gehindert. Aus dem eigenen Munde des Oraniers haben wir schon gehört, wie er alle die leiblichen Uebungen, welchen die jungen Herren obliegen, mitmachte. Er führte ein Leben, wie es alle führten. Der Kaiser fand großes Wohlgefallen an dem geistlich und leiblich blühenden Jünglinge, und machte ihn zu seinem Edelknaben. Sein ritterlicher Anstand, seine Gewandtheit, die Fülle seiner Kenntnisse, sein glückliches Gedächtniß und namentlich seine frühe hervorstechende Klugheit gewannen ihm das volle Zutrauen des Kaisers, der nach seinem bekannten Charakter nicht leicht Jemanden sein Vertrauen schenkte, in solchem Maße, daß er eigentlich sein erklärter Liebling war. Karl zog ihn zu den Vorträgen im geheimen Rath. Schiller, der bekannte Verfasser einer unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande, sagt: „Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu

gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein." Es kam auch vor, daß der Kaiser ihn den Audienzen, welche er fremden Gesandten ertheilte, anwohnen ließ, ja ihm zu verstehen gab, zu bleiben, wenn sich der Jüngling aus Bescheidenheit zurückzuziehen im Begriffe stand. Freilich war er jetzt auch aus einem Edelknaben Kammerherr des Kaisers geworden. Er glänzte damals in den Palästen des Kaisers und der Königin als feiner Weltmann und Hofmann. Dazu kam sein ihm zugefallener großer Reichthum. Und da ihm äußerer Glanz behagte, so umgab er sich förmlich mit einem Hofstaate, aber damit überschritt er die Grenzen, welche ihm seine ihm zu Gebot stehenden Mittel gezogen hatten. Er war deßhalb genöthigt, Schulden zu machen, was ihm damals keine großen Sorgen verursachte. Die ewigen Angelegenheiten waren ihm noch gleichgültig, sowohl in katholischer, als in evangelischer Beziehung. Er war eben ein rechter Weltmensch, gesucht und beneidet von vielen Seiten. Was mögen wohl seine Eltern damals gefühlt haben, besonders das treue Mutterherz! In solchen Zeiten bleibt den Eltern oft nichts übrig, als das Gebet, und der Trost, den einst der Bischof Ambrosius der tief um ihren Sohn Augustinus bekümmerten Mutter Monica ins Herz sprach: „Ein Sohn solcher Gebete und Thränen kann nicht verloren gehen." Auch an dem Prinzen Wilhelm ists wahr geworden. Vorher mußte es aber mit ihm noch über manche Höhen und durch manche Tiefen gehen.

2. Erstes öffentliches Auftreten des Prinzen.

Prinz Wilhelm war erst achtzehn Jahre alt, als ihm der Kaiser, welcher ihn trotz aller Verläumdungen der Feinde achtete und liebte, sein Wohlwollen auf besondere Weise kund gab. Er veranlaßte die Verheirathung des Prinzen mit der ebenso jungen Prinzessin Anna von Egmont. Sie war die einzige Tochter des reichen Grafen Maximilian von Büren, eines der bedeutendsten

Feldherrn des Kaisers. Ihre Vermählung erfolgte im Jahre 1551. Man hat noch mehrere Briefe des Prinzen an seine Gemahlin, welche Zeugniß davon ablegen, daß ihre Verbindung eine herzliche war. Kann man auch zugeben, daß sie gemacht und nicht geworden war, so schmolzen die Herzen der beiden jungen Leute doch in der Ehe zusammen. Es war nur Schade, daß der Prinz durch seine Stellung bei dem kaiserlichen Heere sehr oft und auf längere Zeit abwesend sein mußte. Schon im Dezember 1551 wurden 250 Mann niederländische Reiter unter seinen Befehl gestellt, und als im April des folgenden Jahres der Krieg zwischen dem Kaiser und dem König Heinrich II. von Frankreich aufs neue ausbrach, finden wir den Oranier an der Spitze von zehn Fähnlein Fußvolk. Sowohl der Kaiser, als die Oberstatthalterin, die ihn von frühe an kannten, schenkten ihm besonderes Zutrauen. Der Prinz sonnte sich gerne in dieser Gnade, wie er dies in einem Briefe an seine Gemahlin im Juni 1552 thut. Die Königin sprach ihm ihre Zufriedenheit mit seinem Fleiße aus, und er wünscht nur, daß ihm der Schöpfer auch fernerhin die Gnade schenken wolle, in solchem guten Rufe zu bleiben. „Ich reise morgen," schreibt er, „ins Feld und werde eine Meile von Thongre lagern, wo ich fünf meiner Fähnlein erwarte, in der Hoffnung, daß mir unser Herr seine Gnade erweisen wird, in guter Gesundheit und gutem Rufe zurückzukehren." Auf solche Weise setzte er sie immer in Kenntniß von seinem Ergehen und seinen herzlichen Wünschen für sie. Aber sie unterließ es nicht, auch ihn in fortwährendem Rapport zu erhalten. So empfing er einmal zwei Briefe zu gleicher Zeit und war sehr erfreut darüber, daß er in seiner Antwort darauf schrieb: „Ich versichere Sie, daß mir nichts Angenehmeres begegnen konnte, als Nachrichten von Ihrer Gesundheit zu erhalten." Ein für sie, sowie für ihn bedeutendes Ereigniß war seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heeres. Er war noch nicht 24 Jahre alt, und schon erwies ihm der Kaiser die Gunst, ihm diese hohe Stellung anzuvertrauen. Bisher hatte der Herzog Philipp Emanuel von Savoien den Oberbefehl eines Heeres von 20,000 Mann geführt. Derselbe kehrte in seine Staaten zurück. Niemand hätte gedacht, daß ein so junger

Mensch, wie der Prinz von Oranien, mit einem so wichtigen Posten betraut werden würde. Darum trat im Rathe des Kaisers auch keine einzige Stimme für ihn ein, und er selbst, der schon seit seinem 21. Lebensjahre vom Hofe entfernt war, konnte seinen Gegnern nicht entgegen wirken. Da gab es viel ältere und erfahrenere Feldherrn, die Grafen Egmont, Boussu, Lalaing, Maghan, Aremberg, und besonders der tapfere Märten von Rossem, welcher von der Oberstatthalterin empfohlen worden war, aber der Kaiser wußte, was er wollte, und Wilhelm von Oranien rechtfertigte das Vertrauen, welches Karl in ihn gesetzt hatte. Er hatte schon im September 1552 rühmlichen Antheil an dem Zuge der Kaiserlichen genommen, auf welchem Zuge Hesdin erobert wurde. Es standen ihm bedeutende Heerführer gegenüber, ich brauche nur an den Herzog Nevers, Admiral Coligny, an den Marschall von Saint-André zu erinnern. Und doch bestand der junge Feldherr mit Ehren bei sehr ungünstigen Verhältnissen. Unter seinen Truppen war nämlich die Pest ausgebrochen, auch fehlte es öfters an Geld, um den Sold an sie auszuzahlen. Die Meuterei, ja die Auflösung des Heeres stand vor der Thüre. Er wußte sie zu beschwichtigen. Zu seinen bedeutendsten Thaten an diesem Feldzuge gehört unstreitig die Befestigung von Charlemont und Philippeville, so zu sagen, unter den Augen der Franzosen. Er verhinderte dadurch ihren Uebergang über die Maas. Es ist wahr, der Kaiser ehrte solche Thaten, aber in Betreff der Geldsummen, die der Prinz zu fordern berechtigt war, fand er an dem Kaiser einen Knauser. Karl hatte ihm einen monatlichen Gehalt von 500 Gulden und 12 Hellebardiere mit doppeltem Gehalte bewilligt. Was er aber in Wirklichkeit erhielt, belief sich nur auf 300 Gulden monatlich, während er doch 2500 Gulden jeden Monat brauchte. Nach seinem eigenen Ausdrucke reichten die 300 Gulden nicht einmal hin, „die Diener zu bezahlen, welche meine Zelte aufspannen.“ Ueberhaupt kostete ihn der Feldzug die hohe Summe von 1,500,000 Livres, und nie hat er dafür eine Entschädigung erhalten. Selbst als der Kaiser genöthigt war, den bekannten Vertrag von Passau abzuschließen, vergaß er ganz seinen Oberfeldherrn, so daß dieser mit Recht sagen konnte: „Der

Kaiser machte seinen Frieden auf unsere Unkosten." Seit mehr als 50 Jahren währte nämlich ein Streit zwischen Nassau und dem Landgrafen von Hessen um den Besitz der Grafschaft Katzenellenbogen. Nassau besaß vollgültige Rechte darauf, doch verblieb die Grafschaft dem Landgrafen, während nur mit großer Anstrengung ihm eine Abfindungssumme von 600,000 Thalern und die Abtretung der Grafschaft Dietz auferlegt wurde. Daß der Prinz von Oranien trotz solcher Erfahrungen an dem Kaiser hing, konnte nur in der Bewunderung der großen Feldherrn- und Herrschereigenschaften Karls und in der Dankbarkeit liegen, die er ihm wegen des Genusses so vieler Wohlthaten schuldete.

Mitten in die militärische Laufbahn des Prinzen fiel ein Ereigniß, das nicht bloß ihn, sondern die ganze Welt mit dem höchsten Erstaunen erfüllte. Der Kaiser Karl V. hatte den Entschluß gefaßt, die Krone niederzulegen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Es waren nicht allein körperliche Leiden, die ihn diese Ruhe suchen ließen, sondern hauptsächlich bestimmte ihn zu diesem Schritte das Mißlingen seiner Pläne in Deutschland. Er liebte von jeher ein Schaugepränge, und so sollte auch dieser Akt seines Lebens mit allem möglichen Pompe umgeben werden. Wir wissen schon, wie hoch er den Prinzen Wilhelm von Oranien schätzte. Derselbe sollte auch bei der Niederlegung der Krone in Brüssel eine Rolle spielen. „Ich habe heute," schreibt er an seine Gemahlin, „von dem Kaiser einen Brief erhalten, worin mir Seine Majestät befiehlt, mich am 18. Oktober mit den übrigen Herren und Ständen in Brüssel einzufinden, um den König (Philipp) als unsern Herrn und Fürsten zu empfangen. Ich werde, so Gott will, denselben Tag mit der Post eintreffen und weiß nicht, wie lange ich mich aufhalten werde." Er wünscht, seine Wohnung bei der Herzogin von Aerschot, der Wittwe des Prinzen Renatus oder bei der Gräfin von Egmont zu nehmen. Der Brief war vom 28. September aus dem Lager von Essereine datirt. Am 25. Oktober 1555 fand wirklich die kaiserliche Abdankung in Brüssel Statt. Die Stände waren in der großen Halle des Palastes versammelt, mit welcher eine schöne Kapelle in Verbindung stand. Die an sich schon prachtvolle Halle

war mit Blumen und Kränzen geschmückt, den Mittelpunkt nahm ein glänzender Thronhimmel ein, unter welchem drei vergoldete Armstühle aufgestellt waren. Die Bänke und Stühle für die Deputirten waren bereits besetzt, der Saal war gedrängt voll. Mit dem Schlage 3 Uhr erschien der Kaiser, gelehnt auf die Schulter des Prinzen Wilhelm von Oranien. Sie kamen aus der Kapelle, hinter ihm König Philipp II. und die Königin Maria von Ungarn. Der Erzherzog Maximilian, der Herzog von Savoien, und andere hohe Personen mit den Rittern des goldenen Vließes folgten. Nachdem sich bei dem Erscheinen des Kaisers Alle von ihren Sitzen erhoben hatten, befahl er ihnen, sich niederzulassen. Obwohl noch nicht ganz 56 Jahre alt, bot er doch den Anblick eines Greises. Wie ganz anders präsentirte er sich jetzt, als früher! Einst ein Mann von Gewandtheit, der es mit Allen im Turnier und in den Feldzügen aufnahm, hielt er sich jetzt, gelähmt an Händen und Füßen, mühsam aufrecht, gestützt auf eine Krücke und auf die Schulter Oraniens. Von Angesicht immer häßlich, war er es jetzt noch viel mehr. Sein Haar war gebleicht und borstig, sein Bart grau und struppig. Noch immer hatte seine Stirne etwas Gebietendes und sein dunkelblaues Auge drückte Majestät und Wohlwollen aus. Die Nase war stark gekrümmt, die Unterlippe schwer und hängend, eine burgundische Erbschaft. Die untere Kinnlade ragte so weit unter der oberen hervor, daß es ihm unmöglich war, sie zusammenzubringen, die Zähne mangelten fast ganz. Essen und Sprechen war von jeher seine besondere Liebhaberei, das wurde ihm täglich schwerer. Sein Gesicht schien fast einer Maske gleich, sagt ein Zeitgenosse. Um so häßlicher nahm er sich aus, wenn man den Prinzen von Oranien daneben betrachtete. Der geistreiche Geschichtschreiber des Abfalls der Niederlande Motley entwerfe uns nach den Quellen das äußere Bild des Oraniers: „Ein großer schöner Jüngling von 22 Jahren, ein Mann, dessen Name von jener Zeit an und so lange es eine Geschichte geben wird, dem Andenken der Niederländer vertrauter, als jeder andere, gewesen ist und sein wird. An jenem Tage war seine Erscheinung eher eine südländische, als eine deutsche oder flämische. Seine Züge trugen den spanischen Charakter, dunkel, wohl

gemeißelt und symmetrisch, sein Kopf war klein und saß schön auf den Schultern, sein Haar dunkelbraun ebenso wie der Schnurrbart und der spitze Kinnbart. Seine Stirn war hoch, von großem Umfang und schon vor der Zeit mit den Linien der Sorgen und des Gedankens bezeichnet. Seine Augen waren voll, braun, von schönem Schnitt und spiegelten den Ausdruck tiefen Nachdenkens wieder. Er war in die prächtige Tracht gekleidet, durch welche die Niederländer sich vor allen andern Nationen auszeichneten und welche die Ceremonie erheischte." Auf diesen prächtigen Jüngling und eine Krücke gestützt erhob sich der Kaiser und hielt mit Hilfe eines engbeschriebenen Papieres seine Abschiedsrede, die von Selbstberäucherung strotzte, und in der er seinen Sohn Philipp ermahnte, in der Furcht Gottes zu wandeln, sowie Recht, Gesetz und die katholische Religion in ihrer Reinheit aufrecht zu erhalten. Die Stände und durch sie die Nation forderte er auf, dem neuen Fürsten Gehorsam zu erweisen, Eintracht und die katholische Religion zu bewahren. Auch bat er um Verzeihung wegen seiner eigenen Fehler und alles Unrechts, das er während seiner Regierung begangen habe, und versprach, ihrer in jedem seiner Gebete zu gedenken. Als er seine Rede geendet, sank er fast ohnmächtig in seinen Thronsessel zurück, Todtenblässe und Thränen bedeckten sein Angesicht, die ganze Versammlung war gerührt, selbst der eiskalte Philipp fühlte beinahe etwas von Rührung. Er sank vor dem Vater auf die Kniee und küßte ihm die Hand. Karl legte seine Hände auf das Haupt des Sohnes und segnete ihn. Philipp, welchen der Vater emporhob und umarmte, sagte einige Worte des Dankes gegen seinen Vater und der Liebe zu seinem Volke. Er wandte sich hierauf zu den Ständen mit dem Bedauern, daß er nicht französisch oder flämisch reden könne, er müsse sie an den Bischof von Arras verweisen, welcher denn auch alsbald eine ausführliche Rede in schön gedrechselten Worten losließ. Wir können uns jedoch nicht näher auf diese und die verschiedenen andern Reden, die gehalten worden sind, einlassen. Es herrschte viel Heuchelei in ihnen. In derselben Ordnung, wie er gekommen, zog sich der Kaiser mit seinem Hofstaate wieder zurück.

Wenn der unpartheiische Geschichtschreiber das Leben

des Kaisers betrachtet, so kann man den bedeutenden Eigenschaften desselben seine Bewunderung nicht versagen. Aber was war denn seine Regierung den Niederlanden? Nichts, als eine lange Kette von Ausbeutung und Unterdrückung. Ihre mit Fleiß und Geschick erworbenen Schätze zog er an sich, um sie auf seine unaufhörlichen Kriege zu verwenden, „welche für sie kein größeres Interesse hatten, als wären sie auf einem andern Planeten geführt worden," sagt ein neuerer Schriftsteller. Seinen eigenen Ruhm und seine Größe und damit die seines Hauses zu vermehren, das war das Ziel seiner Kriege, und die Reformation in allen seinen ausgedehnten Landen zu unterdrücken, die Angelegenheit seines Herzens. Ermattet ließ er zuletzt die Hände sinken. Die Rechte und Freiheiten der Niederländer bekämpfte und vernichtete er, soviel ihm möglich war. Was aber seinen Namen in der Geschichte der Niederlande auf immer brandmarkt, war die Einführung der päpstlichen Inquisition daselbst. Es ist eine erschreckliche Zahl von Menschen, die während seiner Regierung als Opfer fielen, weil sie von der römisch-katholischen Kirche in dem und jenem Punkte abwichen. Man schätzt ihre Summe auf 50 bis 100,000 Menschen, welche verbrannt, erdrosselt, enthauptet oder lebendig begraben worden sind. Und daß die Oberstatthalterin, die schon mehrmals genannte Königin Maria sich dazu hergab, die Befehle ihres Bruders auszuführen, bleibt als ein dunkler Fleck an ihr haften, besonders da sie einst eine bessere Erkenntniß gefunden hatte. Ihr Bruder scheint nie ein tieferes Gefühl für das wahre Christenthum gehabt zu haben, obwohl es ihm öfters nahe genug trat. Dort als Luther seine gewaltige Rede in Worms hielt, dort auf dem Reichstag zu Augsburg, als er das deutliche Bekenntniß der Wahrheit anhörte, und wie oft noch, schriftlich und mündlich, hatte er Gelegenheit, das lautere Evangelium kennen zu lernen und an seinem Herzen zu erfahren! Aber der Stolz und die Lüste, die er hegte, hinderte ihn an der Annahme des Evangeliums. Eine äußerliche Religion, welcher er oblag, wollte er. Täglich hörte er Messe, ließ sich an Sonn- und Feiertagen predigen, viermal im Jahre beichtete er und empfing das katholische Sakrament. Auch aß er in der Fastenzeit kein Fleisch, ein Opfer, welches

er wohl durch andere Genüsse ersetzt haben wird, denn es ist bekannt, daß er die Freuden der Tafel in reichem Maaße genoß, ohne Zweifel zum Schaden seiner Gesundheit. Trotzdem war Kaiser Karl in den Niederlanden ein volksthümlicher Fürst, besonders stieg er in ihrem Andenken, als der Despot Philipp II. den Thron bestieg und anfing, seine verabscheuungswürdige Regierung zu entfalten. Der Kaiser war ein großer Feldherr und tapferer Soldat, wovon Philipp keine Spur an sich trug. Er hat einmal selber gesagt: „Ich bin zum Waffenhandwerk geboren und erzogen worden und muß den Harnisch nothwendig anbehalten, bis ich ihn nicht mehr tragen kann.“ Das ist die Wahrheit. Von Edelmuth war bei ihm keine Rede, er hätte sich mit seiner Falschheit nicht vertragen. Er konnte versprechen, aber hielt seine Versprechungen nicht. Den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen führte er Jahre lang mit sich herum, „wie einen Bären an der Kette,“ nach seinem eigenen Ausdrucke, um ihn auf „den Knaben“ Moritz loszulassen, wenn derselbe sich undankbar erweisen sollte. Wie treulos ist er gegen den Landgrafen Philipp von Hessen verfahren, welchen er so lange einkerkerte. Seine Habsucht und Schäbigkeit ist bekannt, den Soldaten, welcher ihm das Schwert und die Handschuhe des Königs Franz I. brachte, belohnte er mit hundert Kronen, während 10,000 nicht zu viel gewesen wären. Den drei Soldaten, welche mit dem Degen im Munde über die Elbe schwammen, um die Kähne zu holen, auf denen er sein Heer zum Sieg von Mühlberg führte schenkte er jedem einen Wams, ein Paar Strümpfe, und vier Kronen. Die Minister klagten über seinen Geiz, und verbesserten ihren Gehalt durch Annahme von Geschenken. Während er selbst die Regierung im großen Ganzen betrieb, überließ er ihnen, besonders dem älteren Granvella die Einzelnheiten der Geschäfte. Ein Menschenkenner war er, doch nur von der Seite, daß er ihre Schwächen zu seinem Vortheile benützte.

Nicht lange nach der Feierlichkeit in Brüssel wurden dem Sohne Philipp die andern Kronen und Würden eines Reiches, in welchem die Sonne nie unterging, übertragen. Seinem Bruder dem König Ferdinand hatte Karl die Anzeige gemacht, daß er zu seinen Gunsten die

Kaiserkrone niederlegen wolle. Er beauftragte zur Ueberbringung der Reichskleinodien an denselben den Prinzen Wilhelm von Oranien. Zugleich reiste mit dem Prinzen eine Deputation nach Deutschland ab, um den Kurfürsten die Erledigung der deutschen Kaiserkrone anzuzeigen. Der Graf Heinrich, Wilhelms Oheim, hatte einst die Krone auf Karls Haupt befestigt, und wieder war es ein Oranier, der unsere, welcher sie nach Deutschland zurückbringen durfte.

3. Familienereignisse.

Wir ziehen uns auf eine Weile von der öffentlichen Thätigkeit des Prinzen zurück, um seine Häuslichkeit uns anzusehen. Die Liebe, welche der junge Fürst zu seiner jungen Gemahlin fühlte, drückte er in seinen Briefen öfters aus. Einer besonders verdient hervorgehoben zu werden, er ist vom 15. Dezember 1555 aus dem Lager von Echereine. Sie muß ihm in einem Schreiben ihren Kummer ausgesprochen haben, daß sie von ihm so lange keinen Brief erhalten habe. Er beruhigt sie in seiner Antwort, indem ein Brief verloren gegangen sein, oder sich ihre Briefe gekreuzt haben müßten. Er versichert sie, daß was ihm sei, auch ihr gehöre, und die Freundschaft zwischen ihnen feststehe. „Ich versichere Sie, daß ich keinen andern Wunsch hege, als von Ihnen so geliebt zu werden, wie ich Sie liebe, denn nach Gott liebe ich Niemanden so sehr, als Sie. Ich bitte Gott, uns die Gnade zu verleihen, daß wir unser ganzes Leben lang in solcher Freundschaft ohne Verstellung zubringen, indem ich mich von ganzem Herzen Ihrem Wohlwollen empfehle.“ Aber er sollte diese geliebte Gemahlin bälder verlieren, als er und sie dachte. Er war kaum von seiner Reise von Frankfurt, wo er am 21. Februar 1558 die Abdankung Kaiser Karls V. den Kurfürsten feierlich angezeigt hatte, zurückgekehrt, als er seine Anna krank antraf. Die Krankheit entwickelte sich rasch, schon am 12. März verschied sie. Er theilte die Trauerkunde seinem Vater mit: „Lieber Herr

Vater, Euer Gnaden kann ich aus betrübtem Herzen unangezeigt nicht lassen, daß sich die Schwachheit, darin meine freundliche liebe Hausfrau seit einem Monat her gefallen, wie Euer Liebden jüngst zu Dillenburg von mir vernommen, vor und nach meiner Wiederkunft allhie von Tag zu Tag gemehret und letzlich der Maaßen zugenommen hat, daß Ihre Liebden nächst vergangenen Donnerstag den 24. dieses zum End laufenden Monats zwischen 6 und 7 Uhr zu Gott dem Allmächtigen christlich und wohl verschieden ist, welcher der Seele gnädig und barmherzig sein wolle." Der Brief ist von Breda, wo der Prinz damals seinen Aufenthalt hatte, geschrieben. Schon am 14. April schrieb er abermals an seinen Vater: „Wie hochbeschwerlich der Verlust, so mir derwegen entstanden, mir und meinen jungen Kindern fallen wird, haben Euer Liebden lediglich bei sich abzunehmen. Nun weil es aber nicht zu ändern, noch dem Geschäfft des Herrn in Ungeduld zu widerstehen ist, muß ich dem ewigen Gott, als dem Herrscher und Gewalthaber aller Dinge, heimstellen und mich an seinem gnädigen Willen genügen lassen, sonderlich auch damit trösten, dieweil Er der Verstorbenen selig an ihrem End die Gnad erzeigt, daß sie mit gutem Verstand, christlich und wohl abgeschieden." Sie hinterließ ihrem Gemahle zwei Kinder, Philipp Wilhelm und Maria.

Ein Jahr nachher, am 6. Oktober 1559 folgte der jungen Schwiegertochter der Graf Wilhelm von Nassau selber. Der Prinz, welcher durch den Tod seines Vaters das Haupt seines Hauses geworden war, fühlte den Verlust tief, und kann dies in einem Briefe vom 15. Oktober an seinen Bruder Ludwig nicht genug ausdrücken. Er beklagt es, „einen solchen Vater verloren zu haben, dem wir alle so sehr verpflichtet sind für so große Liebe und Anhänglichkeit, die er gegen uns hatte, aber weil es der Wille Gottes ist, müssen wir uns alle darein schicken und seinen Fußstapfen nachfolgen, damit unser Haus, welches immer mit Gottes Hilfe in so gutem Rufe und Achtung stand, nicht abnehme, sondern vielmehr darin zunehme. Das wird sich leicht machen, wenn wir, seine Kinder, in guter Eintracht und Liebe leben, was ich auch wohl versichern kann, daß es bei mir nie daran fehlen soll, und daß ich euch allen zu jeder Zeit mit Rath und That beistehen

will." In demselben Briefe fordert er auch zum Beistande auf „für unsere Frau Mutter nach der großen Pflicht, die wir ihr zu erweisen haben, ihr zu dienen und zu gefallen, so viel ihr könnet, denn damit werdet ihr nur eure Schuldigkeit und eurem Gott sehr angenehmen Dienst thun, was euch euer ganzes Leben lang zur Ehre gereichen wird." Man freut sich solcher kindlichen und geschwisterlichen Liebe, aber sie blieb nicht bei schönen Worten stehen, sondern erwies sich in der Thät und in der Wahrheit.

Daß der Prinz darauf dachte, aufs neue in den Ehestand zu treten, wird ihm Niemand übel nehmen, der an die zwei kleinen Kinder und an die Verhältnisse des Prinzen denkt. Seine Wahl fiel freilich ungünstig aus und gehört zu den dunkeln Parthien des großen Mannes. Vergessen wir dabei nicht, daß bei dem damaligen Stande seines Innern Wilhelm nur äußere Rücksichten ins Auge faßte. Er richtete, wie man sagt, von Granvella geleitet, seine Gedanken zunächst auf die Prinzessin Renée von Lothringen. Er wäre dadurch, da sie eine Nichte Kaiser Karls V. war, und ihr Bruder eine Tochter des Königs Heinrichs II. von Frankreich zur Gemahlin hatte, mit den Königshäusern von Spanien und Frankreich in Verwandtschaft getreten. Ihre Mutter, die verwittwete Herzogin von Lothringen, bewarb sich eifrig um die Regentschaft der Niederlande. So wäre dann Oranien wirklich ein einflußreicher Mann geworden. Man erzählt, daß Philipp II. anfangs den Plan gebilligt habe, aber wer konnte dem zweideutigen Manne trauen? Im Geheimen habe er aber der Mutter der Braut abgerathen, ihre Einwilligung zu ertheilen. Kurz, der Prinz sah sich in Deutschland nach einer Braut um. Da lebte am Hofe des Kurfürsten August von Sachsen eine junge Prinzessin Anna, die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Wir kennen den Moritz, der den Kaiser Karl V. beinahe gefangen genommen und ihn zum Vertrag von Passau gezwungen hatte. Schon vor sieben Jahren hatte er in einem Treffen gegen Albrecht von Brandenburg seinen Tod gefunden. Auch die Mutter der Prinzessin lebte nicht mehr. Die verwaiste Anna war damals, als der Prinz von Oranien um ihre Hand warb,

erst sechszehn Jahre alt, eines heftigen, unruhigen Charakters, auch nicht schön und noch obendrein etwas verwachsen, wie es in einem alten Berichte heißt, „ungeschickten Leibes." Dem Range nach stand sie als Tochter eines mächtigen deutschen Kurfürsten höher, als Oranien. Wie gesagt, den Prinzen leiteten weltliche Gedanken. Ich will nicht die Bewerbung um die Hand der Prinzessin, und die üppigen Hochzeitsfeierlichkeiten schildern. Der Prinzessin gefiel der fünfundzwanzigjährige Wittwer, und auch er muß sein Gefallen an ihr gehabt haben. Der alte Großvater aber von mütterlicher Seite, der bekannte Landgraf Philipp von Hessen, billigte die Verbindung nicht. Ihn regierten kirchliche Grundsätze. Oranien, sagt er, „ist ein Papist, der zur Messe geht, und an den verbotenen Tagen kein Fleisch ißt." Eigentlich, wenn man es recht beim Lichte betrachtet, war dem Prinzen in jener Zeit die Religion gleichgültig, jedoch dem römischen Verfolgungsgeiste abhold. Als die Kurfürstin nach der Hochzeit den Prinzen bat, ihre Nichte von dem Wege der wahren Religion nicht zu verführen, antwortete er leichtfertig: „Sie soll mit solchen melancholischen Dingen nicht bemüht werden. Statt der heiligen Schrift soll sie den Amadis von Gallien lesen und andere kurzweilige Bücher." Aus einer solchen Aeußerung erkennt man nur zu deutlich den damaligen Seelenzustand des Prinzen.

In Leipzig fand den 24. August 1561 die Vermählung statt mit einer Pracht, wie nicht leicht eine andere Hochzeit gefeiert worden ist. So glänzend auch diese Ehe begonnen hat, so traurig hat sie geendigt! Wir müssen doch, um nicht das öffentliche Wirken des Oraniers, welches in die Geschicke der Niederlande so unauflöslich verwoben ist, zu unterbrechen, auf den Schluß dieser ehelichen Verbindung hinsehen. Es währte nicht so lange, als diese Fürstin trostlos herumirrte. Die Ehren und Genüsse, die sie in ihrer Jugend genossen hatte, konnte sie nicht vergessen, während ihr Gemahl mit den widrigsten Verhältnissen zu kämpfen hatte. Sie mußte mit ihm flüchten. Wohin sollten sie? Dillenburg, des Oraniers Heimath, bot sich ihnen als Zufluchtsort dar, aber sie hatte hier keine Ruhe. Während der Prinz sich zum Kriege gegen Spanien rüstete, verließ sie Dillenburg und hielt

sich eine Zeit lang in Köln auf. Es fehlte ihr bald am Nöthigsten, da sie zu hausen nicht verstand. Und doch hielt sie ein Hofgesinde von 43 Personen. Da machte sie Schulden auf Schulden, selbst ihre Kleinodien wanderten in den Versatz. Sie sank auch nach und nach sittlich herab und je länger, je mehr wurde es zur Nothwendigkeit für die Ehre der betheiligten Fürstenhäuser, sie der menschlichen Gesellschaft zu entziehen. Das Kreuz demüthigte sie nicht, sondern steigerte ihren ungebrochenen, trotzigen Sinn. Das war die Tochter des großen Moritz von Sachsen, die Gemahlin des großen Wilhelm, die Mutter des großen Moritz von Oranien.

Die herunter gekommene Prinzessin ergab sich dem Trunke und mißhandelte dann ihre Dienerschaft, welche großen Theils davonging, weil sie auch den Lohn nicht zu bezahlen im Stande war. Ihr Gemahl, welcher die übelsten Nachrichten über sie erhielt, ließ dem Kurfürsten August erst 1572 melden, daß Anna seit ihrem letzten Wochenbette einen so schlimmen Wandel zu führen angefangen habe, daß man fürchten müsse, „daß sie nach ihrem bösen und trotzigen Kopfe aus Verführung des Satans wohl gar an sich selbst sich vergessen möchte." Die Vorwürfe, die man ihr machte, waren hart, aber leider nicht ungegründet. Doch darf man nie vergessen, daß bei einem solchen Eheunglück gewöhnlich beide Theile die Schuld tragen, wenn auch der eine Theil etwa sich mehr versündigt hat. Der Prinz von Oranien war eben damals, wie schon gesagt, ein Weltmann, und wie seine Anna aus nichts anderem, als aus Fleisch und Blut zusammengesetzt. Auch ihm sagt man Untreue nach. Mit seiner Gemahlin wurde es je länger je ärger. Es blieb nichts anderes übrig, als sie nach Sachsen zurückzubringen. Nach Rochlitz sich zu verfügen, sträubte sie sich aufs Entschiedenste. Man brachte sie deßhalb nach Dresden in Haft. Da lebte sie noch zwei Jahre ferne von ihren Kindern und vermuthlich auch von allem übrigen Umgange. Zeit hat sie jetzt genug gehabt, über ihr verfehltes Leben nachzudenken, und da ihre frühere Erziehung auf die lautere Lehre des Evangeliums gegründet war, so hätte sie zur Besinnung kommen können. Ob es geschehen, darüber fehlen uns Nachrichten. Am 18. Dezember 1577 ver-

schied sie und zwei Tage nachher nahm die alte kurfürstliche Gruft zu Meißen die Leiche ohne alles Gepränge und ohne Denkmal auf.

Ihre Kinder waren der schon genannte Kriegsheld Moritz von Nassau, Anna, die Gemahlin des Grafen Ludwig von Nassau, und Emilie, Gemahlin des Prinzen Emanuel, Prätendenten von Portugal.

Wir müssen nach dieser schmerzlichen Abschweifung zu der politischen Laufbahn des Prinzen von Oranien zurückkehren.

4. Oraniens Verhalten in der ersten Zeit der Regierung Philipps II.

Als nach der Ceremonie der Abdankung Kaiser Karls V. sein Sohn Philipp die Gewalt übernahm, machte seine Erscheinung wohl auf keinen Zuschauer einen guten Eindruck. Schon sein Aeußeres verrieth den Menschen, wie er sich nur zu bald entpuppte. Er war ein kleiner, magerer Mann, unter Mittelgröße, mit einer schmalen Brust und dünnen Beinen, seine blauen Augen hatten etwas Scheues. Die Stirne war hoch, er hatte eine Adlernase, doch, wie sein Vater, die burgundische Erbschaft des weiten Mundes, der herunterhängenden Lippe und der weit hervortretenden Unterkinnlade. Die Gesichtsfarbe war schön, sein Haar hell und dünne, sein Bart gelb, kurz und spitz. In seinem öffentlichen Benehmen zeigte er sich zurückhaltend und schweigsam, still wie das Grab. Während der Unterhaltung sah er gewöhnlich auf den Boden, wie wenn er verlegen wäre. Man schrieb dies seinem spanischen Stolze zu. Seine ganze Erziehung war aber auch eine spanische. Am 21. Mai 1527 in Spanien geboren, erhielt er eine dürftige Bildung durch spanische Geistliche. Er konnte nur spanisch sprechen, während sein Vater sich in mehreren Sprachen geläufig auszudrücken wußte. Philipps Kenntniß des Französischen und Italiänischen erstreckte sich nicht weit. Ein wenig Geschichte und Geographie hatte er sich angeeignet, auch besaß er einigen Geschmack an Wer-

ken der Bildhauerei, Malerei und Baukunst. Seine geistigen Gaben waren mittelmäßig, er hatte einen beschränkten Geist. Motley sagt mit Recht von ihm: „Er war ein förmlicher Vielfraß in Staatsgeschäften.“ Alles mußte durch seine Hände gehen, selbst auf Spazierfahrten durchblätterte er Acten, und äußerte einst gegen einen seiner Räthe: „Ich versichere Euch, dem Könige ist das mühereichste Amt im Leben beschieden.“ „Den ganzen Tag liegt er über den Papieren,“ schreibt der französische Gesandte von Philipp, als er sich noch in den Niederlanden aufhielt. Er war der allerthätigste Geschäftsmann von der Welt. Es mußte sich deßhalb auch alles nach seinem Willen richten, keine Selbständigkeit konnte neben ihm aufkommen. Das war auch der Grund, warum die Königin Maria die weitere Verwaltung der Niederlande, welche er ihr übertrug, ablehnte, indem sie sagte, daß sie in ihren alten Tagen nicht noch einmal mit Erlernung des ABC anfangen wolle, sie begnüge sich für den Rest ihres Lebens mit einem Gott und einem Herrn. Er war ein Selbstherrscher, wie es kaum einen zweiten giebt, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihn Gott zum Statthalter irdischer Reiche erkoren und mit Weisheit begnadigt habe. Er war kein Mann der That, wie sein Vater, sondern saß im Kabinet und leitete von dort aus alles. Von seiner Klugheit kann man sagen, daß sie ihren eigenen Meister geschlagen hat. Voll Mißtrauen gegen seine Räthe fand er keine Liebe, wie er denn auch keine erwies. Man fühlte in seiner eisigen Nähe Mißbehagen, auch wenn er lächelte. Daher mochte es auch kommen, daß man an seinem Hofe den Spruch führte, „von seinem Lächeln sei nicht weit bis zu seinem Dolch.“

Was er wollte, war Gehorsam und katholische Religion. Er lag dem Gottesdienste seiner Kirche fast mit mönchischer Gewissenhaftigkeit ob. Einst küßte er bei einem Besuche von Erzherzögen einem Priester nach der Messe die Hand, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Als eine vornehme Dame einmal die Stufen eines Altars betrat, sagte er unwillig zu ihr: „Das ist kein Platz weder für Euch, noch auch für mich.“ Weil die Reformation keinen Werth auf die Reliquien legte, ließ er sie in den protestantischen Ländern sammeln, damit diese Schätze ja nicht für

die katholische Kirche verloren gingen. Hatte er doch die Ueberzeugung, daß er dazu geboren sei, den römischen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, und betrachtete sich für eine Säule der Kirche. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir seine Handlungen beurtheilen. Auch wenn er seine Macht zu erweitern suchte, so überredete er sich, er thue es zum Besten der Welt und zum Heile der Seelen. Sein Lieblingsplan, welchem er alle andern Pläne seines Lebens unterordnete, war nach seinem eigenen Ausdrucke „die Ausrottung der Ketzerei." Wie sein Volk, die Spanier, so war er ein Feind aller Ketzer, und wie er, so sein Volk. Der Haß, welchen sie einst gegen Juden und Mauren furchtbar ausübten, durchglühte sie und ihren Herrscher gegen alle, die nur in dem geringsten Punkte von der römischen Lehre abwichen. Während er tausende von Schlachtopfern dem Feuertode überlieferte, lebte er Jahre lang im Ehebruche, in Lüge, Verstellung und im Morde. Mit seiner Bigotterie glaubte er Alles wieder gut machen zu können. Welche Selbstverblendung! Wie schauerlich wird der Tag der Ewigkeit ihm diese Maske heruntergerissen haben! Kehren wir zur Geschichte der Niederlande und zu ihrem großen Helden zurück.

Zwischen Deutschland und Frankreich gelegen, wo das Licht des Evangeliums seine hellen Strahlen ausbreitete, konnten die Niederlande sich demselben unmöglich verschließen. Deßhalb drang schon frühe, als Dr. Luther die Fahne des Evangeliums hoch hielt, die Wahrheit des göttlichen Wortes in die Niederlande. Bereits im Jahre 1523 mußten die ersten Zeugen Heinrich Voes und Johann Esch in Brüssel den Scheiterhaufen besteigen. In Holland, Seeland und Flandern wurden bald viele Seelen von der Macht der Wahrheit ergriffen, aber die Papisten sparten es nicht, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen. Wie schon gesagt, tobte ganz besonders Kaiser Karl V. gegen die Freunde des Evangeliums, aber sein Sohn wollte hinter dem Vater nicht zurück bleiben. Wie er die väterliche Erbschaft vollzog, das soll uns eben im Verlaufe unserer Erzählung mitgetheilt werden.

Wir haben Philipp II. nach der Abdankung seines Vaters in den Niederlanden gefunden, aber er sehnte sich sehr nach seinem Spanien zurück. Die Niederländer mochte

er nie. Darum konnten ihn auch nur dringende Angelegenheiten unter ihnen festhalten. Sobald diese abgewickelt waren, verließ er die ihm widerwärtigen Provinzen. So rasch jedoch, wie er wohl hoffte, konnten sie nicht erledigt werden. Und so mußte er sich denn gedulden, und die niederländischen Großen, darunter namentlich den Prinzen Wilhelm von Oranien ertragen, ja ihnen sogar allerlei Ehren erzeigen. Schon im November 1555 berief der König den Prinzen zum Mitgliede des Staatsrathes, in der Urkunde heißt es, wegen der „großen Gaben der Klugheit der Tugenden und der Erfahrung," und „in Erwägung der Dienste, welche derselbe dem Kaiser und dem Könige geleistet habe und noch täglich leiste." Im folgenden Jahre ernannte er den Prinzen sogar zum Ritter des goldenen Vließes.

In die Geschichte Spaniens und Frankreichs gehören die Schlachten von St. Quentin am 10. August und von Gravelingen am 13. Juli 1557, durch welche Frankreich tief gedemüthigt worden ist. Nicht Philipp II., in dessen Adern kein Blutstropfen eines Kriegshelden floß, sondern sein Feldherr Egmont trug die glänzenden Siege über die Franzosen davon. Hätte er Etwas von des Vaters Geist in sich gehabt, so würde er diese Siege verfolgt und in Paris den Frieden diktirt haben. Eines solchen Schwunges war Philipp nicht fähig. Nach Spanien, wo er unumschränkt regieren konnte, sehnte er sich zurück. Deßhalb lag es ihm dringend am Herzen, mit dem Könige Heinrich von Frankreich Frieden zu schließen. Die ersten Schritte dazu ließ er den Prinzen von Oranien thun. Sie waren von großer Bedeutung, wie der Prinz noch nach einundzwanzig Jahren in seiner Vertheidigung gegen Philipp hervorhebt: „Wenn ihm nur noch ein Rest von Dankbarkeit geblieben wäre, so würde er nicht läugnen können, daß ich eins der vorzüglichsten Werkzeuge und Mittel gewesen bin, ihn zu einem solchen und so vortheilhaften Frieden gelangen zu lassen, indem ich über denselben mit dem Herrn Connetable von Montmorency und Marschall von St. André insgeheim unterhandelte nach dem dringenden Verlangen des Königs, der mich versicherte, daß ich ihm auf dieser Welt keinen größeren Dienst würde leisten können, als den Frieden zu Stande zu bringen,

und daß er diesen um jeden Preis haben wolle, weil er nach Spanien zu gehen beabsichtige." Im Vordergrunde der Friedensunterhandlungen stand und führte den Briefwechsel der Bischof von Arras, Anton Perenot, bekannter unter dem Namen Kardinal Granvella, aber der Prinz Wilhelm gehörte zu den Bevollmächtigten. Am 3. April 1559 wurde der Friede zu Cateau-Cambresis geschlossen und brachte Spanien große Vortheile. Einen geheimen Bund schlossen bei dieser Gelegenheit der Bischof von Arras und der Kardinal von Lothringen, zwei entschiedene und abgesagte Feinde der Reformation. Dieser Bund bezweckte nichts Geringeres, als Ausrottung der Ketzerei. Philipp, welcher dem Prinzen von Oranien nicht traute, setzte ihn von diesem verdammlichen Vertrage nicht in Kenntniß, und doch erfuhr er ihn. Das ging eigenthümlich zu. Der Herzog Alba, der Graf Egmont und auf Wunsch des Königs von Frankreich auch der Prinz waren als Geiseln für die Ausführung des Friedensvertrages nach Frankreich gesandt worden. Eines Tags jagte der König im Walde von Vincennes, und es ereignete sich, daß er und der Prinz, entfernt von der übrigen Jagdgesellschaft, allein zusammentrafen. Erfüllt von dem geheimen Plane zur Ausrottung des Protestantismus und in der Meinung, daß auch Oranien in das Geheimniß eingeweiht wäre, fing der König an, mit ihm über diese Sache zu sprechen. Er klagte über die Zunahme der Sectirer, und sagte, daß er sich nicht sicher fühle, bis Frankreich „von jenem verfluchten Gewürme" befreit sei. Hegte er doch, wie so manche Römlinge, die Ansicht, daß die Reformation eine bürgerliche Revolution in ihrem Gefolge haben werde, sprach aber zugleich seine Meinung aus, daß er mit Philipp über die Ketzer Meister werden würde und ging sogar in Einzelheiten über die Niedermetzlung derselben ein, und wie in den Niederlanden die spanischen Regimenter dabei die trefflichsten Dienste leisten würden. Wenn je, so verdiente der Prinz damals den Namen des Schweigers, denn kein Wort, keine Miene, kein Blick verrieth seine innere Bewegung. Obwohl er damals keine Neigung zu den Männern der Reformation in sich fühlte, so war er doch, wie er in seiner Apologie bekennt, von Mitleid mit so vielen tugendhaften Männern und Frauen, welche auf

solche Weise der Niedermetzlung geweiht werden sollten, tief bewegt. Er sah, daß „die Gründung der Inquisition für die Niederlande beschlossen war, welche grausamer, als die spanische werden sollte, da man nur ein Heiligenbild schief werde anzusehen brauchen, um auf den Scheiterhaufen zu kommen.“ Von jener Zeit an stand sein Vorsatz fest, die Spanier aus dem Lande zu treiben. Als er einige Tage nachher Urlaub erhielt, benützte er seine Anwesenheit in den Niederlanden, eine Bewegung gegen den Aufenthalt der spanischen Truppen ins Leben zu rufen. Er that damit das gerade Gegentheil von dem, was ihm, als dem Statthalter von Holland, Friesland und Utrecht, seine Instruktion auferlegte, denn er war darin angewiesen, „mit größtem Eifer die von unserer heiligen Mutter-Kirche verworfenen Secten zu bestrafen und auszurotten; die Edicte Sr. Kaiserlichen Majestät, welche der König erneuert habe, mit äußerster Strenge zu vollziehen, sowie darauf zu sehen, daß die Richter die Edicte ohne Verletzung oder Abweichung ausführten, indem sie dazu da seien, das Gesetz anzuwenden, nicht es zu machen oder zu discutiren.“ Die Edicte mußten mit aller Strenge und ohne Ansehen der Person durchgeführt werden. In einer seiner letzten Unterredungen mit dem Prinzen hatte Philipp ihm sogar mehrere ausgezeichnete Personen, die der Ketzerei verdächtig waren, namentlich bezeichnet, und ihn beauftragt, sie geradezu hinrichten zu lassen. Diesen Befehl vollzog Oranien nicht, im Gegentheil warnte er jene Personen, so daß sie sich durch die Flucht der Hinrichtung entziehen konnten, da es ihm, wie er bekennt, nöthig schien, „Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen.“

Philipp blieb in den Niederlanden nur noch, um die inneren Angelegenheiten nach seinem Sinne zu ordnen. Die Gewalt blieb nach seinem Abschiede aus dem ihm widerwärtigen Lande natürlich in seinen Händen. An seiner Statt stand aber ein Stellvertreter, der zu seiner Seite drei Körperschaften hatte, den Finanzrath, der die Finanzgeschäfte des Landes leitete, den Geheimen Rath, der aus zehn bis zwölf gelehrten Doctoren bestand und die Rechtssachen zu besorgen hatte, während der Staatsrath die wichtigste Behörde vorstellte. Zu ihr gehörte unter Andern auch der Prinz von Oranien, sowie

Egmont und Horn. Aus dem Staatsrath bildete sich ein Ausschuß von Dreien, Berlaymont, Viglius und der Bischof von Arras, der eigentlich das Heft in Händen hielt. Zur Unterstützung ihrer Macht blieb ein Corps fremder Truppen, das sich auf 4000 Mann belief. So glaubte Philipp für die Ausführung seiner Pläne hinreichend gesorgt zu haben. Auf seinen Befehl hatten sich am 7. August 1559 die Generalstaaten in Gent zusammengefunden, um seine letzten Mittheilungen und sein Lebewohl in Empfang zu nehmen. Nicht er, sondern der Bischof von Arras redete sie mit einer schön gedrechselten Rede an, worin er ein Meister war. Geld wollte der König, und zwar nicht wenig, und die Ausrottung der Ketzer machte der langen Rede kurzen Sinn aus. Des andern Tages erfolgte die Antwort der Stände. Mit schöner Rede bewilligten sie das Geld und versicherten den König ihrer Zuneigung. Das hörte er gerne und ein Lächeln überzog sein Angesicht. Als sie aber zum Schlusse die alsbaldige Entfernung der Truppen verlangten, zog sich eine dunkle Wolke über das vorher heitere Angesicht und heftig warf er sich in seinen Staatssessel zurück. Er fühlte sich tief verletzt. Gegen die Herren, die den Thron umringten, äußerte er sich aufs Heftigste über diese Forderung. Sogar eine von Oranien, Egmont und vielen der ersten Großen unterzeichnete Schrift wurde ihm am Schlusse überreicht. Darin war die unerträgliche Last dieser spanischen Soldateska, die so arg, wo nicht ärger als der Feind, in den Provinzen hauste, mit hellen, grellen Farben geschildert. Nun entbrannte der Zorn des Königs, so daß er aus der Versammlung hinausstürmte. Da hatte er sich gegeben, wie er dachte, aber nach einigen Tagen erfolgte eine zahme Antwort, wornach er versprach, in drei bis vier Monaten die Truppen zurückzuziehen. Bei einer neuen Versammlung der Stände setzte er die Maske der Freundlichkeit auf und nahm einen scheinbar herzlichen Abschied, aber seine Unzufriedenheit mit der Haltung der Großen, besonders Oraniens, blieb nun kein Geheimniß mehr.

Eine Flotte von 90 Schiffen harrte in Vlissingen auf die Ankunft des Königs, um ihn nach Spanien zu bringen. Er erschien, begleitet von den Großen des Landes. Auch der Prinz von Oranien hatte sich angeschlossen. Als

Philipp an Bord des Schiffes steigen wollte, fielen seine Augen auf den Prinzen. Da konnte er sich nicht zurückhalten, ihm die heftigsten Vorwürfe zu machen. Der Prinz erwiderte, daß Alles, was geschehen, auf dem gesetzlichen Wege durch die Staaten gegangen sei. In wahrer Wuth faßte der König den Prinzen am Kragen und ihn heftig schüttelnd rief er in seiner spanischen Sprache: „Nicht die Staaten, sondern du, du, du!" Nach einer solchen öffentlichen Schmach können wir es dem Prinzen nicht verargen, daß er nicht mit an Bord des Schiffes ging, sondern am Ufer stehen blieb, sich zu verabschieden. Vielleicht war dies auch ein Stück seiner Vorsicht, die ihn nicht leicht verließ. Es hätte ja leicht geschehen können, daß er von dem Schiffe nicht mehr zurückgekommen wäre. Nach einer stürmischen Fahrt, in welcher Philipp Vieles von den mitgenommenen Schätzen dem Ocean überlassen mußte, gelangte er endlich unversehrt nach Spanien. Schon am 8. October 1559 genoß er das für ihn so erquickliche Schauspiel der Verbrennung von Ketzern. Dreizehn treffliche Freunde der Wahrheit wurden vor seinen Augen verbrannt. Als ein junger Adliger zum Scheiterhaufen an dem Throne des Königs vorbeiging, und zu ihm sagte: „Wie können Sie zusehen und mich verbrennen lassen?" soll er geantwortet haben: „Ich würde das Holz herzutragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er so verrucht wäre, wie du." Fand dieses Autodafé, wie man eine solche Ketzerverbrennung im Spanischen nennt, in Valladolid statt, so folgte ein anderes kurz nachher in Sevilla, bei welchem 50 Ketzer verbrannt wurden. Das war sein Dank für die Errettung aus der gefahrvollen Fahrt durch das Meer.

5. Margaretha von Parma als Statthalterin.

König Philipp hatte als Regentin der Niederlande Margaretha von Parma zurückgelassen. Sie war

eine natürliche Tochter Kaiser Karls V. und einer Niederländerin. Die Königin von Ungarn, Philipps Tante, nahm sie in Erziehung und durch sie wurde sie eine leidenschaftliche Jagdliebhaberin und kühne Reiterin. Mit zwölf Jahren wurde sie mit einem abgelebten Wüstling, dem Alexander von Medici verheirathet, aber schon im ersten Jahre wurde er ermordet, und sie schon als Kind Wittwe. Als sie das Alter von zwanzig Jahren erreicht hatte, trat sie aufs neue in den Ehestand. Diesmal war es der umgekehrte Fall, denn ihr Gemahl, Ottavio Farnese, ein Neffe des Papstes Paul III., zählte erst dreizehn Jahre. Auch diese Heirath war eine gemachte und Margaretha fühlte eine unwiderstehliche Abneigung gegen diesen Knaben. Als aber der junge Ottavio den Kaiser Karl V. auf seinem denkwürdigen Zuge gegen Algier begleitete und ihm treue Kriegsdienste leistete, verwandelte sich bei seiner Rückkehr ihre Abneigung in leidenschaftliche Zuneigung. Sie wurden bald mit Zwillingskindern erfreut. Ihr Gemahl ward zum Herzog von Parma und Piacenza erhoben. Daß König Philipp gerade diese seine Schwester, die Herzogin Margaretha, zur Regentin der Niederlande erwählte, mag seinen Grund darin gehabt haben, weil er sich den Niederländern mit einer Landsmännin angenehm zu erzeigen hoffte. Eigentlicher Regent war, wenn man es recht beim Licht betrachtet, der Bischof von Arras, Kardinal Granvella, und von Margaretha erwartete der König, daß sie sich gegen den Kardinal am fügsamsten erzeigen werde. Und darin irrte er sich nicht, obwohl sie von ihrem Vater eine gewisse Herrschsucht geerbt hatte. Daß sie eine gute Katholikin war, dürfte man schon daraus abnehmen, weil der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, ihr Beichtvater und geistlicher Rathgeber gewesen war. Sie lag den katholischen Kirchengebräuchen mit Eifer ob, die Edikte ihres Vaters gegen die Ketzer vollzog sie gerne. In der Verstellungskunst war sie so geübt, wie ihr Vater, nur Philipp mag sie darin noch überboten haben. Ihre Erscheinung hatte etwas Gebieterisches und Männliches, zumal auf ihrer Oberlippe ein Bärtchen hervortrat.

Sehen wir uns auch etwas ihre weiteren Rathgeber an. Da steht voran als Mitglied des Staatsraths Baron

von Berlaymont. Er war ein eingefleischter Papist, und wo es galt, die Krone des Königs gegen die Niederländer zu vertheidigen, stand er mit seinen vier muthigen Söhnen in der vordersten Reihe. Ein anderes Mitglied des Staatsraths war der gelehrte Friese Viglius. Er gehörte zu den gehaßtesten Namen in den Provinzen. Das darf uns auch gar nicht Wunder nehmen, indem er die Ketzerei das unverzeihlichste aller Verbrechen nannte. Nach seiner Ansicht gehört der Katholik zu der Heerde Christi, und die dem Evangelium huldigen, folgen der Heerde Belials. Aber nicht in seinen, sondern in den Händen des Kardinals Granvella lag in der That das Regiment der Niederlande. Er war der Vorsitzende der Consulta oder des geheimen Raths der Drei, nach deren Rathschlägen sich die Regentin zu richten hatte. Sein Vater war bekanntlich der Lieblingsminister Kaiser Karls V. Der Sohn Anton, der älteste von 13 Kindern, eben der Kardinal, zeichnete sich frühe durch Talente aus. Schon mit zwanzig Jahren sprach er sieben Sprachen geläufig und hatte das bürgerliche und geistliche Recht jener Zeit vollkommen inne. Da konnte es denn nicht fehlen, daß er von Stufe zu Stufe stieg, besonders da er durch seinen Vater den Kaiser selber zum Gönner hatte. Im Jahre 1543 hielt er eine so glänzende Rede vor der Kirchenversammlung von Trient, daß ihn der Kaiser alsbald zum Staatsrathe ernannte. Kurz, er gehörte zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit und wußte sich in den Charakter Philipps II. so zu schicken, daß, während der König glaubte, ihn zu regieren, vielmehr das umgekehrte Verhältniß stattfand. Darin trafen ihre Gedanken aufs Innigste zusammen, daß er das Königthum ohne Beschränkung wollte. Gott und der König, oder wie er ihn gewöhnlich bezeichnete „der Herr", standen bei ihm fest neben einander. Deßhalb trat er auch den Rechten der Niederlande entschieden entgegen, denn sie bildeten eine Waffe gegen alle Willkühr. Namentlich hielten die Niederländer an ihrem Rechte, Gelder zu bewilligen, und wollten sich nicht verbrennen lassen, wenn sie an diesem und jenem Glaubenssatze der Kirche Zweifel hegten. Gegen das Volk hatte Granvella eigentlich einen Widerwillen, hat er doch einmal von demselben den verächtlichen Aus-

druck gebraucht: „Jenes boshafte Thier, das man Volk nennt.“ Er war ein Mann von ungeheurer Arbeitskraft, an einem Tage war er im Stande, eigenhändig ein halbes Hundert Briefe zu schreiben. Trotz seines großen Reichthums konnte er nicht genug kriegen, so daß der Kaiser, der freilich selbst ein Filz war, ihn einmal wegen seiner Habsucht ernstlich tadelte. Granvella jedoch wurde nicht leicht schamroth und bettelte fort. Philipp hatte an dem Kardinal ein so gefügiges Werkzeug, daß er ihn mit Schätzen zu überhäufen für angezeigt hielt.

Was die Niederlande und ihre Bewohner betraf, so müssen wir wohl zuerst unsern Blick auf den hohen Adel richten. Derselbe war im hohen Grade verschwenderisch und, wie leicht zu begreifen, gerade deßhalb tief verschuldet. Die Meisten hielten einen fürstlichen Hofhalt. Ein Schriftsteller jener Zeit äußert: „Statt Eines Hofes scheinen jetzt fünfzig da zu sein.“ Mit dem Luxus geht bekanntlich überall die Sittenlosigkeit Hand in Hand. Spielsucht und Trunksucht hatten überraschend um sich gegriffen. In jener Zeit betheiligte sich der Prinz an Gesellschaften und es kamen Auftritte vor, die er gewiß späterhin nicht geduldet haben würde. Ueberhaupt ging das Zechen, wodurch sich die Deutschen von jeher unrühmlicher Weise auszeichneten, auch auf die Niederländer über. Wenn vielleicht auch etwas übertrieben, so bleibt es doch eine traurige Wahrheit, wenn ein venetianischer Schriftsteller jener Zeit von den hohen Ständen sagt: „Die Männer berauschen sich jeden Tag und die Damen auch, aber viel weniger, als die Herren.“

Wenn die Großen des Landes ein solches Leben führten, dürfen wir uns nicht wundern, daß auch die Edelleute nicht zurückstehen wollten, da suchte Einer den Andern an Ausschweifungen zu überbieten. Je mehr aber Jemand verschuldet ist, um so geneigter wird er sein, durch Mittel aller Art, auch die unrechtesten, sich aus seinem Schuldenstande herauszureißen. Es wäre gewiß verkehrt, aus solchen Verhältnissen den Aufstand der Niederlande, oder gar die Reformation herleiten zu wollen. Aus dem Volke, nicht von den Hohen ging das Werk hervor, das die Niederlande zu einem der merkwürdigsten Länder des sechzehnten Jahrhunderts gemacht hat.

In den Niederlanden war die Anhänglichkeit an Rom nie besonders groß gewesen. Schon in früheren Zeiten hatten hier die Waldenser, die Lollharden und die Hussiten bedeutenden Anhang gefunden, aber wie viele tausende Märtyrer gab es auch schon damals. Jetzt aber, als die Zeit erfüllt war, daß der geistliche Bann von der Christenheit hinweggenommen werden sollte, als von Deutschland und Frankreich her eine geistliche Bewegung ausgegangen war, konnte das empfängliche Volk der Niederlande nicht unberührt bleiben. Die Edikte Kaiser Karls suchten vergeblich der Bewegung Einhalt zu thun. Das Blut der fast zahllosen Märtyrer, die unter dem Beile, an dem Galgen, auf dem Scheiterhaufen, in den Gräbern, um sie lebendig darin zu verscharren, dahinsanken, war der Dünger für den heiligen Acker der Kirche. Kaiser Karl hatte wider Willen beigetragen, die Tage der apostolischen Kirche zu erneuern. Es wäre der Mühe werth, und könnte nur zur Erbauung dienen, dieses werthvolle Gemälde der inneren Kirchengeschichte uns vorzuhalten. Aber wir haben es mit der Zeit des Oraniers und mit seinem Eingreifen in dieselbe zu thun. Ehe wir dies erzählen, müssen wir uns die Edikte von 1550, wie sie Kaiser Karl veröffentlicht und sein Sohn erneuert hatte, vergegenwärtigen. Wir geben nur Hauptzüge daraus. Da heißt es: „Niemand darf eine Schrift von Luther, Zwingli, Calvin oder von anderen Ketzern drucken, verkaufen, verheimlichen. Niemand darf die Bilder der heiligen Jungfrau oder anderer Heiligen beschädigen. Niemand darf Versammlungen, in denen solche Ketzer lehren, halten oder ihnen beiwohnen." Die Edikte verbieten allen Laien Unterhaltungen über die heilige Schrift, sie dürfen die Bibel nicht lesen, wenn sie nicht Theologie studirt haben und geprüft worden sind. Eine Meinung der Ketzer darf weder heimlich, noch öffentlich gelehrt werden. Die Strafen waren furchtbar, immer Todesstrafe. Die Männer sollen mit dem Schwert hingerichtet, die Weiber lebendig begraben werden. Wenn die Letzteren in ihrem Irrthume verharren, ist ihnen der Feuertod gewiß. Wer einen Ketzer beherbergt oder nicht anzeigt, muß ebenfalls des Todes sterben. Natürlich fällt das Eigenthum der Ketzer der Krone zu. Die Angeber erhalten auch einen Antheil an der Beute. Die Richter dürfen die Strafe nicht mildern

und keine Bittschrift zu Gunsten der Verurtheilten einreichen, sonst sind sie unfähig zur Bekleidung ihrer Aemter und werden noch besonders bestraft.

Die Erneuerung der Edikte hatte Granvella dem Könige angerathen, er wußte, daß der Kaiser trotz derselben in gutem Andenken stand. Die Vollziehung der Edikte wurde aufs neue in Betrieb gesetzt. Mit einer wahren Wuth ging man an den Vollzug. Dazu beschloß man die Ausführung einer neuen Maßregel. Gab es bisher nur vier Bischöfe für die Niederlande, so vermehrte man nun ihre Zahl mit den bisherigen bis auf achtzehn. Damit sollte die Zionswacht nur um so gründlicher werden. Papst Paul IV. ging gerne auf den königlichen Wunsch ein, war es doch ein Stück Gegenreformation. Die Inquisition und mit ihr die Unterdrückung der Ketzerei war dem finstern Manne Lebensaufgabe. Deßhalb wollten denn auch König Philipp und sein Leiter Granvella nicht daran, die spanischen Truppen zu entlassen, denn man brauchte sie eben so gut zur Ausrottung der Ketzerei, als die Bischöfe und die Inquisition.

6. Die Inquisition.

Die erste Ursache der Aufregung und Empörung der Niederlande ist zweifelsohne in der Inquisition zu suchen. Sie war in Spanien von Papst Alexander VI. und König Ferdinand dem Katholischen eingeführt worden. Zuerst gegen Juden und Mauren in Thätigkeit gesetzt, wurde sie hernach auch gegen Ketzer angewendet. Der Dominikanermönch Torquemada übte zuerst das Amt eines Großinquisitors aus, wie überhaupt die Dominikaner als die Spürhunde des heiligen Amtes auftraten. Achtzehn Jahre lang versah Torquemada seine Stelle, über 10,000 Menschen wurden in dieser Zeit verbrannt, und über 90,000 verbannt und ihres Vermögens beraubt. Es war ein schauderhaftes Gericht, vor welchem die Ketzer zu erscheinen hatten. Ueber Gedanken urtheilte es. Auf bloßen Verdacht hin zog man die Leute ein, folterte sie so lange, bis sie ein Bekenntniß ablegten und verbrannte sie als-

dann. Manche haben Jahre lang in Zwischenräumen die Folter ausgehalten und sind doch am Ende verbrannt worden. Gewöhnlich ließ man eine Anzahl Verurtheilter zusammenkommen. Ein solches Autodafé war ein Fest, an dem sich nicht blos der Pöbel, sondern der König selber, die hohen Würdenträger des Staats und die Geistlichkeit betheiligten. Da kam denn der unglückliche Verurtheilte in seinem von schwarzen Teufelsfiguren durchnähten gelben Rocke ohne Aermel mit einer großen Papiermütze auf dem Kopfe, die Zunge ist ihm im Munde geknebelt. Voran gingen die Schulkinder, denen die Verurtheilten folgten, an die sich die Behörden, der Adel, die Prälaten und die Inquisitoren anschlossen. Eine Predigt zur Verherrlichung des heiligen Amtes durfte nicht fehlen. Die Urtheilssprüche wurden den armen Opfern verlesen, und nun stimmte die Geistlichkeit den 51. Psalm an, in welchen das versammelte Volk einstimmte. War ein Priester unter den Verurtheilten, so wurden ihm seine geistlichen Kleider ausgezogen und Hände, Lippen und die Tonsur auf dem Kopfe mit einer Glasscherbe abgeschabt, um das geweihte Oel, von dem natürlich nichts zu sehen war, zu entfernen. Hierauf folgte die Verbrennung derer, welche bis zum Ende standhaft blieben; die aber, welche in der letzten Minute widerriefen, wurden erdrosselt und in das Feuer geworfen. Das war die spanische Inquisition und die Gerichte, die schon lange über Spanien ergehen, sind darin zu suchen, weil das unglückselige Land sich an den Heiligen Gottes versündigt hat. In den Niederlanden wußte man dies Alles. Die Einsetzung der neuen Bisthümer war für sie eine ernste Drohung. Sie ahnten, daß die vielen Bischöfe mit ihren Helfershelfern nur die Bestimmung hätten, die Inquisition kräftiger und umfassender durchzuführen. Es war diesmal die sogenannte bischöfliche Inquisition. Erst Karl V. beschenkte die Niederländer mit dieser fluchwürdigen Einrichtung. Der Lehrer Karls, der nachmalige Papst Adrian, half seinem gelehrigen Schüler dazu. So wurde denn das Werk in Bewegung gesetzt nach einer strengen Instruction, welche der Kaiser für die Inquisitoren verfaßt hatte. Alle Personen ohne Unterschied des Standes, wenn sie „angesteckt oder stark verdächtig" waren, fielen unter ihre Gerichtsbarkeit. Tod war auch in den Niederlanden

die Strafe der Verurtheilten. Der Kaiser empfahl den Richtern zum Schlusse „aller Welt zu zeigen, daß es nicht ihr eigenes Werk, sondern das Christi sei, was sie thäten.“ Der Pharisäer mit seiner heuchlerischen Sippschaft! Das stimmte so recht mit dem Sinne Philipps II. Schon im ersten Monate seiner Regierung bestätigte und erneuerte er die kaiserlichen Edikte. Nehmen wir nur ein Beispiel aus den Zeiten Kaiser Karls. Es möge Gottfried von Hamelle von Torneck sein. Er gehörte der ehrbaren Schneiderzunft an. Früher ein Kind der Welt traf ihn die Wahrheit, und von der Zeit an war er ein ganzer Christ. Er trieb einen kleinen Handel mit Leinwand, und das gab ihm Gelegenheit, allen Käufern von dem zu zeugen, wovon sein Herz voll war. Hin und her stärkte er die Gläubigen. Die scharfen Augen der Inquisitoren fanden dies bald heraus. Eines Tages — es war im Jahre 1552 — ergriffen sie ihn mit den Worten: „Gieb dich gefangen!“ Das that er ganz williglich. Dreimal mußte er vor dem Gerichte erscheinen. Am 8. März wurde er vor das Ketzergericht geführt. Auf die Frage, ob er glaube, daß ein römischer Priester die Macht habe, Sünden zu vergeben? antwortete er: „Ich weiß von keiner Vergebung der Sünden, als die ich von der Barmherzigkeit Gottes durch die Gnade seines lieben Sohnes Jesu Christi erlange.“ Auf die weitere Frage: Ob er an die römische Kirche mit dem Papst als Stellvertreter Christi und den Schlüsseln des Himmelreichs glaube? gab er die Antwort, daß er an eine heilige allgemeine christliche Kirche glaube, die allein Christum für ihr Haupt halte, während er die römische Kirche für eine Schule des Antichrist achte, worin die Schafe Christi mit schädlichen Irrthümern und mit teuflischen Lehren gespeist werden. „Hört ihr das?“ rief der inquirirende Dechant, „das laßt uns aufzeichnen.“ Als der Dechant ihn nach der Verwandlung des Brotes in den Leib Christi fragte, erklärte Gottfried dies für eine Schmach Christi, das Volk zu lehren, ein Stücklein Brot anzubeten, während man ihn zur Rechten Gottes anbeten solle. Dies und Anderes wurde er gefragt, es war darüber Abends sieben Uhr geworden, er wurde in ein Stankloch zurückgeführt. Darin lag er bis zum 15. März, als der Kerkermeister des Morgens rief: „Gottfried, mach dich

fertig, du sollst heute vor die Herren!" Mit Freuden folgte er, denn er brannte vor Eifer, die Wahrheit zu bekennen. Sie hielten ihn für einen Wiedertäufer. Als er dies läugnete, drangen sie in ihn, aus der Schrift die Kindertaufe zu beweisen. Er that dies mit Berufung auf die Beschneidung der israelitischen Knäblein am achten Tage. Auf die Frage, ob er die Jungfrau Maria als Fürbitterin anrufe, erwiderte er, daß er sie für hoch begnadigt halte, weil der Sohn Gottes von ihr Fleisch und Blut angenommen habe, aber sie habe selber bei der Hochzeit zu Kana auf ihren Sohn gewiesen mit den Worten: „Was Er euch sagt, das thut." In Betreff des Fegfeuers erklärte er, er kenne kein anderes, als das Blut Jesu Christi und sei überzeugt, daß, wenn der Sünder sich zu dem Herrn bekehre von seinem gottlosen Wesen, ihm seine Sünden nicht halb, sondern ganz vergeben seien. Weil sie nun trotz dreimaligen Verhörs nichts ausrichteten, schickten sie ihm ins Gefängniß einen gelehrten Domherrn, der die Mängel und Gebrechen der römischen Kirche zugab, jedoch auf der Brotverwandlung stehen blieb, aber er fand in Gottfried einen Mann, der da wußte, an wen er glaubte. Wir haben noch Briefe von ihm, die zu den schönsten Märtyrerzeugnissen der christlichen Kirche gehören. Einen derselben schließt er mit den Worten: „Ich erwarte alle Tage und alle Stunden meinen Tod, wiewohl es nicht eigentlich ein Tod, sondern vielmehr ein Leben zu nennen ist." Am 23. Juli wurde er als Ketzer zum Feuertod verurtheilt, da sank er auf seine Kniee und betete. Auf dem Richtplatze legte er noch herrliche Zeugnisse von Christo ab, und ermahnte das Volk, das Vertrauen ganz allein auf Jesum zu setzen. Er knieete nieder und sprach mit Inbrunst den apostolischen Glauben. An den Pfahl auf dem Scheiterhaufen gebunden, betete er: „O ewiger Vater, erhöre das Seufzen deines armen Knechtes!" Als der Domherr ihm rieth, sich der Jungfrau Maria zu befehlen, sagte er: „Nein, mein einziger Anwalt bei dem himmlischen Vater ist Jesus Christus." Der Henker wollte ihn erwürgen, ehe er verbrannt würde, aber er sagte: „Laß das bleiben, mein Freund!" Mit zum Himmel erhobenem Angesicht und mit dem Seufzer: „Ewiger Vater, nimm meinen Geist auf!" verschied er sanft, während die Feuerflammen um ihn schlugen.

Einer der wüthendsten Inquisitoren war Titelmans. Wie ein Kobold ritt er bei Tag und bei Nacht durch das Land, Alles zitterte, wenn er sich zeigte. Er riß verdächtige Personen vom Herde, aus dem Bette, warf sie in die Kerker, folterte, erdrosselte, verbrannte sie. Einen Schulmeister von Oudenarde rief er einst vor sich. Als derselbe vor den Richter der Stadt geführt zu werden verlangte, hieß es kurz: „Ihr seid mein Gefangener und habt mir Rede zu stehen.“ Titelmans drängte ihn zum Widerruf, aber er weigerte sich, obwohl ihm der Ketzermeister sein Weib und seine Kinder vorhielt. „Weder für Weib und Kind, noch für die ganze Welt kann ich Gott und dem wahren Glauben entsagen.“ Er wurde erdrosselt und in die Flammen geworfen. Ein anderer Mann ward blos deßhalb verbrannt, weil er einige Lieder aus einem Genfer Buche abgeschrieben hatte. Wieder Einer, den sie der Wiedertäuferei beschuldigten, wurde in Gegenwart seines Weibes mit einem rostigen Schwerte zu todt gehackt. Vor Entsetzen gab auch sein Weib ihren Geist auf. Ein gewisser Kapel, der wegen seiner Wohlthätigkeit gar sehr geliebt war, hegte ebenfalls ketzerische Meinungen. Wir wissen schon, daß es die Wahrheit war, was sie Ketzerei nannten. Kurz, er wird zum Feuertode verurtheilt. Ein armer schwachsinniger Mensch, der oft von Kapel gespeist worden war, konnte es nicht ertragen, daß sein Wohlthäter verbrannt werden solle. „Ihr seid blutige Mörder, er hat nichts Unrechtes gethan,“ rief er den Schergen zu, als sie seinen Wohlthäter an den Pfahl banden. Ja er stürzte sich selber in die Flammen, um mit dem Märtyrer verbrannt zu werden, wurde aber wieder herausgezogen. Nach einigen Tagen schleppte er den halbverbrannten Leichnam seines Wohlthäters vor das Haus des Bürgermeisters, der gerade eine Sitzung hatte. Sich durchdrängend legte er das Skelet vor ihre Füße. „Hier, ihr Mörder! Habt ihr sein Fleisch gegessen, so eßt auch seine Knochen!“ schrie er. Aehnliches mag sich manchmal ereignet haben. Die Wuth des Volkes steigerte sich zusehends. In Tournay ging ein Sammtweber am Christtage in die Kirche. Als der Priester die Hostie in die Höhe hob, riß ihm Bertrand le Blas — so hieß er — die Hostie aus den Händen, zerbröckelte sie und mit den

Worten: „Mißleitete Menschen, haltet ihr dieses Ding für euren Heiland Jesus Christus?“ trat er die Stücke mit Füßen. Die Menge war starr vor Entsetzen, Niemand ergriff ihn, so daß er hätte entfliehen können. Einige Zeit nachher ward er vor das Gericht gebracht. Ob er die That bereue? fragte ihn der Inquisitor. „Ich rühme mich ihrer,“ erwiderte er. Man folterte ihn dreimal, damit er Mitschuldige nenne. Er hatte keine. Auf den Markt geschleppt, zwickte man ihm mit glühenden Eisen die rechte Hand und den rechten Fuß ab, riß ihm die Zunge mit der Wurzel aus. Mitten um den Leib mit einer eisernen Kette umgeben, wurde er aufgehängt und auf einem Feuer langsam geröstet. Die Qualen müssen entsetzlich gewesen sein, aber die Standhaftigkeit des Gequälten währte so lange, als sein Leben.

In Ryssel in Flandern ließ Titelmans einen gewissen Ognier mit seiner Frau und zwei Söhnen ergreifen, blos deßhalb, weil sie nicht mehr die Messe besuchten, sondern sich zu Hause erbauten. Ognier erklärte auf die Frage, weßhalb er nicht mehr in die Messe komme: „Es geschieht darum, weil dadurch das heilige Opfer Jesu Christi, einmal geschehen, verunehrt wird.“ Auch bekannte er, daß in seinem Hause Versammlungen gehalten würden. „Was thut ihr denn darin?“ fragten die Herren. Sein Sohn antwortete: „Wenn wir im Namen des Herrn beisammen sind, sein heiliges Wort zu hören, so knieen wir zuerst nieder auf die Erde, bekennen unsere Sünden und bitten um die lautere Predigt des Wortes Gottes. Auch beten wir für den Kaiser und seine Räthe, auf daß das weltliche Regiment Gott zu Ehren friedlich geführt werde. Wir bitten den lieben Gott auch für euch, liebe Herren, und für die ganze Stadt.“ Nun fiel er auf die Kniee und betete mit großer Angethanheit, daß sich der Rath nicht ohne Thränen darüber verwunderte. Alle vier legten ein offenes Bekenntniß ihres Glaubens ab. Es half ihnen aber nichts, der Vater und der älteste Sohn wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. Es ist wahrhaft ergreifend, in den Urkunden zu lesen, wie der Sohn seinen alten Vater tröstete und aufrichtete, treu zu bleiben bis zum Ende. Er fing an, den 16. Psalm zu singen, worüber die Mönche tobten. Als der Jüngling am Pfahl betete: „O Gott,

himmlischer Vater, laß dir das Opfer unseres Leibes wohl gefallen im Namen deines lieben Sohnes!" schrie ein Franziskaner: „Du lügst, du Schelm. Er ist nicht dein Vater, sondern der Teufel ist dein Vater." In seinem Todeskampfe wurde der Jüngling wie Stephanus, der Gnade gewürdigt, den Himmel offen zu sehen. „Seht, lieber Vater," rief der Sterbende, „tausend Millionen Engel um uns her, die sich freuen des Bekenntnisses, das wir vor der Welt abgelegt haben. Freut euch mit uns, lieber Vater, denn das Reich und die Herrlichkeit steht uns offen." Der Mönch schrie wie wahnsinnig: „Ich sehe die Hölle offen und die tausend Millionen Teufel, die euch ins höllische Feuer hinreißen werden." Die letzten Worte, die man von dem glaubensstarken jungen Märtyrer aus den Feuerflammen hörte, waren: „Herr Jesu Christe, du Sohn Gottes, wir befehlen dir unsere Seelen." So verschieden Vater und Sohn seliglich im Herrn. Einige Tage nachher wurde auch die Mutter und ihr jüngster Sohn Martin verbrannt.

Eines Tages brach Titelmans zu Ryssel in ein Haus ein, verhaftete einen Bürger, Johann de Swarte, seine Frau und vier Kinder, zwei neuvermählte Ehepaare und zwei andere Personen. Was hatten sie denn verbrochen? In der Bibel hatten sie gelesen und heimlich in ihrem Hause Gottesdienst gehalten. Ihre Strafe war der Scheiterhaufen.

Das sind nur einzelne Beispiele aus den tausenden von Männern, Weibern und Kindern, die zu Asche verbrannt wurden, weil sie einmal vor langer Zeit gegen Rom gesprochen, in der Bibel gelesen, in ihrem Zimmer gebetet, vor der Hostie, der sie auf der Straße begegnet, nicht niedergefallen waren, wegen der christlichen Gedanken, die sie in den Verhören aussprachen. Hätten da die Menschen nicht geredet, nicht gehandelt, wahrlich, die Steine würden geschrieen haben.

7. Anfänge der Aufregung.

Der Kardinal Granvella, von dem der englische Gesandte einmal sagte: „Alle Welt haßt ihn," that auch Alles, um diesen Haß auf sich zu laden. Selbst die Regentin, die früher für ihn schwärmte, fühlte ihre Zurücksetzung. Er herrschte eigentlich allein, und zwar mit einer Eigenmächtigkeit, daß die Räthe sich für Puppen halten mußten. Die Inquisitoren ermuthigte er in ihrem Henkeramte, aber trotzdem breitete sich die Ketzerei immer weiter aus. Das Volk begrüßte mit Theilnahme und Beifall die Märtyrer, welche zum Schaffot geführt wurden. Es wurden öfters die Lieder von Marot gesungen, so daß es die Inquisitoren hören mußten. Damals machten in Valenciennes die beiden Prediger des Evangeliums Taveau und Mallart durch ihre Zeugnisse einen tiefen Eindruck auf das Volk. Der Statthalter Berghen achtete es für Unrecht, um des Glaubens willen Blut zu vergießen und schritt deßhalb gegen die reformirten Prediger nicht ein. Granvella aber hielt es für dringend nöthig, dieselben rasch hinzurichten, damit die Ketzerei in ihrem Blute erstickt werde. Er schickte deßhalb einen seiner Getreuen nach Valenciennes, eine rasche Verurtheilung zu bewirken. Diese erfolgte auch im Herbst 1561, aber die Behörden, welche das Volk kannten, fürchteten sich vor dem Vollzuge des Todesurtheils. Granvella schrieb fast täglich Briefe voller Vorwürfe gegen die Behörden, das Volk aber versammelte sich öfters vor den Fenstern des Gefängnisses, in welchem die Prediger schmachteten, und versprach ihnen Beistand. Endlich wurden die beiden Märtyrer am 27. April 1562 auf den Markt geführt, um dort verbrannt zu werden. Als Taveau an den Pfahl gebunden wurde, rief er: „O ewiger Vater!" Da brach auf ein gegebenes Zeichen das Volk los, riß die Schranken nieder, zerstreute die schon brennenden Reisbündel nach allen Seiten, und verhinderte die Henker an der Ausführung des Todesurtheiles. Der Wache aber gelang es, die beiden Prediger wieder in das Gefängniß zurückzubringen. Die Inquisitoren drangen jetzt darauf, ihnen im Kerker die Köpfe abzuschlagen und sie auf die

Straße zu werfen. Doch die Behörden waren unentschlossen, was sie thun sollten. Das Volk aber, welches Psalmen singend die Straßen durchzog, drang gegen das Gefängniß vor und es gelang ihm, die Gefangenen zu befreien. Sie entkamen aus der Stadt. Die Regierung in Brüssel war ganz wüthend über dies Vorkommniß, das sie doch selbst verschuldet hatte. Rasch wurde Militär nach Valenciennes gesandt und kurzer Prozeß mit den Befreiern gemacht. Schon am 16. Mai begann das Gemetzel unter dem Volke, die Zahl der Verbrannten und Enthaupteten war groß.

Ich kann nicht umhin, noch zwei rührende Beispiele zu erzählen, wie tief der Herr in den Herzen der Niederländer sein Wort gepflanzt hatte. Die Stadt Isle in Flandern war besonders mit dem Worte gesegnet. Eines Morgens im Januar 1561 kam der Stadtvogt mit seinen Schergen in das Haus eines einfachen Handwerkers, von dem man in Erfahrung gebracht hatte, daß er der neuen Lehre huldige. Er hieß Jakob von Loh. Im Verhöre bekannte er, daß er schon mehrere Jahre nicht mehr dem Priester gebeichtet habe, fügte aber bei: „Ich beichte meinem Gott alle Tage.“ Wie hier, so hatte er auch in Betreff der Verwandlungslehre das richtige Licht. Ob er ein Fegfeuer glaube? fragte man ihn. Mit seiner Bibel in der Hand erwiderte er: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Ueberhaupt besaß er eine gründliche Schriftkenntniß. „Wer hat dich denn so wohl unterwiesen?“ fragten sie ihn am Schlusse des Verhöres. „Das hat Jesus Christus gethan“ antwortete er mit Freudigkeit. Noch mehrmals kam Jakob ins Verhör, staunen muß man, mit welcher Klarheit und Gründlichkeit er die ihm vorgelegten Fragen und Einwürfe beantwortete. Er widerstand treulich allen Angriffen, auch denen der Franziskaner, die keine anderen Gründe vorbrachten, als das Getobe: „Fort mit ihm zum Feuer, zum Feuer!“ Man nahm ihm seine Bücher ab, darunter auch eine Bibel, die ebenfalls als ketzerisch ins Feuer wandern mußte. Als ihm das Urtheil des Feuertodes verkündet worden, rief er mit lauter Stimme: „O Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu, denn sie wissen nicht was sie thun.“ Standhaft ging er seinen Weg zum Richtplatz,

und betend wurde er verbrannt. So treu hielt auch der Prediger Christoph Schmidt in Antwerpen im October 1564 aus. Es war im Sommer dieses Jahres, daß eine listige Schlange, nämlich eine Handelsfrau, von dem Volke nur die lange Margreth genannt, in sein Haus kam, um sich, wie sie sagte, den Evangelischen anzuschließen. Schmidt hielt diese Natter für eine Wahrheit suchende Seele und ließ sie zu den verborgenen Versammlungen der Gläubigen. Eines Tages war er mit einem Professor aus Heidelberg in ihrem Hause, auch ein Priester stellte sich ein. Es gab da natürlich Gespräche über die Hauptsache. Als sie einmal wieder beisammen waren, erschien der Schultheiß mit seinen Stadtknechten und führte sie ins Gefängniß. Es war eine abgekartete Geschichte. Schon auf dem Wege zum Gefängnisse entstand unter dem Volke eine heftige Aufregung. Den Prediger spannte man drei Stunden lang unmenschlicher Weise auf die Folter. Er war früher Karthäusermönch, von der Wahrheit überzeugt, schloß er sich der Gemeinde Gottes als ihr Prediger an und trat auf rechtliche Weise in den Ehestand. Als sich wie ein Lauffeuer das Gerücht in der Stadt verbreitete, er habe widerrufen, fühlte er sich gedrungen, ein ausführliches Bekenntniß seines Glaubens ausgehen zu lassen, das wir zu den schönsten Zeugnissen der Geschichte der Märtyrer rechnen. Täglich kamen Mönche, besonders Karmeliter, in sein Gefängniß und setzten ihm aufs Heftigste zu. Er blieb aber keine Antwort schuldig, denn er war tief gegründet in der Schrift. Bald drangen sie mit Drohungen, bald mit Verheißungen auf sein Gemüth. Das Alles trug dazu bei, daß er krank wurde. Am 30. October führte man ihn endlich aus dem Gefängnisse. „Ich bin bereit, diesen Leib verbrennen zu lassen," sagte er freudig. Viel Volks hatte sich versammelt. Die Stadtdiener rissen ihn fort und schlugen auf das Volk hinein. Schmidt ermahnte das Volk, um seinetwillen keinen Aufruhr zu erregen. Endlich kamen sie auf dem Marktplatz an, allwo die Hinrichtung stattfinden sollte. Mit Ungestüm stießen die Schergen den Prediger auf den Scheiterhaufen, ketteten ihn an den Pfahl und legten ihm einen Strang um den Hals. Das Volk aber fing an, Psalmen zu singen, die Henkersknechte schlugen auf die Leute, welche

jetzt Steine ergriffen und nach den Dienern warfen. Da flohen die Behörden, das Volk dagegen stürmte auf den Holzstoß und wollte dem Märtyrer helfen, aber es war schon zu spät, denn der Scharfrichter hatte ihm bereits mit einem eisernen Hammer den Kopf eingeschlagen und ihm noch dazu mit einem Dolch einen Stich versetzt. Eine Zeit lang sah man ihn die Hände betend zum Himmel emporringen, während das Feuer ihn umloderte, bis er endlich niedersank, der liebe, treue Blutzeuge, den der Herr Jesus mit ewiger Herrlichkeit gekrönt haben wird.

Solche und ähnliche Auftritte, wie sie in Masse vorkamen, steigerten die Erbitterung des Volkes, das mehr oder weniger von der Wahrheit überzeugt war. Als einen Hauptverfolger erkannte das Volk mit Recht den Kardinal Granvella, denn so weit ging es damals noch nicht, einzusehen, daß er nur ein Werkzeug, freilich ein williges, in der Hand des finstern Königs Philipp II. war. Der Haß richtete sich hauptsächlich gegen den Kardinal. Zuerst machte sich der Haß in Hohn und Spott auf ihn in dramatischen Vorstellungen Luft. Eines Tages überbrachte ihm ein Mann eine Bittschrift und verschwand alsbald wieder. Als der Kardinal sie öffnete, waren es spöttische Verse auf ihn und eine Zeichnung lag darin, auf welcher eine Henne Eier ausbrütete, aus denen Bischöfe herauskrochen. Ueber dem Kardinal schwebte der Satan mit den Worten: „Dies ist mein lieber Sohn, ihr Leute, hört auf ihn!" Aehnliches wollte gar kein Ende nehmen. Wie mit dem Volke, so stand Granvella ganz übel mit den Großen des Landes, namentlich mit Oranien, Egmont und Horn, die sich auch gar nicht scheuten, ihren Widerwillen gegen ihn offen auszusprechen. Er zählte nur wenige Anhänger, und diese wurden von Eigennutz geleitet. Viglius, der feine Kopf, ahnte, wohin das Alles führen könnte, und wollte sich deßhalb zurückziehen. Er kannte sein Volk, das viel ertragen konnte, aber auch aushielt, wenn es sich einmal erhob. Philipp suchte den brauchbaren Viglius zu halten, das Mittel dazu war eine größere Besoldung. So hielt er aus, und Granvella, stolz, wie er war, pflegte dem Prinzen und dem Egmont den Rücken zu drehen und berieth nach einer Sitzung mit der Regentin und dem Präsidenten Viglius, das heißt er

beschloß, was geschehen sollte. In seinen Briefen an den König schwärzte er die Großen, die ihm entgegenstanden, auf eine listige Weise an. Das Gerücht aber, welches damals verbreitet wurde, als habe er dem Spanier gerathen, einem halben Dutzend der vornehmsten Adligen die Köpfe abschlagen zu lassen, war unbegründet, wenn auch er und sein Herr sich kein Gewissen daraus gemacht hätten, eine solche abscheuliche Handlung auszuführen. Sagte doch der König in einem Schreiben an die Regentin: „Vielleicht würde ein solches Verfahren nicht so übel sein.“ Von den vornehmen Adligen waren es besonders der Graf Brederode und sein Vetter de la Mark, freilich zwei sittlich sehr anrüchige Männer, welche den Kardinal aufs heftigste haßten, und ihren Haß in der Verspottung desselben äußerten. Das war nicht die Waffe der Gläubigen, die ganz andere und bessere kannten und anwendeten. Aber auch der Geist des Spottes mußte zur Förderung des Reiches Gottes in den Niederlanden beitragen. Der Kardinal, sicher durch den Schutz des Königs und hochmüthig ohnehin, ließ sich durch nichts und Niemanden in seinem Verfahren irre machen. Alle Berathungen von Wichtigkeit pflegte er ohne die Großen nur im engeren Ausschusse zu halten. Die Regentin ging damit einig, obwohl es ihr recht gewesen wäre, wenn einmal eine größere Versammlung zur Berathung zusammenkommen würde, aber der König und natürlich auch der Kardinal wollten von einer Berufung der Generalstaaten nichts wissen. Eine solche widerstrebte ihrer Selbstherrlichkeit. Im Juni 1562 wurde eine Versammlung der Ritter des Vließes berufen. Hier war nun der Schweigsame, ich meine den Prinzen von Oranien, in seinem Elemente. Mit der prächtigen Rede des gelehrten und redegewandten Präsidenten Viglius, der Alles schön zu verkleistern wußte, war der Prinz nicht einverstanden, und als einige Tage nachher die Ritter abermals zusammentraten, um sich über die Ursachen des unruhigen und gefährlichen Zustandes der Provinzen, und wie ihm abgeholfen werden könne, auszusprechen, da waren die Schleußen geöffnet. Es erfolgte eine sehr stürmische Verhandlung. Den Feinden des Kardinals war auf einmal Gelegenheit geboten, ihrem Aerger wider ihn Luft zu machen. Er hatte aber auch

Vertheidiger, welche ihn in Schutz nahmen, und namentlich den Prinzen von Oranien bittere Vorwürfe machten. Die Regentin suchte zu vermitteln, allein hier gab es keine Vermittlung. Abtreten mußte der Kardinal. Das war des Prinzen und anderer Großen feststehende Meinung. Das Volk stellte sich entschieden auf Seite des Prinzen, in ihm erkannte es alsbald seinen Vertheidiger. Daß dem Könige namentlich gegen den Prinzen Mißtrauen eingeflößt wurde, versteht sich, fast war das nicht nöthig, wenn wir uns noch des Auftritts in Vlissingen zwischen ihm und dem Prinzen erinnern. Auch die vertrauliche Sendung Montigny's nach Spanien konnte darin nichts ändern. Als derselbe in der Abschiedsaudienz auf Erfordern des Königs freimüthig, aber vorsichtig drei Uebel, den Kardinal, die Inquisition und die Errichtung der neuen Bisthümer als Ursache der Aufregung des Volkes bezeichnete, hielt sich der König zwar zurück, aber man konnte deutlich wahrnehmen, daß er durchaus nicht gewillt war, etwas an diesem Zustande zu ändern. Montigny's Bericht im Staatsrathe erregte den Unwillen der Herren. Oranien pflegte schon damals auf geheimen Wegen Nachrichten aus Spanien zu empfangen. Auch hatte er die vertraulichen Mittheilungen über das Complot des Königs Heinrich II. mit dem Könige von Spanien im Walde von Vincennes nicht vergessen. Als ihm im Staatsrathe vorgehalten wurde, daß er und Egmont und Andere die Vorfechter der Hugenotten seien, gerieth er in heftige Aufregung, weil er damals noch Katholik war. So weit war es schon gekommen, daß entweder Granvella oder die großen Adeligen unterliegen mußten. Geschah das Letztere, so war der Prinz fest entschlossen, von der Regierung zurückzutreten und seinem Beispiele wollten alsdann noch andere Große folgen.

8. Der Kardinal Granvella fällt.

Es kostete viel Mühe und Arbeit, bis der Sturz des Kardinals erfolgt war. Daß Oranien als der Haupturheber dieses Sturzes galt, ist klar. Er verband sich mit Egmont und Horn, einen Brief an den König zu richten, worin sie ihm den wahren Sachverhalt darlegten. Der Brief ist würdig gehalten, aber er konnte die Wahrheit nicht verschweigen, daß der Kardinal bei den Großen, bei dem Adel und dem Volke verhaßt war, und daß nichts übrig bleibe, als ihn zu entlassen. Granvella schrieb selber an den König, daß ihn Alles verabscheue. Das gefährliche Schriftstück unterschrieben nur die oben genannten, obwohl mit wenigen Ausnahmen Alle damit übereinstimmten. Man konnte ja schon damals den falschen Charakter des Königs deutlich wahrnehmen, der sich aus dem Kopfabschlagen nicht viel machte, wenn es nur seinem Interesse diente. Der Kardinal wußte schon von dem Briefe, ehe er abgefaßt war und unterrichtete seinen Gebieter über sein Verhalten. Die königliche Antwort war auch wirklich nichtssagend, man sah wohl, daß er sich von seinem Kardinal nicht trennen wollte. Die Antwort zeigte, daß er keinen Entschluß fassen konnte, wie das so oft bei ihm vorkam. Er wollte nur Zeit gewinnen und lud Egmont nach Spanien ein, um mit ihm über diese Angelegenheit mündlich zu verhandeln. Dieser lehnte jedoch die königliche Einladung ab. Hier war ja nichts mehr zu verhandeln. Der nichtssagende Brief des Königs erregte den Unwillen der Großen. Damals schrieb der Bruder des Oraniers, Ludwig von Nassau, in seiner derben Manier: „Es ist leicht zu sehen, daß der Brief aus des Kardinals Schmiede kommt. Es ist eine niederträchtige Geschichte, wenn der ganze Adel von einem einzigen Manne beherrscht werden soll. Doch die Herren halten ihre Augen offen, da sie dem Rothen nicht einen Schritt weiter trauen, als er es verdient." Die den ersten Brief abgelassen hatten, glaubten einen zweiten an den König schreiben zu müssen, worin sie abermals auf Entlassung Granvellas drangen oder sich genöthigt sähen, von ihrem Staatsdienste zurückzutreten. Da sandte die Herzogin von Parma ihren

Privatsekretär Armenteros, der ihr volles Vertrauen besaß, nach Spanien, um dem Könige die Lage des Landes darzulegen. Er solle dem Könige sagen, wie schwer es sei, den Kardinal den Seigneurs gegenüber zu halten, obwohl sie seiner Fähigkeit, seiner Erfahrung und seiner Ergebenheit alle Anerkennung zolle. Die schon mehrmals genannten drei Großen, natürlich der Oranier an ihrer Spitze, reichten der Regentin eine Protestation ein, worin sie erklärten, das Land sei auf dem Wege des Verderbens. Die Regierung solle die Generalstaaten berufen und sich auf ihren Beistand stützen. Sie erklärten geradezu, daß sie sich den Sitzungen des Staatsraths entziehen müßten, wenn keine anderen Anordnungen für die Verwaltung des Landes getroffen würden. Sie möchten keine Schatten mehr vorstellen, wie bisher. In ihren Statthalterschaften wollten sie nach bestem Vermögen ihre Schuldigkeit thun. Das führten sie denn auch wirklich aus, und die Herzogin war jetzt allein mit Granvella und seinen zwei Statisten Viglius und Berlaymont.

Nachdem Armenteros dem Könige alle Urkunden mitgetheilt und die Verhältnisse der Provinzen auseinandergesetzt hatte, schickte er dies Alles dem Herzog von Alba zum Gutachten. Es war von diesem gewaltthätigen Soldaten vorauszusehen, daß er nur zu Gewaltmaßregeln rathen werde. Die Entlassung des Kardinals rieth er ab, die Generalstaaten dürften nicht eingerufen werden, und die drei Seigneurs verdienten die schärfste Züchtigung, man solle ihnen die Köpfe abschlagen. Bis man das thun könne, solle der König sich gegen sie verstellen. Wie ein Rasender geberdete sich Alba, ein Vorspiel von dem, was er nur zu bald ausführte.

Granvella aber, der kluge, abgefeimte Staatsmann, dem ein schweres Gewitter drohte, suchte dasselbe von sich ab auf die Großen des Landes zu lenken. Er stellte sie in seinem Briefe dem Könige als ehrgeizige Menschen dar, welche die Gewalt an sich zu reißen und in der Rebellion Gelegenheit suchten, ihre Schulden von sich abzuwälzen. Dabei wußte er den vergebenden Christen zu spielen. Auch beklagte er es, wie die Schwierigkeit, die Ketzer zu verbrennen, täglich zunehme, indem Personen von hohem Range Widerstreben entgegensetzten. Wieder-

holt klagte er über diesen letzten Punkt und rief einmal bittend in einem Schreiben aus: „Um der Liebe Gottes, um des Dienstes der heiligen Religion willen, nehme Euer Majestät das Werk kräftig in Ihre königliche Hand, sonst können wir nur rufen: Hilf, Herr, wir verderben!“ Der Heuchler, wenn man das liest, meint man, die Hinrichtungen der Ketzer hätten eine Pause erlitten, während doch Titelmans und die übrigen Inquisitoren ihr blutiges Handwerk an unschuldigen Menschen, die eine bessere Ueberzeugung gefunden hatten, kaltblütig und massenhaft vollzogen. Aber es war dem Kardinal bei weitem noch nicht genug. Damit traf er aber eine Saite bei seinem Herrn, die nachklang. Einige Zeit nachher freute er sich, wieder einmal dem Sekretär Perez und damit auch dem Könige die frohe Nachricht mittheilen zu können, daß ein Prediger lebendig verbrannt worden sei. Zwar erzählt er, habe der Ketzer Reue geheuchelt, um sein Leben zu retten; als sich aber herausgestellt, daß er dennoch enthauptet werde, habe er seinen Widerruf widerrufen. „Und so verbrannten sie ihn denn,“ fügte der Kardinal ganz kaltblütig bei, wie wenn ein solcher Tod nichts wäre. Alle seine Briefe, die er fortwährend an den König abließ, enthalten Verdächtigungen der Großen, und er rieth dem Monarchen, die Niederlande zu besuchen. Mit einem Male werde er dadurch die Krankheit des Volkes heilen. Von dort machte auch wirklich der König den Niederländern Hoffnung auf sein Kommen, während er nicht im entferntesten daran dachte. War er doch entschlossen, seinen Minister Granvella fest zu halten und Alba bestärkte ihn, aber die Regentin war seiner müde. Auch der Kardinal, selber fühlte die täglich zunehmende Wuth des Volkes, so daß er endlich einsah, es gehe nicht länger. Die Feindschaft gegen ihn entwickelte sich zusehends. Es war im Dezember 1563, daß ein reicher Kaufherr, des Königs Finanzagent, ein großes Essen veranstaltete. Die ersten Herren des Adels waren dazu eingeladen. Wie selbstverständlich drehten sich die Gespräche an der Tafel um den Kardinal, und als die Tischgenossen den Wein spürten, wurden die Zungen maßlos bissig wider Granvella. Namentlich verspotteten sie seine Prachtliebe, die sich in seinem ganzen Hauswesen entfaltete. Die Pracht und der Flitter in der Kleidung

seiner Bedienten ward sogar durchgehechelt und man beschloß, im Gegensatze eine ganz einfache Tracht einzuführen. Egmonts Diener erschienen zuerst nach einigen Tagen in Jacke und Hose vom gröbstem grauen Tuche. Blos ein Abzeichen fand sich auf den weiten Aermeln, eine hineingestickte Mönchskapuze. Andere hielten jedoch diese Stickerei für eine Narrenkappe. Diese neue Tracht ward schnell zur Mode. Die Herzogin lachte darüber, der Kardinal nicht, denn er fühlte wohl, daß die Sache ihm gelte und berichtete natürlich dem Könige. Die Mode erlebte noch Aenderungen, doch ich breche damit ab. Dies Alles führte zuletzt dahin, daß der König sich nach und nach mit dem Gedanken der Entlassung Granvellas vertraut machte. Er berieth sich darüber mit Alba, der, wie wir wissen, das Kopfabschneiden empfohlen hatte. Der Prinz von Oranien hatte von Allem genaue Kenntniß, was im königlichen Palaste vorging, er ließ sich daher nicht täuschen. Er wußte auch, was in Betreff des Kardinals sich vorbereitete. Der König konnte es nicht über sich gewinnen, ihn einfach zu entlassen. Das ging ihm wider sein monarchisches Ansehen. Man erlasse mir, mitzutheilen, wie auch in diesem Falle die Doppelzüngigkeit Philipp's sich als raffinirt herausstellte. Er schrieb dem Minister, das Land auf einige Tage zu verlassen, unter dem Scheine, seine Mutter zu besuchen, die Granvella schon lange nicht mehr gesehen hatte, um dem Haße und der Wuth seiner Feinde aus dem Wege zu gehen. Diese „einige" Tage bedeuteten aber in Wirklichkeit seine Entlassung auf immer, nur wollte der Selbstherrscher es nicht Wort haben, daß irgend eine Nöthigung von Außen stattgefunden habe. Und doch wußte Jedermann, daß er den Minister nicht mehr halten konnte, wenn er auch gewollt hätte, und daß die Entfernung desselben auf Nimmerwiedersehen gemeint war. Als Granvella den Befehl seiner Entlassung erhalten hatte, „hat er," wie Einer, der es wissen konnte, schreibt, „gebrummt, wie ein Bär, und sich eine Zeit lang in einer Kammer allein gehalten." Wir begreifen das von dem hochmüthigen Manne.

Allmählich traf er auch die Vorbereitungen zur Abreise; als er aber mit dem wirklichen Abschiede zögerte, war die Herzogin in Verlegenheit. Der Hohn, die Spott=

gedichte auf den Kardinal mehrten sich, auch weigerten sich die drei bekannten Männer, dem Staatsrathe ferner anzuwohnen, so lange Granvella darinnen wäre. Es half nichts, er mußte gehen, es geschah am 13. März 1564. Er äußerte zwar, er werde bald zurückkehren, aber der Prinz wußte das Gegentheil und schrieb deßhalb an den Grafen Schwarzburg: „Obwohl der Kardinal von seiner baldigen Rückkehr spricht, so hoffen wir doch, wie er hinsichtlich seiner Abreise gelogen hat, so wird er auch hiemit die Wahrheit sparen." So verließ er denn Brüssel mit zahlreichem Gefolge und mit großem Prunke, zugleich unter militärischer Bedeckung. Ein mörderischer Angriff durfte jedoch nicht befürchtet werden, denn Alles war froh, als er den Niederlanden den Rücken kehrte. „Jedermann ist wohl zufrieden, daß der Kardinal auf den Füßen ist," schreibt der Sekretär des Prinzen an den Grafen Ludwig von Nassau.

Des Kardinals Rückzug war, was das Aeußerliche betrifft, mit allen Genüssen verbunden. Eine herrliche Villa in einer der schönsten Gegenden Burgunds nahm ihn auf. Hier wohnte er den größten Theil des Jahres. Das war, wie er selber sagt, seine Weltweisheit „so fröhlich als möglich zu leben." Doch wurde einem so thätigen Geiste das Leben in der Einsamkeit bald zu enge, er hoffte noch immer, die Zügel in den Niederlanden wieder in die Hand nehmen zu können, wenn die Unruhen daselbst ausgetobt haben würden. Oranien jedoch war auf der Hut, und es ist so, wie er einmal dem Landgrafen Wilhelm von Hessen schrieb: „Wir haben mit einem schlauen und listigen Vogel zu thun, der weder Tag noch Nacht feiert, um uns den Garaus zu machen." Die Herzogin fühlte sich jetzt erst recht frei, seitdem der Rothe sie nicht mehr unter dem Daumen hielt. Sie haßte ihn gründlich, man erzählt, daß, wenn man nur seinen Namen nenne, sich eine Schamröthe über ihr Gesicht ziehe. Daneben konnte sie aber doch dem Gehaßten schreiben, wie viel Dank sie ihm schuldig sei und daß sie ihn wie einen Bruder liebe. So heuchelten sie sich einander an, obwohl Granvella sie ohne Zweifel richtig tarirt haben wird.

Mit den Niederlanden war es für ihn abgeschlossen. Wir können uns mit seinem weiteren Lebensgange nicht

beschäftigen. Im Jahre 1586 starb er in Rom, 79 Jahre alt. Von allen Seiten wird seiner Begabung, seiner Gelehrsamkeit, seiner Geschäftsgewandtheit großes Lob gezollt. Wir haben in Umrissen sein Leben kennen gelernt. Der Geschichtschreiber des Abfalls der Niederlande Motley sagt wohl nicht zu viel, wenn er von ihm urtheilt: „Es ist eine verwirrende Aufgabe, in den innersten Bau einer Natur einzudringen, welche kaum ein Inneres hatte." Er war immer ein Anderer, obwohl er derselbe blieb. Er verstand die schlechte Kunst, die Sprache zum Verbergen seiner Gedanken zu mißbrauchen. Freunde hat er kaum etliche gehabt, wohl aber Feinde genug. Er stand ihnen fest gegenüber, sich verlassend auf den Tyrannen in Spanien, der lange Zeit ihm unbedingtes Vertrauen schenkte. Seine Habgier ist schon von uns berührt worden, sie war nicht zu sättigen. Er gebrauchte seinen Reichthum zu einem ausschweifenden, üppigen Leben. Daneben konnte er fromm sprechen, aber es braucht Jemand nicht besonders tief in die Erfahrungen des lebendigen Christenthums eingeweiht zu sein, um zu erkennen, daß sein Christenthum nur eine Maske war, die er aufsetzte, um sich damit zu decken. Wer kann in alle die Falten eines Menschen hineinsehen, wie der Kardinal Granvella einer war? Vor dem aber, der Herzen und Nieren forscht, bleibt nichts verborgen.

9. Die Aufregung nimmt zu.

Nachdem der Hauptanstoß, nämlich der Kardinal Granvella, aus dem Lande entfernt war, stellten sich die uns schon bekannten drei Großen wieder im Staatsrathe ein. Sie arbeiteten jetzt mit einem Fleiße, der wahrhaft bewundernswerth ist. Besonders ließ sich der Prinz von Oranien das Wohl des Landes angelegen sein. Er fühlte tief, welche Nöthe dem Lande drohten. Deßhalb glaubte er, dem drohenden Verderben durch Heilmittel entgegenwirken zu sollen. Die Einberufung der Generalstaaten und die

Abschaffung der Edikte stand ihm vor Augen, aber gerade in diesen zwei Punkten fand er in Spanien den entschiedensten Widerstand. Ihre Durchführung hätte die Alleinherrschaft Philipps gebrochen und der Freiheit der Gewissen die Thüre geöffnet. Dagegen stemmte sich der selbstherrliche bigotte Philipp aufs zäheste. Was aber der Prinz vor der Hand durchsetzen zu können hoffte, war die Ausrottung der Bestechlichkeit der Beamten. Alles konnte bisher mit Geld erlangt werden. Der Arme unterlag, der Reiche siegte. Die Käuflichkeit fand namentlich im Geheimen Rath und im Finanzrath ihre Stütze. Deßhalb drang Oranien auf ihre Abschaffung und wollte alle Gewalt im Staatsrath vereinigt wissen. Der Prinz konnte um so leichter dem Verderbnisse die Stirne bieten, als seine Hände rein waren. Niemand, auch sein ärgster Feind, wagte, ihm Bestechlichkeit vorzuwerfen. Selbst wenn er in Geldverlegenheiten war, griff er nie das öffentliche Vermögen an, obwohl er Gelegenheit genug dazu gehabt hätte. Mit seinem Vorgehen griff er in das Nest einer Wespenbrut, die sich nicht so leicht geschlagen und gefangen gab. Daß es ihm Ernst war mit seinen Arbeiten, die er manchmal sogar in der Nacht fortsetzte, beweist uns seine Erscheinung. Er war nicht mehr der heitere, sorgenlose Hofmann, wie er uns zur Zeit Karls V. begegnete. Obgleich kaum dreißig Jahre seines Lebens hinter ihm lagen, schien er doch viel älter zu sein. Sein Angesicht war durchfurcht, seine Gestalt schmächtig und seine Nächte brachte er häufig schlaflos zu. Neben dem, daß er das thätigste Mitglied des Staatsraths war, verkehrte er in seinem gastfreundlichen Palaste mit einer großen Zahl des Adels und der Bürger. An dem Hofe zeigte er sich seltener, als früher. Es lag über seinem ganzen Wesen ein hoher Ernst ausgebreitet. An dem Hofe der Statthalterin hatte der Sekretär Armenteros großen Einfluß, und dieser niedrig gesinnte Mensch benützte ihn zu seiner Bereicherung. Pfründen und Aemter konnten bei ihm und durch ihn um Geld gekauft werden. Die Herzogin nahm Theil an diesen Geschäften. Das verletzte den Prinzen tief. Es ging in den Regierungsangelegenheiten bei weitem nicht, wie er es wünschte. Die Aufregung mehrte sich. Wir haben schon von der Bewegung gesprochen, welche die Hinrichtung des

edlen Märtyrers Christoph Schmidt in Antwerpen veranlaßt hatte. Noch in der Nacht nach der Hinrichtung Schmidts fand man ein mit Blut geschriebenes Plakat am Rathhause angeklebt. Es stand darauf, daß man den Mord des Predigers rächen werde. Als der König von dem Vorfalle in Antwerpen Nachricht erhielt, gerieth er in heftigen Zorn und befahl, sich an den bei dem Aufruhr betheiligten Personen zu rächen. Die Meisten flohen, einen packten sie und hängten ihn an den Galgen. Ueberhaupt waren die Gefängnisse mit Ketzern angefüllt und die Hinrichtungen erlitten keine Unterbrechung. Die wackersten Männer erlagen dem Feuertode. Titelmans schaltete und waltete noch immer nach Belieben. Um diese Zeit wandten sich Bürgermeister und Rath der Stadt Brügge an die Statthalterin und schilderten die freche, blutige Handlungsweise des Inquisitors, sie verlangten ein gesetzliches Verfahren. Auch die vier Staaten von Flandern reichten eine Beschwerdeschrift an den König ein, worin sie sich auf ihre Freiheiten beriefen. Es setzte lebhafte Verhandlungen darüber in dem Staatsrathe ab, aber die Inquisition wüthete nach wie vor in ihrer blutigen Arbeit fort. In diesem Punkte, der den König und seine Helfershelfer auf ewig brandmarkt, kannte er keine Nachgiebigkeit. Vielmehr drang er auf strenge Ausführung der Trienter Beschlüsse, und doch waren darin Bestimmungen enthalten, die den Freiheiten der Provinzen entgegenliefen. Selbst die Regentin sah dies ein, und der Staatsrath theilte ihre Ansicht, obwohl der Präsident Viglius gegentheilig urtheilte. Die Herzogin schlug vor, einen Deputirten an den König zu senden, der eine Vermittlung durchsetzen sollte. Der geachtete Egmont wurde mit diesem schwierigen Auftrage beehrt. Er war jedoch nicht der Mann dazu. Ein tapferer Soldat und berühmter Sieger, war er den Kniffen und Schmeicheleien des Hofes von Madrid nicht gewachsen. Sein Ehrgeiz und sein Hang zu den Lüsten der Welt hinderte ihn, entschieden und im Interesse seiner Heimat aufzutreten. Im Anfange des Jahres 1565 reiste er nach Spanien ab. Es gehört nicht hieher, zu schildern, was er dort am Hofe für Ehren und Vergnügen gefunden hat. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Egmont katholisch war und blieb, so daß er

die Interessen derer, die in seinen Augen als Ketzer galten, durchaus nicht vertreten konnte. Oranien war sehr ungehalten über die Fruchtlosigkeit dieser Gesandtschaft, der König bestand, wie bisher, auf dem Vollzuge seiner Befehle. Es fanden stürmische Sitzungen im Staatsrathe statt, die Herzogin wußte sich nicht zu helfen. Der Prinz machte dem Grafen Egmont den Vorwurf, er habe wohl für sein eigenes Interesse gesorgt, aber das des Landes darüber vergessen. Das stimmte Oranien eine Zeitlang so düster, daß er den Hof und alle Gesellschaft vermied. Als die Herzogin eine Versammlung von Bischöfen und Rechtsgelehrten auf königlichen Wunsch berief, um mit dem Staatsrathe die Ausführung der Trienter Beschlüsse zu berathen, sprachen sich die Adligen, die Rechtsgelehrten und die Abgeordneten der Staaten für Abschaffung der Todesstrafe wegen Ketzerei aus. Die Theologen dagegen drangen auf Beibehaltung der Todesstrafe, nur für Vergehen milderer Art wollten sie auch mildere Bestrafung, etwa mit Ruthenstreichen, Verbannung und Geldstrafen. Sie hatten eben die Ansicht, wie Viglius sie in einem Briefe an Granvella ausspricht: „Die Ketzer werden bald die große Mehrzahl ausmachen, wenn man sie nicht durch die Furcht vor der Strafe auf dem rechten Wege hält.“ Auf solche Weise wurde denn vorgegangen, aber die Wuth des Volkes war außerordentlich, so daß die Beamten auch nicht mehr recht ziehen wollten. Die Inquisitoren klagten darüber bei der Herzogin und bei dem Könige, daß sie ihr Amt nur mit Lebensgefahr vollziehen könnten. Da wünschte Philipp, man solle die öffentliche Vollziehung der Todesstrafe vermeiden. Statt die Ketzer zu verbrennen, solle man sie zur Nachtzeit im Gefängnisse, die Köpfe zwischen die Kniee gebunden, in Wassertonnen langsam ertränken.

Die Herzogin theilte ihrem Bruder mit, daß die Volkswuth von Tag zu Tag zunehme, das Volk rufe laut, die Inquisition unter ihnen sei noch schlimmer, als die spanische, er möge die Instruction der Inquisitoren revidiren. Der Unwille der Seigneurs sei außerordentlich. Aber Philipp ließ sich zu keiner Aenderung bewegen, im Gegentheil lobte er die Inquisitoren und ermuthigte sie zu ihrem heiligen Amte. Als die Regentin den Willen

des Königs im Staatsrathe eröffnete, traten Oranien, Egmont und der Admiral Horn entschieden dagegen auf. Der Prinz hatte in einem Briefe geäußert: „Ich kann nicht bei mir finden, daß es christlich, noch thunlich ist." Das war auch im Staatsrathe seine Ansicht, die er verfocht. Bei der Starrheit des Königs aber blieb nur Gehorsam oder Aufruhr übrig, es gab keinen Mittelweg. Obwohl zum Erstaunen des Staatsraths Viglius für Aufschub stimmte, so wurde dennoch den Willen des Königs durch eine Proklamation überall zu verkündigen, beschlossen. Prinz von Oranien soll damals prophezeit haben, „bald werde das außerordentlichste Trauerspiel beginnen, das jemals auf Erden gespielt worden sei." Und wirklich begann alsbald das Vorspiel dazu. Sobald die Proklamation in den Städten und in den Dörfern angeschlagen war, züngelten die Flammen, die bisher unter der Asche verborgen lagen, hell empor. Verwünschungen der Volkswuth waren die Antwort. Die gewöhnlichen Geschäfte standen still, der Handel lag wie gelähmt, Antwerpen zitterte, die fremden Kaufleute und Industriellen flohen, wie wenn die Pest ausgebrochen wäre. Die Städte entleerten sich, Brüssel war wie regungslos. Das Rechtsgefühl wachte gewaltig auf. Die vier Städte von Brabant erhoben eine Protestation. Die Regentin legte diese Schrift dem Rath von Brabant vor, welcher zur Antwort gedrängt, die Erklärung abgab, daß in den Provinzen nie eine Art von Inquisition existirt habe. Es schneite, sozusagen, überall Flugblätter gegen die Inquisition, heftige Vorstellungen wurden der Regentin in die Hände gespielt. Jedoch das Erfreulichste dabei war, daß die Leute, welche dem neuen, oder vielmehr dem uralten Glauben anhingen, sich durch ihren sittlichen Lebenswandel auszeichneten. Man sagte damals gewöhnlich: „Er flucht nicht, er ist ein Protestant; er ist weder ein Hurer, noch ein Trunkenbold, er ist von der neuen Sekte."

In das Jahr 1566 fällt ein Ereigniß, durch welches sich die Aufregung zu einem Bunde gestaltete. Während nämlich in Brüssel die Hochzeit des Sohnes der Regentin, des Alexander von Parma, am Ende des vorigen Jahres aufs glänzendste gefeiert wurde, predigte im Palaste des Grafen von Culemburg ein protestantischer Geist-

licher vor einer Anzahl von Adligen. Dieser Franz Junius war noch sehr jung, schon mit zwanzig Jahren hatte ihn die geheime Hugenottengemeinde von Antwerpen zu ihrem Prediger berufen. Bisher hatten alle Verhaftbefehle ihn nicht zum Gefängnisse gebracht. Mit großer Klugheit, aber auch mit ungewöhnlichem Muthe hatte ihn der Herr der Kirche ausgerüstet. So hatte er einst, während Ketzer auf dem Marktplatze verbrannt wurden, in einer nahen Stube das Evangelium begierigen Seelen verkündigt. Jetzt nach seiner Predigt in Brüssel faßten mehrere Adlige den Beschluß, einen Bund „gegen die barbarische und gewaltthätige Inquisition" zu gründen und Niederländer und Fremde zur Theilnahme aufzufordern. Das war nur die Vorarbeit zu dem Bunde, der zu Spaa von dem Grafen Ludwig von Nassau, Nikolaus de Hammes und andern Herren definitiv gestiftet ward und unter dem Namen Compromiß in der Geschichte der Niederlande bekannt geworden ist. Im Laufe von zwei Monaten fand die Urkunde bereits über 2000 Unterschriften. Das Original trug nur drei Namen, die von Brederode, Karl von Mansfeld und Ludwig von Nassau. Für den Verfasser der Urkunde gilt Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde. Er ist ein Mann von hohem Einfluße gewesen und jedenfalls einer der Urheber des Compromisses. Schon frühe erschloß er sein Herz der evangelischen Wahrheit, wie er denn noch Calvin und Beza kannte. Er war ein umfassender Geist, Dichter von Kraft und Schwung, ein Schriftsteller, dessen Styl keiner der Zeitgenossen übertraf, ein Staatsmann, auf dessen Geschicklichkeit sich der Prinz in den wichtigsten Angelegenheiten verlassen konnte, ein hinreißender Redner, ein Kriegsheld von großer Tapferkeit, ein Gottesgelehrter, der es mit einer ganzen Bank von Bischöfen aufnehmen konnte, ein Gelehrter, der nicht blos die alten Sprachen, sondern auch mehrere neuere mit Leichtigkeit sprach. Die Psalmen hat er für das Volk ins Flämische übersetzt, und späterhin von den Generalstaaten den Auftrag erhalten, die ganze Bibel zu übersetzen. Nur sein Tod im Jahre 1598 hinderte ihn an der Ausführung. Er stand der Inquisition und allen Mißbräuchen der katholischen Kirche mit Entschiedenheit entgegen, sowie er auch die bürgerliche Frei-

heit mit Kraft vertheidigte. Er war mit einem Worte ein ganzer Mann und ein ganzer Christ, der zu den Helden der Reformation in den Niederlanden gerechnet werden muß.

Der zweite Unterzeichner des Compromisses war der Bruder des Prinzen, der Graf Ludwig von Nassau, gleich einem echten Ritter der alten Zeit, ein tapferer Kriegsheld im Schlachtengewimmel, von aufrichtiger Frömmigkeit. Seine treue christliche Mutter schickte ihm einst ein Gebet mit der Ermahnung: „Herzlieber Sohn, ich schicke dir hier ein kurz Gebet, bitte dich, du wollest es alle Tage beten und den barmherzigen Gott in allen deinen Sachen anrufen und bitten, daß er dich vor allem Bösen behüten wolle und dich leiten den Weg, der ihm gefällig ist." In einem Briefe, den Ludwig an seinen Bruder, den regierenden Grafen Johann von Nassau schrieb, sagte er: „Euer Liebden wollen unserer freundlichen lieben Frau Mutter meinen schuldigen Gehorsam, willigen Dienst vermelden und Ihro Liebden für derselben mütterliche treuherzige Ermahnung und das Zugeschickte freundlichen Dank sagen." Während sein Bruder, der Prinz, mehr zu ernsten und trüben Ahnungen geneigt war, heiterte Ludwig durch seinen frischen, fröhlichen Geist denselben auf. Er war mit ein Stab, auf den sich Wilhelm lehnte. Sein Leben war reich an Thaten, nur zu frühe sank er in ein blutiges Grab. Sein Leben ausführlich zu schildern, wäre gewiß von großem Segen.

Ein weiterer Unterzeichner des Compromisses war Nikolaus de Hammes, einer der thätigsten Beförderer des Bundes. Er reiste in dieser Angelegenheit herum, um neue Theilnehmer zu gewinnen. Die spanische Herrschaft wollte er mit einem Male zertrümmern und verursachte dadurch dem besonnenen Prinzen von Oranien viel Kummer und Sorgen.

Der Compromiß hatte viele Unterschriften gefunden, sowohl von Protestanten, als von Katholiken. Die Schrift klagte über die Schaar von Fremden, die von Habsucht und Ehrgeiz getrieben, den König zum Bruche seiner Schwüre verleiten. Sie verwarf die Weigerung der Regierung, die Edikte zu mildern. Sie verurtheilte die Inquisition als „ungerecht, sie widerstreite allen menschlichen und göttlichen Gesetzen, sie sei eine Lästerung Gottes und führe zum gänzlichen Ruine des Landes." Die Unter-

zeichner verbanden sich daher, derselben in jeglicher Gestalt, in offener und geheimer, entgegenzutreten. Sie betheuerten vor Gott und Menschen, daß sie nichts zur Unehre Gottes oder zur Schmälerung der Herrschaft des Königs unternehmen wollten. Sie hatten den Prinzen nicht um Rath gefragt, auch ihn und die andern Seigneurs nicht zur Unterschrift eingeladen. Der Prinz hätte gewiß in seiner Vorsichtigkeit seinen Namen nicht dazu hergegeben, obgleich Jedermann wußte, daß er ein Gegner der Inquisition und der Edikte war. Die Herzogin hatte ihn zur Ausführung derselben in seiner Statthalterschaft aufgefordert. Im Anfange des Jahres gab er seine Antwort, die, wenn gleich mit Mäßigung abgefaßt, dahin ging, daß der König sich damit nur Verlegenheiten bereiten und die Liebe des Volkes verscherzen werde, wenn man die Edikte wiederholen, die Inquisition verstärken und die Hinrichtungen verdoppeln wolle. Es wiederstreite dies den Pflichten eines guten Christen. So sah man, daß er die Inquisition nicht wollte, aber eben so wenig konnte er sich dem Bunde anschließen, der den Compromiß zu seiner Fahne machte, unter der sich die verschiedenartigsten Leute, zum Theil Leute ganz verwerflicher Art sammelten, wenn auch Männer wie Ludwig von Nassau und St. Aldegonde alles Vertrauen verdienten. Die Meisten standen eben nicht in dem rechten Geiste und entweihten eine edle Sache durch ihr unedles, unchristliches Treiben. In ihren wilden Gelagen, in denen der Wein ihre Gedanken beherrschte, tobten sie wider den König und seine Regierung. Derselbe erfuhr dies Alles durch seine Aufpasser, die sich überall einschlichen, aber der Oranier wußte ebenfalls Alles, was in dem Kabinet des Königs vorging und hatte Abschriften der geheimsten Briefe. Er wußte daraus, daß in nicht langer Zeit Militär einrücken werde, die Edikte durchzuführen. Wir dürfen es nicht verschweigen, daß der Prinz in der Schule des schlauen Kaisers Karl V. gebildet, auch Schleichwege liebte, freilich nicht für sich, sondern für das Wohl des Volkes. Motley sagt mit Recht, daß dies „ein Flecken auf der Reinheit seiner sittlichen Natur" gewesen sei. Die Vertheidigung der Freiheit und der Religion der Niederlande gegen fremde Tyrannei war sein Ziel, das er fest im Auge behielt, und es gelang ihm, über Philipp Meister zu werden.

Die Großen schlossen sich zwar dem Bunde des Adels nicht an, aber sie theilten doch die Grundsätze, die in dem Compromiß niedergelegt waren. Sie erklärten sich alle mehr oder weniger entschieden gegen die Durchführung der königlichen Befehle. Die Regentin war in einer wahren Verzweiflung, besonders da noch eine Hungersnoth das Land heimsuchte und massenhafte Auswanderungen ausgeführt wurden. Dazu kam die Hinrichtung so vieler Personen, deren Zahl der Prinz seit der Einführung der Edikte auf 50,000 schätzt. Schon im Jahre 1559, als der König von Seeland abreiste, „befahl er mir," erzählt der Prinz, „ich solle mehrere wohlhabende Personen, die in der Religion verdächtig waren, sterben lassen, was ich nicht thun wollte und sie selbst darüber in Kenntniß setzte, weil ich wohl wußte, daß ich es mit gutem Gewissen nicht thun könnte und daß man Gott mehr gehorchen müßte, als den Menschen." In diesem Sinne handelte er. Auch die übrigen Großen, nur wenige ausgenommen, wollten nicht zur Verbrennung ihrer Landsleute helfen. Die Regentin klagte ebenfalls über die Regierungsweise des Königs. Es blieb darum nichts übrig, als Zugeständnisse zu machen oder Waffengewalt anzuwenden.

Damals geschah es, daß die Verbündeten, die wir schon kennen, den Entschluß faßten, eine Bittschrift zu entwerfen und sie selber friedlich der Regentin zu überreichen. Weil dieser Schritt von ernsten Folgen begleitet sein konnte, so hielt es Oranien mit seinen Freunden für gerathen, sich daran in Etwas zu betheiligen. Es wurde eine Zusammenkunft nach Breda und später nach Hoogstraten angeordnet. Fast alle Versammelte waren gegen die Inquisition. Oranien suchte eine Berufung der Generalstaaten zu empfehlen, aber es gelang ihm nicht, die Großen dafür zu gewinnen. Die meisten Verbündeten waren ihnen zu gewalthätig. Einer nannte sie sogar Tagdiebe. Oranien wies ihn zurecht, indem er bemerkte, daß ihm unter den Tagdieben auch sehr achtbare Männer begegnen würden. In Brüssel fanden jetzt fast täglich im Palaste der Herzogin Sitzungen statt. Da die Verbündeten Ernst zu machen schienen, in Masse vor der Regentin mit ihrer Bittschrift aufzutreten, riethen ihr die strengeren Räthe, sie nicht vorzulassen, andere sogar,

sie niederzuhauen. Gegen solche unsinnige Rathschläge trat Oranien bestimmt auf, und verlangte, daß diese Männer, unter denen er Freunde und sogar Verwandte zähle, mit Achtung empfangen zu werden verdienten. Die Regentin berief eine Versammlung von Großen, darunter die Ritter des goldenen Vließes, ihnen die Bitten der Verbündeten vorzulegen. Auch sie stimmten für Vorlassung derselben. Die Regentin sprach auch von Flucht nach Mons, was ihr aber aufs entschiedenste mißrathen wurde.

Am 3. April 1566 zog die Schaar der Edelleute in Brüssel ein, begleitet von einer großen Menschenmasse. Es waren ihrer ungefähr 200, alle zu Pferd, mit Pistolen bewaffnet, an der Spitze der schöne Brederode mit seinem Lockenkopfe, aber ein Hitzkopf ersten Ranges. Als er mit dem Grafen Ludwig von Nassau und den anderen Herren vom Pferde stieg, sagte er: „Sie dachten, ich würde nicht nach Brüssel kommen, nun gut, da bin ich!" Kurz vor Mittag am 5. April bewegte sich der Zug der Adligen zu Fuß, zwei und zwei, in prächtiger Tracht nach dem Palaste der Regentin. Eine ungeheure Menschenmenge begleitete sie, die als Retter des Volkes erschienen. Die Regentin empfing sie in ihrem Staatssessel sitzend, umgeben von den ersten Männern des Landes. Brederode war der Redner und überreichte die Bittschrift. In derselben sprachen sie unumwunden aus, daß die Befehle des Königs in Betreff der Edikte und der Inquisition eine allgemeine Empörung hervorzurufen drohten. Der Aufruhr sei vor der Thüre. Sie selbst seien den größten Gefahren bloßgestellt. Sie bäten, einen Gesandten an den König zu schicken, um die Abschaffung der Edikte zu erwirken. Einstweilen möge die Herzogin die Einstellung der Inquisition und der Hinrichtungen verfügen, bis der König mit dem Beirathe der Generalstaaten neue Anordnungen getroffen haben würde. Die Aufregung der Herzogin war sichtbar, Thränen rollten über ihre Wangen, aber sie faßte sich wieder und erklärte, sie wolle sich mit ihren Räthen besprechen und dann ihnen die Antwort ertheilen. Die Verbündeten zogen sich darauf in die große Halle zurück. Im Staatsrathe fand nun eine bewegte Verhandlung statt. Oranien beschwichtigte die Aufregung der Herzogin, indem er erklärte, die Verbündeten seien keine Aufrührer

sondern ehrbare Männer, die das Verlangen in sich fühlten, das Vaterland vor Gefahren zu bewahren. Da fuhr Berlaymont auf und sagte: „Was, Madame, ist es möglich, daß sich Eure Hoheit vor diesen Bettlern (gueux) fürchtet?" Das ist das so berühmt gewordene Wort, aus dem sich der Namen „Geusen" gebildet hat. Andere führten noch heftigere Reden. Als des Nachmittags ein Trupp der Verbündeten am Hause Berlaymonts vorbeizog, stand er mit Aremberg gerade am Fenster, da soll er gesagt haben: „Da sind unsere Bettler wieder."

Des andern Tags erschien Brederode in Begleitung vieler seiner Genossen im Palaste und erhielt die Bittschrift mit einem Randbescheide zurück. In demselben sagte die Regentin die Abordnung eines Gesandten zu, sie werde eine Milderung der Edikte ausarbeiten lassen, ihre Befugniß gehe nicht so weit, die Inquisition und die Edikte einzustellen. Am 8. April kamen sie wieder in das Schloß und baten, die Inquisitoren anzuweisen, mit der Verfolgung wegen der Religion bis zur königlichen Entscheidung inne zuhalten. Margaretha blieb aber bei ihrem Randbescheide.

Was nun stattfand, und zwar im Palaste des Grafen Culemburg, ein prachtvolles Gastmahl, kann mit dem Ernste der Dinge, die vorauszusehen waren, nicht zusammengereimt werden. Die alte Unart der Deutschen, das Saufen, spielte auch bei dieser Gelegenheit eine Hauptrolle. Brederode ging voran. Er war es, welcher bei dieser Gelegenheit das Wort ergriff und den 300 Gästen die Mittheilung machte, daß Berlaymont sie Bettler genannt habe. „Laßt uns den Namen annehmen," fuhr er fort, „wir wollen die Inquisition bekämpfen und dem König treu bleiben bis zum Bettelsack!" Alsdann ließ er durch einen Pagen einen ledernen Schnappsack nebst einer großen hölzernen Trinkflasche herbeibringen. Er hing den Sack um, füllte die hölzerne Flasche mit Wein, trank sie auf einen Zug aus und rief: „Vivent lex gueux!" (Es leben die Geusen, die Bettler.) Sack und Becher gingen nun der Reihe nach herum. Das war der Ruf, der von nun an zu Land und Meer, auf den blutigen Schlachtfeldern, in brennenden Städten, überall ertönte. Es herrschte Tumult und Aufregung ohne Gleichen in dem

Culemburgischen Palaste. In diesem Augenblicke trat Oranien mit Egmont und Horn ein. Sie wurden gleich mit dem Rufe: „Es lebe der König und die Geusen!“ empfangen. Sie verstanden natürlich nicht den Sinn dieser Loosung. Die drei Seigneurs jedoch lehnten es ab, Platz zu nehmen. Es gelang ihnen, die Gesellschaft zum Aufbruche zu bewegen und so das unwürdige Gelage zum Schlusse zu bringen. Aber die Verbündeten begnügten sich nicht mit dem Namen Geusen, sie kleideten sich auch in Wams, Hosen und kurzem Mantel von grobem, aschgrauem Tuche, mit groben Filzhüten auf dem Kopfe. Auch fehlte nicht der Bettelsack und die hölzerne Trinkflasche. Eigentlich war dies Alles abgeschmackt und wir können es leicht begreifen, warum der Prinz von Oranien mit solchen Leuten nichts zu schaffen haben wollte.

Auch beim Abzuge der Adligen aus Brüssel sammelte sich eine große Volksmenge. Philipp aber erfuhr diese Vorgänge alle haarklein und natürlich mit den gehörigen Schlagschatten verbrämt. Die Verfolgungen der Ketzer hörten aber nicht auf, die Regentin hatte selber einen Mann, der einem Priester die Hostie aus der Hand gerissen hatte, aufs scheußlichste hinzurichten befohlen. Es war ein junger Teppichweber. Nachdem ihm die rechte Hand abgehauen worden war, wurde er über einem Feuer langsam zu todt geröstet. In Brüssel aber war endlich vom geheimen Rathe ein Entwurf zur Milderung gemacht worden, der den Namen „Moderation“ erhielt, von den Flamländern jedoch mit einem Wortspiele „Morderation,“ auf deutsch Mörderei genannt wurde. Statt des Scheiterhaufens wurde der Strang vorgeschlagen. Das war die ganze Milderung. Dann daß der Entwurf Verführer und Verführte von einander unterschied, schien auch Milderung, aber schien nur so, denn man konnte Alle zu Verführern stempeln. Die Urkunde wurde von Montigny und Berghen nach Spanien überbracht. Es war für diese Männer ein Gang in die Höhle des Löwen, zu dem nach der Fabel wohl die Fußtritte hinein, aber keine herausführten. Die Ermordung Montigny's gehört zu den scheußlichsten Handlungen Philipps.

10. Der Sturm bricht los.

In Valenciennes und Antwerpen hatte man sehen können, wenn man sehen wollte, daß das niederländische Volk das Unrecht, welches auf ihm lastete, tief fühlte. Das Aufzucken beider Städte war blutig unterdrückt worden. Die Zeit, die jetzt eingetreten war und die eine Erleichterung in Aussicht zu stellen schien, benützte das Volk, um seine Ueberzeugung in religiösen Dingen nicht mehr im Verborgenen, sondern öffentlich vor Jedermann zu bekennen. Schon im Frühsommer des Jahres 1566 zogen in allen Provinzen ganze Schaaren aus allen Ständen, mit den verschiedenartigsten Waffen versehen, hinaus ins Feld, um ihre Andacht zu halten. Sie sangen Lieder und hörten Predigten von begeisterten Predigern. Es geschah Alles nach Art der reformirten Kirche, aber in Beweisung des Geistes und der Kraft. Die Benützung der Kirche hat man ihnen verweigert, sie wären ja nach der Anschauung Roms durch das Evangelium entweiht worden. So mußten sie sich denn selber helfen und die Erde zum Boden und den Himmel zur Decke ihres großartigen Domes machen. Die Mauern ihrer Kirche waren da und dort umgestürzte Wagen als Barrikaden, und Wachen wurden ausgestellt, um etwaige Ueberfälle dem Volke anzuzeigen. Die Feldpredigten griffen rasch um sich, von einem Ende des Landes zum andern. Es waren gewöhnlich Mönche, die zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen waren, und mit einem Eifer und einer Hingebung predigten, daß sie Alles mit sich fortrissen. Aber auch Leute aus geringem Stande, Hutmacher, Färber, Gerber und andere Handwerker traten als Redner auf. Sie hatten freilich auf keiner Universität ihre Studien gemacht, aber hineingetaucht in das Salböl des heiligen Geistes handhabten sie das Wort zum Segen Vieler. Manchmal mochte es schwächlich herauskommen, wie etwa das Lallen und Stammeln der Kinder, aber es waren doch Zeugnisse des Glaubens, der in ihnen wohnte. Wir zählen unter den Verkündigern des Evangeliums auch durchgebildete Männer, den Franz Junius, einen der bedeutendsten Gottesgelehrten, haben wir schon genannt. Was für ein Feuergeist war

de la Grange aus Südfrankreich, der zu den Versammlungen auf dem Pferde kam, und den Anfang des Gottesdienstes mit einem Pistolenschuß anzeigte. Bei Tournay versammelten sich am Ende Juni 1000 Menschen, um den begeisterten Franzosen zu hören. Ambrosius Wille, welcher unter Calvin studiert hatte, sammelte um sich an derselben Brücke 20,000 Menschen. Er fürchtete sich nicht, obwohl auf seinen Kopf ein hoher Preis gesetzt worden war. Die Zuhörer waren meistens bewaffnet und Berittene begleiteten den Prediger zur Kanzel. Er ermahnte seine Zuhörer, sich vor den Drohungen der Feinde nicht zu fürchten, und sollte er fallen, so kämen 50 Andere, um seine Stelle einzunehmen und 50,000, um seine Ermordung zu rächen. Wir können uns denken, was für Aufregung im Staatsrathe zu Brüssel darüber herrschte. Die Herzogin schickte Befehl auf Befehl, die Prediger zu verhaften, aber Niemand achtete darauf. Die Protestanten hatten bereits so zugenommen, daß sie weitaus die Zahl der Katholiken überragten. Die Stadtsoldaten konnte man nicht gegen die Massen der bewaffneten Hörer schicken, denn sie befanden sich selber unter den lauschenden Hörern. Die erste Predigtversammlung, die in Holland stattfand, hielt ein früherer Mönch, Peter Gabriel, ein Mann von ausgezeichneter Beredtsamkeit, unter tausenden von Zuhörern, die von allen Seiten herbeiströmten. Die Versammlung wurde zu Overeen bei Harlem abgehalten. Es war etwas Ergreifendes und die Engel im Himmel freuten sich gewiß mit ihrem Herrn, als tausende von Menschen einen Psalmchoral sangen. Und als nun der Prediger auftrat, ein hageres Männchen, wer hätte denken sollen, daß er vier Stunden lang mit seiner hinreißenden Rede alle Hörer fesselte? Er zeugte von dem Sohne Gottes, der in die Welt gekommen ist, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Es gab Momente, wo kein Auge trocken blieb, besonders als er mit mächtiger Inbrunst sein Gebet für alle Menschen, für Freund und Feind, für die Obrigkeit, auch für den König zum Throne der Gnade aufsteigen ließ. Nachdem er geendigt hatte, verließ er den Ort und mußte die ganze Nacht hindurch reisen, weil er am folgenden Tage zu Alkmaar einen Feldgottesdienst zugesagt hatte.

Der Juli war noch nicht zu Ende, als schon in den meisten großen Städten diese Art von Gottesdienst eingerichtet war. Bei Antwerpen stiegen die Versammlungen von 15,000 bis zu 30,000 Menschen, und darunter die angesehensten und vornehmsten Männer. In der Weise Calvins wurden die Gottesdienste abgehalten, denn die lutherische Kirche faßte in den Niederlanden nicht Fuß, wie in Deutschland. Namentlich konnte sich damals der Prinz von Oranien mit der calvinischen Richtung nicht befreunden, er neigte mehr zur lutherischen Kirche, freilich weniger aus Herzensbedürfniß, als mehr aus politischen Rücksichten und wohl auch seiner Abstammung nach aus einer deutschen lutherischen Familie.

Die Herzogin befahl den Behörden, diese Feldversammlungen durch die Stadtsoldaten zu unterdrücken. Aber was konnten die Behörden gegen solchen Massen ausrichten? Wie gewöhnlich, zögerte auch diesmal der König, der natürlich von Haß wider die Neuerer in der Religion geschwollen war. Der Graf Ludwig von Nassau schildert in seiner derben, treffenden Weise diesen Zustand: „Es wird noch eine harte Nuß zu beißen sein, denn der König will die Predigten keineswegs gestatten, das Volk will hinwiederum davon nicht abstehen, und sollte es ihnen den Hals kosten. Wo da nicht ein gut Mittel getroffen wird, so wird dies Land einen harten und schweren Puff ausstehen müssen. Gott der schicke Alles nach seinem ewigen mächtigen Willen!" Weil die Regentin keine Truppen und dazu kein Geld hatte, so ordnete sie Kirchengebete, Prozessionen, Fasten, überhaupt den ganzen römischen Apparat für solche Fälle an, aber das half natürlich nichts. Von Antwerpen aus bat man den Prinzen von Oranien aufs dringendste um sein Kommen. Erst als die Herzogin ihre Bitte damit vereinigte, ließ er sich zu einem Besuche in Antwerpen bewegen. Sobald er sich der Stadt nahte, war Alles in freudiger Erregung. Wie wenn der König selber gekommen wäre, wurde er empfangen. Aber als ein Mann, der Etwas wirken wollte, arbeitete er mit den Behörden eifrigst an der Wiederherstellung des Friedens. Er gönnte sich selber keine Ruhe Tag und Nacht. Damals sagte Jemand von ihm: „Der Prinz von Oranien leistet dem König und dem Lande zu Antwerpen die

ausgezeichnetsten Dienste. Dieser Seigneur ist sehr geschickt in Behandlung großer Staatsgeschäfte.“ Sowohl Margaretha von Parma, als auch der König erkannten diese Dienste mit Worten an, während sie im Herzen anders dachten. Oranien aber war viel zu klug, als daß er auf diese Heuchelworte etwas gegeben hätte.

Hätte sich Philipp überwinden können, auf den Weg des Rechts zu treten, nämlich die Inquisition abzuschaffen, überhaupt die Reformation anzuerkennen, wie so viele Fürsten Deutschlands thaten, so wäre die Rebellion in ihre Ufer zurückgetreten, aber so sollte es nicht sein. Und wer wollte nicht bekennen, daß Gottes Wege recht sind, auch wenn ein Schleier sie für unsere Augen bedeckt? So kündigte sich aber der Sturm in einzelnen Ausbrüchen des Volkes an, wie wir schon gesehen haben. Einst fand wieder eine Feldversammlung statt. Ein einfacher Prediger aus niederem Stande leitete sie. Da unterbrach ihn auf einmal ein fremder Mann, es entspann sich ein Religionsdisput zwischen dem Fremdling und dem Prediger und das Zünglein der Wage schien sich auf die Seite des Unbekannten zu neigen. Der Fremdling war Niemand anders, als ein gelehrter Professor von Löwen. Da mischte sich der Haufe hinein, nicht mit Bibelstellen, sondern mit Faustschlägen, und hätten sich nicht besonnene Leute in den Riß gestellt, so hätte es den Disputirer das Leben kosten können. Glücklicher Weise wurde der entstandene Aufruhr gestillt. Der Prinz schrieb über diesen Vorfall an die Regentin: „Dieser Theolog hätte, dünkt mich, besser gethan, zu Hause zu bleiben, denn er hatte, wie mir scheint, keinen besonderen Beruf zu seinem Unternehmen.“

Auch die Edelleute traten wieder zusammen und erneuten ihre früheren Ansprüche, die Regentin hielt sie hin, aber die Macht der Ereignisse war stärker, als die menschliche Klugheit. Es ging in den Niederlanden, wie es während der Reformation in Deutschland gegangen ist. Wie dort, haben sich hier an das Werk der Reformation falsche Geister angehängt. Wer kennt nicht die Bilderstürmerei in Wittenberg und den Bauernkrieg, der Geistliches auf das Fleisch gezerrt hat? Kaum war der besonnene, nüchterne Prinz von Oranien auf Befehl der Regentin wieder

nach Brüssel zurückgekehrt, so erhob sich in Antwerpen und fast durch alle Provinzen ein Bildersturm, der nur beklagt werden kann. Die Niederlande besaßen hunderte der schönsten Kirchen, die mit Kunstwerken aller Art geschmückt waren. Besonders zeichnete sich die Kathedrale von Antwerpen fast vor allen Kirchen in dieser Hinsicht aus. Am 18. August wurde eine glänzende Prozession durch die Straßen der Stadt gehalten. Die Priester trugen die colossale Bildsäule der Jungfrau Maria. Schon unter Wegs hörte man Spöttereien, wie etwa die: „Mariechen, deine Stunde hat geschlagen!" Auch flog da und dort ein Stein auf die Leute der Prozession. Doch gelangte die Prozession glücklich mit dem Bilde wieder zur Kirche. Man stellte aus Vorsicht die Bildsäule hinter ein Gitter. Am andern Morgen fanden sich allerlei Gesindel, Lehrjungen und zerlumpte Gassenbuben in der Kirche ein, kletterten an dem Gitter hinauf und spotteten des Bildes. So machten sie es auch mit den andern religiösen Gegenständen in der Kirche umher. Auf einmal erscheint ein zerlumpter Kerl auf der Kanzel und hält eine lächerliche Kapuzinerpredigt. Ihm jubelte ein Theil des Haufens Beifall zu, andere ernste Leute tadelten dies Gebahren als Entheiligung, wieder Andere schrieen: „Es leben die Geusen!" Einige wollten den miserablen Prediger von der Kanzel herunterreißen, er wehrte sich, doch ein Matrose schlenkerte ihn herunter. Da lagen beide auf dem Boden und rauften sich mit einander. Plötzlich fiel ein Pistolenschuß, Dolche wurden gezückt, Knüttel geschwungen, es war ein wüster Lärm, doch geschah noch nichts. Dem Kirchendiener gelang es, die Menge aus der Kirche hinauszubringen. Die Väter der Stadt, welche von dem strafbaren Tumulte gehört hatten, waren rathlos und baten abermals den Prinzen, zu kommen, aber er war verhindert. Sie trafen keine Maßregeln gegen die Wiederholung solcher Unfuge. Die Aufrührer sammelten sich unangefochten des andern Tages, und drangen abermals in die Kathedrale. Dieselben Verhöhnungen wider das Marienbild wurden, wie gestern, ausgeschäumt, aber noch wurde keine Gewaltthat verübt. Eine alte Frau hatte schon seit Jahren einen Handel mit Wachskerzen getrieben, auch Almosen angenommen. Jetzt spotteten Einige aus dem Haufen

das alte Weib, sie blieb nicht still, sie müßte ja kein Höferweib gewesen sein, ja sie hob Steine auf und warf um sich. Der Tumult pflanzte sich von dem Thore in die von Menschen voll gepfropfte Kirche fort. Da beschloß der Rath mit seinen Bürgermeistern und dem Markgrafen an der Spitze, unter die Menge sich zu begeben und sie zur Ordnung zu ermahnen. Auch schlossen sie die Thüren, nur eine blieb offen, die Rathsherren gingen wieder hinaus, die Andern sollten folgen. Aber wer das nicht that, war der Pöbel, im Gegentheil, andere Massen stürmten herein, sprengten die geschlossenen Thüren auf und nun folgten gräuelhafte Auftritte. Es ist ja bekanntlich nichts fürchterlicher, als der Mensch in seinem Wahne. Es war Abend geworden, da begann das Werk der unseligen Zerstörung. Das Gesindel stürzte sich auf das Marienbild, riß es aus seinem Versteck hervor und zertrümmerte es. Ein wilder Jubel erscholl. Mit Aexten, Hämmern, Prügeln gingen sie auf die Statuen los und zerstörten sie. Die Bilder und die prachtvollen Glasgemälde erlagen ihrer Wuth. Die Bilderstürmer kletterten in die Höhe und rissen alle Kostbarkeiten herunter. In kurzer Zeit war das Zerstörungswerk vollbracht. Auch eine prachtvolle Christusstatue am Kreuz auf dem Hochaltar und dieser selbst ward nicht geschont. Dirnen leuchteten dem Gesindel in seiner wilden Arbeit. Auch die Hostien und der Abendmahlswein wurden entweiht. Dabei ließen sie die Geusen leben. Mit diesem Geschrei und mit Fackeln in den Händen durchrasten sie nun die Stadt, und wo nur etwas an das Katholische erinnerte, wurde es zerstört, sie tobten von einer Kirche zur andern. Noch zwei Tage und Nächte hindurch raste der Pöbel in den benachbarten Kirchen und Klöstern umher. Die Bürger fühlten die fürchterlichste Angst, denn sie meinten, nach der Schändung der Kirchen werde der Pöbel sie heimsuchen, aber diese Furcht hatte keinen Grund. Niemanden geschah ein Leid. In wenigen Augusttagen war das Schändliche geschehen und wie eine Seuche pflanzte sich das fort, nur wenige Provinzen ausgenommen. Doch es wäre für den Leser ermüdend, dem Erzähler in andere Städte zu folgen. Wir wollen lieber hören, was für einen Eindruck diese Gräuel machten. Die reformirten Geistlichen verdammten alle

dieses Treiben. Besonders fühlte sich Oranien dadurch tief entrüstet, und wie er selber sagt, es war ihm dies „von Herzen leid." In einem Briefe an Kurfürst August von Sachsen schreibt er von den Bilderstürmern: „Es sind nur geringschätzige und schlechte Leute gewesen, die solches aus eigner Bewegung und Ungeduld der lange Zeit geübten unmenschlichen Verfolgung begangen haben." Hatten sich die Bilderstürmer schwer vergangen, so muß ihnen doch das nachgerühmt werden, daß sie sich an keinem Menschen vergriffen und sich von den vielen Kostbarkeiten nichts aneigneten. Einer ihrer Genossen in Flandern that dies — es war übrigens eine Sache von unbedeutendem Werthe — da übten sie auf der Stelle Justiz an ihm und hängten ihn auf.

Als Philipp von diesen Vorgängen in den Niederlanden Nachricht erhielt, war er ganz außer sich vor Wuth und rief aus: „Es soll ihnen theuer zu stehen kommen! Ich schwöre es bei der Seele meines Vaters!" Die Herzogin von Parma hatte ganz und gar den Kopf verloren, und war im Begriffe, zu einem Mittel zu greifen, das von jeher für regierende Fürsten das schlecht gewählteste ist, sie wollte nämlich nach Mons fliehen. Schon war Alles dazu gerüstet. Sie ließ die Herren kommen, um ihnen ihren Entschluß zu eröffnen. Diese, darunter auch Oranien, flehten sie an, es nicht zu thun und verbürgten sich für ihre Sicherheit, ja sie wollten nöthigen Falls zu ihrer Vertheidigung sterben. Endlich ließ sie sich bewegen, in Brüssel zu verbleiben, es kostete aber viele Mühe. In ihrer Noth war sie aber auch bereit, Zugeständnisse zu machen. Sie trat in Unterhandlungen mit den Verbündeten, die den Compromiß zu Stande gebracht hatten. Eine Urkunde wurde verfaßt, worin die Verbündeten ihren Bund auflösten und zur Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit ihre Unterstützung zusagten, so lange die Regentin ihr Versprechen halten werde. Der Accord enthielt wichtige Zugeständnisse. Die Inquisition sollte abgeschafft werden, die Adligen wegen der früheren Vorkommnisse sicher gestellt und im königlichen Dienste angestellt werden. Wo der Gottesdienst der neuen Religion bestehe, dort sollte er auch bleiben. Es hatte den Anschein, als ob nun Alles erreicht und die Reformation endlich durchgedrungen

sei. Der Sturm, der die Niederlande in wenigen Augusttagen durchrast hatte, schien sich jetzt in einen Frieden aufzulösen, der nach einem heftigen Gewitter sich über eine Landschaft herlagert. Aber es schien nur so, denn in dem Rathe des Königs wurde die Aufführung eines blutigen Trauerspiels berathen. Beinahe täglich fanden Sitzungen im königlichen Palaste statt, Philipp sprach wenig, dagegen um so mehr die andern Mitglieder des Rathes, unter denen der grausame Herzog von Alba natürlich für die äußersten Maßregeln der Gewalt stimmte. Die beiden Gesandten Montigny und Berghen hatten drei Aufträge, Abschaffung der Inquisition, Milderung der Edikte, und Verzeihung für die geschehenen Dinge. Die Berathungen wogten hin und her, die Regentin drang auf Entscheidung, und zwar auf Bewilligung der Aufträge der Gesandten. Daneben begehrte sie Soldaten und Geld. Wir kennen schon den königlichen Judas in Spanien, der in Beziehung auf Verstellung und Bosheit seines Gleichen sucht. Er zauderte mit Antworten, und wenn er sie endlich ertheilte, so waren sie auf Schrauben gestellt. Er hatte fast nichts nachgegeben und doch fühlte er sich schon darüber in seinem Gewissen beunruhigt. Namentlich machte ihm die Amnestie, die er verwilligt hatte, Skrupel. Er nahm sie wieder in einer Urkunde zurück, freilich ohne sie bekannt zu machen. Daß er die Inquisition nicht aufgeben wollte, war vorauszusehen. Dem Papste schrieb er damals, daß er lieber alle seine Staaten opfern und hundert Leben, wenn er so viele hätte, verlieren, als die alte Religion beeinträchtigen lassen wolle. Wenn nun auch öffentlich die Berichte aus Spanien günstig lauteten, so wußten doch tiefer blickende Männer, wozu in erster Linie Oranien gehörte, daß König Philipp ganz Anderes im Schilde führe. Die Inquisition und die Edikte wollte er aufrecht halten, die Ketzer ausrotten und die Generalstaaten nicht einberufen. Das war sein feststehender Entschluß, und nun mußte er von seiner Schwester hören, daß sie von alle dem das Gegentheil bewilligt hatte. Sie eröffnete ihm dies mit einem Kummer, der ihr jedenfalls von Herzen ging. Namentlich verleumdete sie mit den schwärzesten Farben Oranien, Egmont und Horn, die doch in Wahrheit nur ihr und des Landes Bestes im Auge hatten.

Betrachten wir das Verhalten dieser drei Männer. Egmont begab sich, nachdem die Regentin ihre weitgehenden Zugeständnisse gemacht hatte, in seine Statthalterschaft Flandern. Er war ein eifriger Katholik, dem der Bildersturm als ein abscheuliches Verbrechen erschien. Deßhalb verhängte er nicht blos über die Bilderstürmer, sondern auch über andere Ketzer blutige Executionen. Einmal ließ er zwanzig Ketzer sammt einem Prediger hinrichten. Niemand hätte ein solches Verfahren von ihm erwartet, Entsetzen bemächtigte sich des Landes. Er verbot die Predigten und bestrafte Geistliche und Laien, welche dem Worte Gottes huldigten. So machte er freilich die Provinz stille, es war die Stille eines Leichenackers. Wir erkennen in seiner eigenen späteren Hinrichtung die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit.

Anders verfuhr der Prinz von Oranien. Was er damals an den Herzog von Braunschweig geschrieben hat: „Der allmächtige, ewige, gütige Gott wolle seine Gnade verleihen, daß alle Sachen wiederum zu voriger Ruhe und rechter christlicher Liebe und Einigkeit kommen mögen," dazu half er in seinem Theile. Am 26. August erschien er wieder in Antwerpen und zwei Tage nachher wurden drei Bilderstürmer gehängt, eine Execution, die er nicht hindern konnte. Sonst war es sein Grundsatz, den religiösen Ueberzeugungen Freiheit zu gestatten. In diesem Sinne müssen wir seine Thätigkeit in Antwerpen auffassen. Er stellte Artikel auf, wornach den Reformirten drei Kirchen überlassen wurden. Zugleich enthielten die Artikel die Bestimmung, daß keine Partei den Gottesdienst der Andern stören dürfte. In ähnlicher Weise wirkte er auch in Amsterdam, Utrecht und in andern Städten. Er wußte aber wohl, daß der König dies Verfahren nie billigen werde. Auch der Graf Horn gab sich alle erdenkliche Mühe, in Tournay die Ruhe wieder herzustellen. Der größte Theil der Einwohner hing der neuen Lehre an, noch immer hörten oft 15,000 Menschen mit Begierde die Predigten des Ambrosius Wille an. Ihnen wurden in den Vorstädten drei Plätze angewiesen, sich Versammlungshäuser zu bauen. Weil aber diese Häuser vor dem Winter nicht fertig gestellt werden konnten, verlangten die Freunde des Evangeliums eine

Kirche in der Stadt. Der Admiral fand dies Verlangen nur billig, die Herzogin dagegen verbot die Herausgabe einer Kirche. Da erklärte Horn, er wolle sich lieber in einer Festung von den Türken belagern lassen, als in einer solchen Lage stecken. Er wurde von der Regentin zurückberufen. Noch vor seiner Abreise hatte er den Protestanten die Tuchhalle in der Stadt zu ihren Gottesdiensten gestattet, freilich unter Vorbehalt der Genehmigung der Regentin; aber sie dachte nicht an Genehmigung, sondern an Verweigerung, und es gelang ihr, mit Gewalt den reformirten Gottesdienst bis zu Ende des Jahres zu unterdrücken. Sie schickte Noircarmes dorthin, und er hatte den Auftrag, die Bewohner niederzumetzeln, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten. Ihm standen 11 Compagnien Soldaten zu Gebote.

11. Oranien verläßt die Niederlande.

Wir haben eben von Maßregeln gehört, welche die Regentin gegen die um sich greifende Reformation traf. Die Herzogin lobte die Männer, welche zur Beschwichtigung der Volksunruhen alle ihre Kräfte anwendeten, ins Gesicht, ebenso that auch Philipp, während sie sich gegenseitig ihre wahre Meinung in ihrem geheimen Briefwechsel mittheilten. Oranien wußte die Alles recht gut und ließ sich deßhalb nicht berücken. Er mußte sich aber bald entscheiden, ob er bleiben und sein Leben aufs Spiel setzen, oder ob er die Niederlande verlassen wolle. Schon damals warnte er seinen Freund und Vetter Egmont. Freilich hätte er diesen, sowie Horn zur thätigen Mitwirkung auf seiner Seite gehabt und hätte er alsdann die Generalstaaten einberufen, so wäre es gewiß an der Zeit gewesen, gegen den Angriff der spanischen Soldateska mit Maßregeln aufzutreten. Oranien legte es ihnen ernstlich an's Herz, doch kein Gras unter ihren Füßen aufkommen zu lassen. Aber der arme Egmont war wie festgebannt. Noch vor seiner Abreise nach Holland hatte der Prinz eine Zusammenkunft mit dem Grafen zu Dendermonde.

Sie war ohne Erfolg. Der kurzsichtige Egmont hatte eine zu gute Meinung von König Philipp, welchen Oranien und noch Andere besser kannten. Deßhalb unterlag er auch nur zu bald seinem blutigen Schicksale. Auch Horn ging nicht außer Landes, obwohl von Oranien ebenfalls gewarnt, sondern zog sich in den Schmollwinkel zurück. Die Verbündeten zerfielen ebenfalls, so daß der Prinz fast ganz auf sich gewiesen war. Das stand ihm aber fest, daß er sich nie dazu hergeben werde, sein Land zu unterjochen, wie es Philipp beabsichtigte. Ein Mittel, dies zu verhüten, wäre die Einberufung der Generalstaaten gewesen, und selbst die Regentin stand dafür bei ihrem Bruder ein. Nach und nach aber, je mehr sie Oberwasser bekam, ließ sie von dieser Forderung ab, ihr Bruder wollte ja ohnehin nichts davon wissen, auch als der Prinz von Oranien gegen Ende des Jahres eine Denkschrift ausgehen ließ, worin er auf religiöse Freiheit ein hohes Gewicht legte. Hatte sich doch die Regierung, die im Beginne des Jahres schwach war, am Ende desselben wieder erholt. In den Städten standen wieder Garnisonen und Valenciennes, das sich hartnäckig dagegen sträubte, mußte am Ende auch zu Kreuz kriechen, und es war ein fürchterliches Kreuz, das der Stadt auferlegt wurde. Noircarmes belagerte die Stadt und Alles half ihm, den Widerstand der Bürger zu brechen. Was auch zu ihrem Entsatze unternommen wurde, mißlang.

Der Prinz wurde immer mehr dazu gedrängt, seine Aemter niederzulegen. So wurde damals ganz unerwartet von den Beamten verlangt, alle Befehle der Regierung ohne Ausnahme zu vollziehen. Die sämmtlichen Herren schwuren, nur Oranien konnte sich zu einem solchen Eidschwure nicht verstehen. Er bot deßhalb seine Entlassung an, die Regentin lehnte sie ab, sie glaubte, seiner noch zu bedürfen, er ging nach Antwerpen zurück. In der Nähe dieser Stadt hatte ein junger, unerfahrener Mensch, ein Bruder von Marnix, einen militärischen Aufstand angezettelt. Gegen ihn schickte die Herzogin den Befehlshaber der Leibgarde, Beauvoir, mit 800 Mann erfahrener Soldaten. Als die beiden Haufen einander gegenüberstanden, war die Sache bald entschieden, hunderte der Aufständischen blieben auf dem Platze, viele warfen sich

in wilde Flucht, mehrere hundert flüchteten in einen Pachthof, sie wurden entweder erschossen, oder verbrannten in dem angezündeten Gehöfte, der junge muthige Marnix wurde in hundert Stücke gehauen. Von Antwerpen hatte man aus den Dächern der Häuser, von den Kirchthürmen zugesehen, und zwar mit der innigsten Theilnahme für die Ketzer, zählte man doch in Antwerpen selber 40,000 Freunde der neuen Lehre. Sie waren fast nicht mehr zurückzuhalten, ihren Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen. Wenigstens 10,000 Mann standen in Waffen und wollten ihren Brüdern beistehen. Da stieg der Oranier zu Pferd und erschien am rothen Thore, wo sich die Massen zusammengedrängt hatten. Mit Geheul und Verwünschungen ward er empfangen. Ein wüthender Tuchmacher richtete schon das Gewehr auf die Brust des Prinzen. „Stirb, verrätherischer Schuft," brüllte er ihn an, „du bist Schuld, daß unsere Brüder draußen umkommen," aber eine andere Hand schlug das geladene Gewehr auf die Seite. Mit einer Würde, der man nicht widerstehen konnte, trat er der tobenden Menge, welche schon das Pförtchen des rothen Thores erbrochen hatte, entgegen und stellte ihnen vor, daß es unmöglich sei, in ungeordneten Haufen die siegenden Soldaten zu überwinden. Dennoch strömten einige hundert zur Stadt hinaus, aber kamen bald abgekühlt wieder zurück, um jetzt den Tumult zu vermehren, den die Aufständischen auf der langen, breiten Straße, Mere genannt, erregt hatten. Es waren an 15,000 bewaffnete Calvinisten, die sich mit aufgerissenen Pflastersteinen versehen und hinter umgestürzten Wagen verschanzt hatten. Auch hatten sie sich aus dem Arsenale Feldstücke geholt und das Gefängniß erstürmt, wodurch sie Zuwachs erhielten. Es drohte furchtbares Unheil von einem Haufen, der mit Pöbel aller Art untermischt war. Weiber und Kinder schrieen vor Angst, „genug, um das härteste Herz zu erweichen," wie ein Augenzeuge schreibt. Hier bewährte sich der unerschrockene und besonnene Prinz von Oranien. Er verfügte sich unter den wüthenden Haufen und bat, acht Abgeordnete zu ernennen, mit denen unterhandelt werden könnte. Man kam dann über sechs Artikel in's Reine, aber als sie den Massen vorgelegt wurden, verlangten sie die Schlüssel der Stadt, die sich Ora-

nien und sein Freund Hoogstraten vorbehalten hatten. Ebenso begehrten sie, daß nicht Soldaten, sondern Bürger den Marktplatz vor dem Rathhause bewachen sollten. Es kam noch zu keinem Waffenstillstande. Die Nacht hindurch tobte wildes Geschrei, aus dem man die Rufe: „Es leben die Geusen!" und: „Nieder mit den Papisten!" vernahm. Oranien arbeitete mit den Behörden unausgesetzt, man brachte fünfzehn Artikel zu Stande, welche den Calvinisten freie Religionsübung an gewissen Orten der Stadt gestatteten, aber auch verlangten, daß die Religionsparteien, wozu nicht blos Katholiken, sondern auch Lutheraner gehörten, einander nicht beleidigen sollten. Die Calvinisten zeigten sich der Annahme mancher Punkte abgeneigt und verlangten, daß sich auch die Lutherischen ihnen anschließen sollten. Vergessen wir nicht, daß Oranien damals noch sagen konnte, wie aus einem Briefe an den alten Landgrafen Philipp von Hessen erhellt: „Und mögen uns Euer Liebden wohl vertrauen, daß wir der calvinischen Lehr nicht zugethan, noch anhängig sind," er fügte aber auch, um seine Weitherzigkeit zu bezeugen, hinzu: „Daß wir aber auch des Unterschiedes halber, der zwischen der augsburgischen Confession und Calvini Lehr ist, gerne sehen sollten, daß sie und diese Lande deßhalb überzogen und in ein solches gefährliches Blutbad geführt werden sollten, das bedünket uns auch weder recht, noch christlich zu sein." In der Nacht, in welcher das Aergste drohte, suchte er die Calvinisten dadurch zur Ruhe zu nöthigen, daß er die Lutheraner, auf die er großen Einfluß besaß, mit den Katholiken verband. Es gelang ihm. Am 15. März standen die Dinge so, daß jeden Augenblick ein blutiger Zusammenstoß erfolgen konnte; der Religionshaß brannte in den Herzen, aber der Muth und die Weisheit des Oraniers drang durch. Es war 10 Uhr Morgens, da erschien er zu Pferd mit Hoogstraaten, den Behörden und hundert Reisigen auf der Mere, mitten unter der calvinistischen Partei. Die fünfzehn Artikel wurden vorgelesen, er gab die nähere Erklärung dazu, und brachte die Menge wirklich dahin, daß sie sich zur Annahme der Artikel verstand, der Tumult hatte damit sein Ende erreicht. Daß aber das Abkommen in Brüssel keinen Beifall finden werde, war vorauszusehen, denn die Regentin war von Rathgebern beeinflußt, welche

durchaus eine blutige Entscheidung in den Niederlanden herbeigeführt sehen wollten, um sich dadurch zu bereichern. Der Prinz schrieb damals dem Landgrafen Wilhelm von Hessen in dieser Richtung: „Der Graf von Meghen ist gar papistisch und liegt mit seinem Regiment um den Herzogenbusch herum, verderbt das Land und macht viele arme Leute: wie gleichfalls der Graf von Aremberg in Friesland thut, und gedenken allein dahin, wie sie unter'm Schein einer vermeinten Religion die armen Christen unterdrücken und sich mit ihrem Gut und Blut groß und reich machen können. So hält sich Graf Peter Ernst von Mansfeld jetzo zu Brüssel und ist Factotum. Wie lang solches Regiment bestehen möge, werden wir sehen." Von derartigen Menschen geleitet, konnte die Regentin das nicht genug zu lobende Verhalten des Prinzen natürlich unmöglich anerkennen.

Noircarmes, dessen Name von nun an mit Schmach bedeckt ist, hauste fürchterlich in der Stadt Valenciennes. Die beiden Prediger de Bray und de la Grange entkamen zwar aus der Stadt, aber sie wurden verrathen und nach der Stadt zurückgebracht. Mit Ketten beladen warf man sie in ein schmutziges Gefängniß. Eine katholische Gräfin besuchte sie, sie wollte sehen, wie sie ihr Märtyrerleiden ertrugen. „Diese Fesseln," sagte de Bray, „sind ehrenvoller für mich, als goldene Ringe und Ketten. Wenn ich ihren Klang höre, so dünkt mich, ich höre süßen Gesang und Flötenspiel." Die beiden Knechte Gottes schritten auf ihrem Todesgange dahin, „als ob es zur Hochzeit ginge." Sie ermahnten die Umstehenden, doch im Glauben treulich auszuharren. Schon auf der Leiter zum Galgen stehend bezeugte La Grange, daß er den Tod leide, weil er das reine Wort Gottes gepredigt habe. De Bray ermahnte das Volk, der Obrigkeit unterthan zu sein, ausgenommen, wenn es wider das Gewissen gehe. Also endigten diese treuen Männer Gottes ihr gesegnetes Leben, um die unvergängliche Krone der Ehre in Empfang zu nehmen. Ihnen folgten viele hundert Menschen, die theils verbrannt, theils gehängt wurden. Zwei Jahre lang verging fast keine Woche, in der nicht mehrere Bürger hingerichtet wurden, besonders dann, wenn sie mit irdischen Gütern gesegnet waren. Noircarmes und seine Spieß-

gesellen bereicherten sich bedeutend. Sein Sieg wirkte „Wunder", wie er spöttisch an den alten Fuchs Granvella schrieb, „die andern Städte kommen alle von selbst zu mir mit dem Strick um den Hals." Selbst Antwerpen unterwarf sich, als der Prinz abgezogen war. Ganze Schaaren der besten Bürger hier und überhaupt der Niederlande wanderten aus, als sich die Nachricht verbreitete, daß der Herzog von Alba an der Spitze eines spanischen Heeres nach den Niederlanden kommen werde. Das unglückliche Land sollte ja zu Boden getreten und dem Despoten in Spanien willenlos unterworfen werden. Das war der Plan, den besonders Granvella ausgeheckt hatte. Daß Margaretha von Parma sich darüber besonders erfreut hätte, können wir nicht denken, im Gegentheil äußerte sie sich in einem Schreiben an ihren Bruder unwillig und gereizt, weil sie glaubte, daß sie Alles in Ordnung gebracht habe. Die Antwort des Königs zeugte ebenfalls von Unwillen über sie, sie solle sich damit begnügen, daß er ihr Gelegenheit gegeben habe, den Dienst Gottes wieder aufgerichtet zu haben.

Kehren wir zu dem Prinzen von Oranien zurück. Seine Arbeit, das war klar, hatte für jetzt ihr Ende erreicht. Den auferlegten Eid konnte und wollte er nicht schwören. Die Regentin wandte alle Mühe an, ihn den Niederlanden zu erhalten. Sie lud ihn nach Brüssel ein, er war klug genug, nicht in die Löwenhöhle zu gehen. Sie schickte deßhalb den Sekretär des Staatsraths, Berty, an ihn, auch dessen Ueberredungskünste machten ihn in seinem wohl überlegten Entschlusse, seine Aemter niederzulegen und die Niederlande zu verlassen, nicht wankend. Vorher hatte er noch zu Willebroek im Anfange des April mit Egmont eine letzte Zusammenkunft, der auch Mansfeld und der Sekretär Berty anwohnten. Hier versuchte der Prinz, seinen Freund Egmont, den er von Herzen lieb hatte, von dem Abgrunde, der ihm drohte, zurückzuhalten, aber der Mann war wie verzaubert. Der Graf rühmte die Milde des Königs. „Ach Egmont," sagte Oranien, „des Königs Milde, auf die Ihr pocht, wird Euch verderben. Ich wünschte, daß ich mich betröge, aber ich sehe es zu deutlich, daß Ihr die Brücke sein werdet, über welche die Spanier in das Land bringen werden, um sie alsdann zu

zerstören.“ Mit diesen Worten umarmte er Egmont und hielt ihn eine Zeit lang umschlossen, beide weinten und trennten sich, um sich in dieser Welt nicht mehr zu sehen. Der Prinz, welcher in einem Briefe dem Könige die Niederlegung aller seiner Aemter ankündigte, wußte, was er wollte und warum er so handelte, wie er that. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hatte der alte Landgraf Philipp von Hessen ihn warnen lassen, sich vor den Spaniern, besonders aber vor dem Herzog von Alba zu hüten. Er habe sie kennen gelernt. Darum solle er sich nicht das Maul schmieren lassen, wie er sich ausdrückte. Der Prinz hätte es auch ohne dieser Warnung gethan. Daneben hätte er aber auch gar gerne seine Freunde Egmont und Horn in Sicherheit gebracht. Deßhalb schrieb er vor seiner Abreise noch einmal an sie, weil sie seinen Schritt widerrathen hatten. Er erklärte, es nicht länger mit ansehen zu können, welche Sünden täglich gegen das Land begangen würden. Er wolle lieber alle Leiden der Verbannung tragen, als sich diese Last aufzuladen.

Am 11. April verließ Oranien Antwerpen und kam mit seiner Familie und seinen drei Brüdern über Breda und Cleve nach Dillenburg, seiner alten Heimat. Es war aber Zeit gewesen, denn bald nach seiner Ankunft hatte er von einem Privatsekretär des Königs Nachricht erhalten, daß der Herzog von Alba beauftragt worden sei, den Prinzen von Oranien alsbald zu verhaften und seinen Prozeß nicht über 24 Stunden währen zu lassen. Mit Recht sagt Schiller, daß mit Oranien die Nation ihren guten Engel weichen sah. Nicht blos die Protestanten, sondern auch bessere Katholiken fühlten den Schmerz der Trennung. Wie eine Finsterniß war nach des Oraniers Abreise über das unglückliche Land gekommen. Was fliehen konnte, floh, und was zurückblieb, war vor Schrecken wie gelähmt. Die Reformation sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Die Zahl der Hingerichteten war schon ungeheuer, ehe der Bluthund Alba ankam. Kein Dorf war so klein, daß es nicht dem Henker Opfer lieferte. Die Gotteshäuser der Protestanten wurden dem Boden gleichgemacht und aus den Balken Galgen aufgerichtet. Das Vermögen der Flüchtigen wurde einfach eingezogen und die Geusen wurden wirkliche Bettler. Da

machte man denn, wie zu allen Zeiten der christlichen Kirche, die schmerzliche Erfahrung, daß, wenn der Sturmwind der Verfolgung daher braust, Waizen und Spreu sich von einander scheiden. Viele verläugneten ihren Glauben. Am 24. Mai erließ die Regentin eine Verordnung, wornach alle Prediger und Lehrer der neuen Religion und alle, die ihre Häuser zu Versammlungen hergeben, zum Galgen verdammt werden, und so geht es zum Galgen mit allen, die ihre Kinder und ihr Gesinde zu solchen religiösen Uebungen hinzulassen. Und diese Bestimmungen waren dem Könige Philipp noch viel zu milde. In seinem Zorne tadelte er dieses Edikt als unchristlich. Nicht der Galgen, sondern der Scheiterhaufen gehöre den Ketzern. Es wird uns schwer, die Zeit zu schildern, in welcher Alba seine fluchwürdigen Thaten ausgeübt hat. Das Herz möchte Einem manchmal stille stehen ob solchen Gräueln, und doch müssen wir über dem unbegreiflichen Regimente des Herrn der Kirche die Hand auf den Mund legen. Was jetzt noch nicht klar geworden ist, wird uns dereinst klar werden, gerechtfertigt wird der Herr Allen erscheinen.

Gehen wir mit dem Oranien in sein ihm aufgenöthigtes Pathmos, wie wir seinen Aufenthalt in der Heimat Dillenburg nennen können. Am 7. Mai 1567 langte er mit seiner Familie, seinem Hofstaate und einem Dienstpersonale von 150 Personen auf der Burg der Väter an. Seine Geschwister und besonders die Mutter Juliane freuten sich sehr über seine Ankunft. Oranien schrieb dem Kurfürsten von Sachsen: „Wir sind, dem Allmächtigen sei Lob und Dank, glücklich und wohl zu Dillenburg angekommen." So still ging es freilich hier nicht her, denn an den verschiedenen Tafeln des Schlosses speisten täglich an 250 Personen. Viele Niederländer flüchteten sich auf die Burg oder doch in die Nähe. Da gab es ein fortwährendes Zuströmen. Oranien empfing viele Besuche benachbarter Grafen und Herren. Und um mit der großen Welt in Verbindung zu bleiben, stellte er bald zwischen Marburg und Dillenburg eine Postverbindung her. Liefen doch hier viele Fäden zusammen, nicht blos aus den Niederlanden, sondern aus Rom, Venedig, Hamburg, Paris und London. Was der Tyrann von Spanien im Park von Segovia oder in einem andern seiner

Schlösser ausgeklügelt hatte, seine Geheimnisse, die er aufs tiefste verschlossen wähnte, Oranien wußte sie genau. Denn die Tyrannen betrügen nicht blos, sondern werden auch betrogen. Sein Geheimsekretär van den Ense war der Zwischenträger. Von ihm hatte Oranien auch erfahren, daß eine Depesche den Herzog von Alba anwies, den Prinzen alsbald zu verhaften und seinen Prozeß nicht über 24 Stunden währen zu lassen.

Auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen hielt Oranien viel, und sobald es ihm möglich war, kam er mit demselben in Marburg zusammen. Kaum sah ihn der Landgraf, so rief er ihm einen Vers des lateinischen Dichters Ovid zu, dessen Sinn war: „So lange du glücklich bist, wirst du viele Freunde haben, wenn aber die Zeiten sich trübe gestalten, wirst du allein stehen.“ Wie schmerzlich hat dies der Prinz so manchmal erfahren müssen! An seinem Bruder, dem Grafen Johann, hatte er eine treue Stütze. Er war es, der ihm den Dr. Schwartz als Geschäftsträger empfohlen hatte. Schwartz hatte ein Herz für die niederländische Sache und verband damit Einsicht und Gewandtheit. Der Prinz schickte ihn mit Ludwig von Haumburg an die verschiedenen deutschen Höfe, um ihnen die Gewaltthätigkeiten der spanischen Regierung und seine Gründe darzulegen, weßhalb er sich eine Zeit lang aus den Niederlanden zurückgezogen habe. Die Gesandten wurden günstig aufgenommen. Der Prinz aber erfuhr alles Wichtige, was in den Niederlanden vorging, unter Andern auch das Schicksal seiner Freunde Egmont und Horn, sowie vieler anderer Adligen. Wie schmerzte ihn solcher Jammer, aber er führte ihn auch tiefer in die Hauptsache hinein, auf die Alles ankommt im Leben, Sterben und am Tage des Gerichts. Ein Zug zum Höheren hatte ihn nie verlassen, wie er in seiner Apologie bekennt, aber doch hatte die Lust dieser Welt sein Herz in Beschlag genommen. Bankette, Tourniere, Jagden und die politischen und militärischen Angelegenheiten beschäftigten ihn ausschließlich. Seine, man darf fast sagen, königlichen Schlösser in Brüssel und Breda wurden nicht leer von Gästen, und er benahm sich jederzeit als der liebenswürdigste und feinste Wirth. Da blieb ihm fast keine Zeit übrig zu einer ernsteren Auf-

fassung des Lebens. In Dillenburg gestaltete sich das anders. Hatte er schon in den Niederlanden gesehen, daß die Bewegung auf einem tieferem Grunde beruhte, so hielt er schon dort das Panier der religiösen Gewissensfreiheit hoch. In Dillenburg reichte dies nicht mehr aus, da mußte er auf die felsenfeste Unterlage solcher Freiheit kommen. Und er kam darauf. Hatte er doch täglich zu seinem Umgange die fromme Mutter und christliche Geschwister. Schon am 12. Juni 1576 konnte sein Bruder Ludwig, der Liebling der Familie, an den Landgrafen Wilhelm von Hessen schreiben: „Dieweil Seine Gnaden (der Prinz), als die jetzt in Kümmerniß und unter dem Kreuz liegt, sonderliche große Lieb und Neigung, von Tag zu Tag je länger je mehr, zu der Predigt des Wortes Gottes gewinnt, sich auch täglich daraus zu trösten höchlich befleissigt, und groß Verlangen trägt, einen feinen, gelehrten, bescheidenen Mann bei sich zu haben, von dem Seine Gnaden nicht allein in der Gemein, sondern auch im täglichen Umgang möchte je länger je mehr unterwiesen und unterrichtet werden, haben Seine Gnaden um und um nachfragen lassen, wo etwa Einer dazu dienlich möchte gefunden werden."

In Dillenburg befand sich zwar ein Prediger, welcher der streng lutherischen Richtung angehörte, aber nicht Begabung genug für einen so geistreichen Mann, wie Oranien war, besaß, rohe Manieren an sich hatte und das Wirthshausleben liebte. Graf Ludwig machte den Landgrafen Wilhelm auf den Geistlichen von Dreysa, Nikolaus Zell, aufmerksam, welcher den Ruhm genoß, daß er in der Lehre vortrefflich, sowie auch in seinem Leben und Wesen würdig und freundlich und von Gott mit hohen Gaben ausgerüstet sei. Der Landgraf hatte bereits mit dem Städtchen Dreysa unterhandelt und die Ankunft Zells schon nach Dillenburg gemeldet, als ganz unerwartet die Nachricht von dessen Tode einlief. Da wäre nun guter Rath theuer gewesen, aber der Herr sorgte auch hier, wie wir so oft in dem Leben des Oraniers sehen. Um jene Zeit erschien in Dillenburg, vom Hofe von Navarra gesandt, der reformirte Prediger Villiers, welcher auf den Prinzen einen entschiedenen Einfluß und ihn namentlich für das reformirte Bekenntniß gewann. In Lille ge-

boren, widmete sich Villiers der Rechtswissenschaft und war eine Zeit lang in Paris Advokat. Der gelehrte Beda bewog ihn, seine Advokatur niederzulegen und in Genf unter Calvin die Gottesgelehrsamkeit zu studieren. Er that es und war zuerst Prediger in Rouen und kam dann als solcher an den Hof von Navarra. Es war ein Mann von feiner Bildung und ausgezeichneter Beredtsamkeit. Das zog den Prinzen und seine nächste Umgebung sehr an. Es fand bei ihm eine wirkliche Umkehr statt. Dieselbe wurde noch mehr befördert durch den innigen Umgang mit Marnix von St. Aldegonde. Es nennt ihn Jemand einen jungen Apostel, und das war er auch in einem gewissen Sinne. Wir haben ihn an einer andern Stelle gezeichnet. Als ein geistvoller Jünger Calvins war er im Stande, jedem Zweifel und jedem Einwurfe des Prinzen zu begegnen. Obwohl Staatsmann war Marnix doch in der Gottesgelehrsamkeit so zu Hause, daß Villiers ihn kaum darin übertroffen haben wird. Wort und Anfechtung richten aber gar viel an einem Menschen aus. An beidem fehlte es dem Prinzen nicht. Man kann freilich bei ihm keinen Tag und keinen Monat bezeichnen, an welchem sich diese Umwandlung vollzogen hätte, wie etwa bei dem auf dem Wege nach Damaskus begriffenen Saulus. Prinz Wilhelm war aber auch kein Saulus, der die wahren Christen gehaßt hat. Auch dürfen wir nicht von ihm verlangen, daß er viel und gerne von seiner Bekehrung sprach, er trug auch in dieser Hinsicht den Namen des Schweigsamen mit Recht. Wo es aber galt, rückte er mit der Farbe heraus, wie wir sehen werden. Von nun an verläßt er sich mit voller Ueberzeugung auf den Herrn und hielt aus, wo er nichts oder gerade das Gegentheil sah und wo andere verzagten. Er ist dessen gewiß, daß der Kampf für sein Vaterland der Kampf für das Evangelium ist. Er setzt sein Alles für Alles ein. Einen Muth und eine Aufopferungsfähigkeit entwickelt er von da an, die nur in seiner religiösen Umwandlung gesucht werden muß und nur dort ihre Erklärung findet. Die Sache der Niederlande ist ihm die Sache Christi, wie den Märtyrern von Valenciennes und Tournay. Nicht als ob der Prinz, ein auf die feine Staatskunst angelegter Mann, diese Politik jetzt verläugnet hätte, nicht als ob

jetzt nichts mehr in seinem Leben vorkäme, was dem alten Menschen angehört, er trägt ein gut Stück dieses alten Menschen in das neue Leben hinüber. Welcher wahre Christ nicht? Aber Oranien ist ein anderer geworden, und wenn er nun der reformirten Kirche angehört, dürfen wir nicht vergessen, daß uns das anklebt, was uns auf den rechten Weg gebracht hat. Und es wird so nach dem Rathschlusse Gottes für die Niederlande das Beste gewesen sein. Die Niederlande sollen nie vergessen, was das Haus Nassau-Dillenburg ihnen, besonders in Religionssachen geleistet hat. Wir haben zwei Männer genannt, Villiers und Marnix, welche dem Prinzen zum Segen gereichten, wir dürfen aber auch seinen Bruder, den Grafen Ludwig, nicht übergehen, von welchem ein alter Bericht sagt: „Daß er nächst Gott der fürnehmste gewesen, welcher den Herrn Prinzen seliger in Religionssachen erbauet und so fern bracht, daß Seine Gnaden vom Papstthume abstanden und zu unserer christlichen reformirten Religion sich bekannt und ergeben."

Mitten in die Zeit mannichfacher Sorge fiel ein Ereigniß, das den Prinzen mit seinem ganzen Hause in große Freude versetzte. Es war die Geburt eines Prinzen am 11. Dezember 1567 von seiner Gemahlin Anna. Als am 6. Januar 1568, am Dreikönigfeste, die Taufe in der evangelischen Kirche stattfand, hatten sich dazu eine solche Menge Gäste eingestellt, daß sie 700 Pferde bei sich hatten. Der junge Prinz erhielt den Namen seines Großvaters Moritz und ist der große Held geworden, dem die Niederlande so viel zu verdanken haben.

12. Der Herzog von Alba und der Blutrath.

Der Name des Mannes, welcher die Ueberschrift bildet, flößt jeden christlichen Geschichtskenner Entsetzen ein. Philipp II., dieser blutdürstige Fürst, hätte keinen grausameren General finden können, als gerade diesen. Damals, als er zur Schlachtung der Niederländer in ihr Land zog, war er sechzig Jahre alt, und hatte als Feldherr

eine ruhmreiche Vergangenheit hinter sich. Er rühmte sich kaiserlicher Abkunft, denn einer seiner Vorfahren war Bruder eines griechischen Kaisers. Von Kind auf ward er zum Kriegshandwerk bestimmt und zeichnete sich schon als Knabe durch Tapferkeit aus. Wir können seine Thaten, besonders unter Kaiser Karl V. hier nicht verzeichnen, es würde uns zu weit führen. Seine glänzendste Kriegsthat war die Besiegung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in der Schlacht bei Mühlberg. Wie treulos er sich gegen den Kurfürsten und namentlich gegen den Landgrafen Philipp von Hessen benahm, ist bekannt. Da war er der ganze Spanier, heimtückisch und verschlagen. Eine unersättliche Habsucht beherrschte ihn und an Blutdurst glich er einem Raubthiere der Wüste. In seinem Benehmen war er hochmüthig. Schon seine äußere Erscheinung machte einen unangenehmen Eindruck. Das lange Gesicht auf dem großen hageren Körper, die blitzenden Augen, das borstige Haar und der lange Bart unter den gelben Backen konnten nur abstoßen, aber als ein gewaltiger Soldat fesselte er das Heer an sein Commando. Die 10,000 Mann, die er aus Italien holte, waren lauter tapfere, erfahrene Soldaten mit tüchtigen Offizieren an der Spitze. Verächtlich sagte er einmal: „Ich habe schon Leute von Eisen gezähmt, so werde ich auch mit diesen Leuten von Butter fertig werden." Alles beeilte sich, ihm sich unterthänig zu erweisen. Mit Verachtung erklärte er: „Ich bin hier, so viel ist gewiß, ob ich willkommen bin oder nicht, daran ist wenig gelegen." Als Graf Egmont ihn bewillkommnete, konnte er schon an der Kälte, mit welcher er empfangen wurde, merken, wie viel Uhr es geschlagen hatte. „Da kommt der größte aller Ketzer," soll Alba zu den Näherstehenden gesagt haben. Nach und nach faßte sich der Herzog wieder und setzte die Heuchelmaske der Freundschaft auf. Bald nachher ritt er mit Egmont durch die Thore von Brüssel ein. Ohne abzusteigen, verfügte er sich zum Schlosse der Herzogin, um ihr seinen Antrittsbesuch abzustatten. Die Aufnahme, die sie ihn erfahren ließ, war kühl, Alles blieb stehen. In seiner Vollmacht war er als Generalkapitän ihr zur Seite, eigentlich über sie gestellt. Bald vertheilte er seine Truppen über das ganze Land hin. Die Städte mußten die Garnisonen

aufnehmen. Die Regentin gebot unbedingten Gehorsam gegen Albas Befehle. Sie that dies Alles mit innerer Erbitterung, die sie in ihren Briefen an ihren Bruder Philipp äußerte. Auch hatte sie schon ihre Entlassung angeboten, die er aber nicht annahm. Fruchtlos äußerte sich ihre Aufgebrachtheit gegen ihre Umgebung. Alba schritt unbeirrt vor. Von den Städten forderte er die Schlüssel, nur Gent protestirte gegen diese Schmach auf eine bescheidene Weise. Der König hatte ihn angewiesen, alle die, welche sich gegen die Inquisition ausgesprochen oder irgend Opposition gegen die Regierung erhoben hätten, hinrichten zu lassen. War das nicht bei Egmont, Horn und anderen Großen der Fall? Daß dazu auch Oranien gehörte, ja er zu allererst, versteht sich von selbst. Wir haben schon gehört, wie Oranien seine Freunde Egmont und Horn warnte, noch eine Reihe anderer Warnungen war nicht im Stande, den seinem Verhängniß verfallenen Egmont zu sich zu bringen. Er traute auf die königliche Dankbarkeit für geleistete Dienste. Er war es, welcher sogar den Grafen Horn zum Bleiben verleitete. Und Alba ließ es nicht an Schmeicheleien fehlen, diese Männer einzulullen. Horn verließ seine Einsamkeit in Weert und kam nach Brüssel. Am 9. September gab Albas natürlicher Sohn Don Federigo eine prächtige Mahlzeit, wozu Egmont, Horn und andere Große eingeladen waren. Nach der Mahlzeit bat sie der Herzog von Alba zu sich, um sich mit ihnen über Anlegung einer Citadelle in Antwerpen zu besprechen. Sie wurden abermals gewarnt. Mit ausgesuchter Höflichkeit empfing sie Alba. Die Verhandlung währte bis gegen 7 Uhr Abends. Als sie geschlossen ward und die Mitglieder sich entfernten, bat der Kapitän Sancho den Grafen Egmont, zurückzubleiben und erklärte ihm, er habe Auftrag, ihn zu verhaften und nahm ihm das Schwert ab. Hierauf wurde er in ein schwarz behängtes Zimmer geführt und ihm aller Verkehr mit Freunden untersagt. Ebenso erging es dem Grafen Horn in dem Hofe. Am 23. September wurden beide unter starker Bedeckung nach dem Schlosse von Gent gebracht. Als schon am andern Morgen eine Anzahl der angesehensten Bürger sich zu Alba verfügte und die Ursache dieser außerordentlichen Maßregel zu wissen begehrte, gab er die

trotzige Antwort: „Er wolle erst seine spanischen, italiänischen und deutschen Truppen zusammenziehen, und sobald das Lager aufgeschlagen sei, werde er die Antwort ertheilen." Auch Egmonts Sekretär Bakkerzeel und der nach Brüssel gelockte Bürgermeister von Antwerpen van Straalen wurden am gleichen Tage in Haft genommen. Horns Sekretär, de la Loo, ging ruhig in die Falle. Natürlich wurden die Papiere der Verhafteten mit Beschlag belegt. Noch am nämlichen Abend berichtete der Judas Alba an den König den glücklichen Fang, den er gemacht hatte. Die Bestürzung in den Provinzen war allgemein, um so mehr freute sich der König. Auch Granvella theilte seine Freude; als er aber hörte, daß der Schweigsame, wie er den Prinzen von Oranien immer zu nennen pflegte, entkommen sei, äußerte er, man habe Niemanden gefangen, wenn man ihn nicht habe, und ein Anderer, der verruchte Titelmans, der bei dem Könige in großer Gnade stand, äußerte: „Dann wird unsere Freude von kurzer Dauer sein, wehe uns ob der Dinge, die aus Deutschland kommen werden."

Alba errichtete nun zur Untersuchung der Verbrechen, die in den letzten Jahren verübt worden waren, einen Gerichtshof, welchen er den Rath der Unruhen, das Volk aber den Blutrath nannte. Nur unter diesem Namen kennt ihn die Geschichte. Mit diesem Rathe trat er alle Einrichtungen der Provinzen zu Boden. Wer gegen die Einsetzung der neuen Bischöfe, gegen die Inquisition oder die Edikte eine Schrift unterzeichnet, öffentliche Predigten zugelassen, dem Bildersturme nicht gewehrt, die Bittschrift der Conföderirten überreicht, gegen das Recht des Königs, die Gesetze des Landes aufzuheben, sich ausgesprochen hatte, oder gegen den neuen Gerichtshof sich äußerte, der ist ein Hochverräther. Es sollte dafür nur eine Strafe gelten, nämlich der Tod. Die Richter waren Kreaturen des Herzogs, und damit nicht ein Urtheil gefällt werden könnte, was ihm etwa nicht gefiele, behielt er sich die letzte Entscheidung vor. In einem Berichte an den König legte er dar, daß er sich diese Machtvollkommenheit beigelegt habe, weil er fürchte, betrogen zu werden, da er nicht alle Mitglieder kenne, und weil die Rechtsgelehrten nicht eher zu verurtheilen pflegten, als bis das Verbrechen erwiesen sei. Der

Präsident Viglius, der sich gegen den Herzog von Alba hündisch benahm, hatte ihm die Blutrichter vorgeschlagen, die niederländischen nennt Motley Nullen, die beiden Spanier del Rio und Vargas führten das Wort. Der Letztere war ein fürchterlicher Mensch. Das Morden gehörte zu seinen Liebhabereien. „Seine scheußlichen Witze klingen hell durch das Todesröcheln und Angstgeschrei, durch das Blut und den Rauch jener Tage beständigen Mordens zu uns hindurch," sagt der vorhin genannte Motley. Vargas äußerte einmal: „Die Ketzer haben die Tempel verwüstet, die Guten nichts dagegen gethan, folglich müssen sie alle hängen!" Mehr braucht man nicht zu wissen, um dieses Scheusal zu verurtheilen. Ein anderer Blutrichter war der Flamländer Hessels. Wegen seiner Grausamkeit schätzte ihn Alba. Nachmittags schlief er häufig in den Sitzungen ein. Wurde er geweckt, um seine Stimme abzugeben, so sagte er blos: „An den Galgen, an den Galgen!" Am 20. September hielt der Blutrath im Hause Albas seine erste Sitzung und binnen drei Monaten hatte er bereits 1800 Personen, darunter die höchsten und besten Männer des Landes, gemordet. Die Hilfsbeamten wurden über die Provinzen vertheilt und lieferten die Berichte. Das Hauptverbrechen war der Reichthum, hatte doch Alba dem Könige versprochen, jährlich eine halbe Million Dukaten aus der Gütereinziehung zu liefern. Da blieb den Reichen, wenn sie ihr Leben erhalten wollten, nichts übrig, als die Flucht zu wählen, die jedoch sehr erschwert war. Ganze Wagen von Prozessen gelangten täglich an Alba, der sie dem Blutrath überwies. Die meisten Berichte lauteten auf Tod, Vargas gab alsbald den Bescheid zum Vollzug der Execution. Männer, Weiber und Kinder wurden haufenweise zum Scheiterhaufen geführt. Es kam dann auch vor, daß Leute hingerichtet wurden, ehe ihr Prozeß geführt war. Als ein ganz unschuldiger Mann hingerichtet war, äußerte Vargas scherzhaft: „Thut nichts, ist er unschuldig gestorben, so wird ihm das in der andern Welt zu Gute kommen." In Amsterdam wurde ein Peter de Wit enthauptet, weil er bei einem Tumult den Führer einer Rotte abgemahnt hatte, auf einen Beamten zu schießen. Dieser gehorchte und statt Wit anzuerkennen, mußte er bluten,

weil er einen Einfluß auf Rebellen hatte. Eine Frau hatte im Jahre 1566 einem kleinen Marienbilde einen Schlag mit ihrem Pantoffel versetzt, sie wurde zum Tode verurtheilt und ihre Magd dazu, weil sie zugesehen hatte, ohne ihre Herrin anzuzeigen. Beide wurden in einem Fasse auf dem Schaffot ertränkt. Der Tod im Gefängniß, der einen Verurtheilten vor der Hinrichtung traf, schützte ihn nicht vor derselben. Den Leichnam eines vornehmen Mannes schleppten sie auf das Schaffot und enthaupteten ihn mit den übrigen Lebenden, die Sterbeglocken erklangen täglich, auch in den kleinsten Dörfern. Ueberall sah man Leute in Trauerkleidern für ihre hingerichteten Angehörigen. Sie wußten aber nicht, wie bald die Reihe auch an sie käme. Galgen, Scheiterhaufen und Schaffot reichten nicht mehr hin, für die tausende von Ketzern, man hing sie an Thürpfosten, an Pfähle auf den Straßen, an Bäume. Das Land glich einem großen Leichenacker und einer öden Wüste. Da konnte noch ein Mensch, wie Viglius, die Klugheit und Milde des Herzogs von Alba rühmen. Der König stimmte ganz mit dem Herzog überein und ließ sich durch seine Schwester zu keiner Vergebung bewegen. Alba war sein Mann und dieser säumte nicht, auch für die Zukunft Vorkehr gegen Rebellionen zu treffen. Die Städte wurden deßhalb befestigt, um sie im Zaume zu halten. In wenigen Monaten stand in Antwerpen eine Citadelle da, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, wie man noch jetzt sehen kann. Erst spät im Oktober hielt Alba seinen Einzug in Antwerpen. Die Acten gegen Oranien, seinen Bruder Ludwig, seinen Schwager, den Grafen van den Berg, gegen die Grafen Hoogstraten und Culemburg und den Baron Montigny wurden geschlossen und die Angeklagten vor den Blutrath geladen bei Vermeidung der Vermögenseinziehung und ewiger Verbannung. Uns interessirt besonders der Prinz von Oranien. In der Anklage gegen ihn wird er als Haupt der Rebellion hingestellt. Gleich nach der Abreise des Königs habe er sich bemüht, sich zum Herrn des Landes zu machen, er habe das Volk zum Aufruhr verleitet und zwar dadurch, daß er vorgegeben habe, der König wolle die spanische Inquisition einführen, die Conföderirten habe er begünstigt und geleitet, in Antwerpen habe er die

Ketzerei ermuthigt und den Reformirten Gottesdienst gestattet.

Daß der Prinz dazu nicht schweigen werde, war gewiß. In seiner Antwort verwarf er Alba und seinen Gerichtshof. Vor rechtmäßigen Richtern wolle er seine Unschuld beweisen. Daß er noch nicht mit dem Könige brach, ersah man deutlich. Eine tiefe Wunde schlug ihm der Tyrann damit, daß er seinen ältesten Sohn, einen dreizehnjährigen Knaben, den Grafen von Büren, der in Löwen studierte, gefangen nehmen und nach Spanien verbringen ließ. Die Einladung an den Knaben war so freundlich abgefaßt, daß derselbe ihr willig, ja mit Freuden Folge leistete. Auf den Protest der Professoren von Löwen dagegen als einen Eingriff in ihre Rechte, erwiederte Vargas barsch: „Wir bekümmern uns nicht um eure Rechte." In solcher Weise fuhr der Blutrath fort, zu handeln. Als die Stadtbehörden von Antwerpen um Gnade für einige ihrer Mitbürger baten, fuhr sie der Herzog furchtbar an, weil sie es wagten, für Ketzer und Hochverräther zu bitten. Er warne sie, sich in Acht zu nehmen, sonst werde er zum Exempel für das ganze Land Jeden hängen lassen. Seine Majestät wolle lieber das Land in eine Wüste verwandelt sehen, als einen Ketzer dulden. Am 16. Februar 1568 verdammte das heilige Amt der Inquisition alle Niederländer als Ketzer zum Tode; nur eine Anzahl von Personen war von diesem Urtheile ausgenommen. Und der König ordnete an, in diesem Sinne ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Alter vorzugehen. Es geschah. Alba bemerkte in einem Schreiben an den König, daß gleich nach der heiligen Woche 800 Köpfe fallen müßten. Da konnte es denn geschehen, daß ein Bürger, welcher ein großes Vermögen besaß, eines Tages abgeholt, verurtheilt, an einem Pferdeschweife hinausgeschleift und an den Galgen gehängt wurde. Damit die Verurtheilten nicht auf dem Wege zum Richtplatze, oder auf dem Richtplatze selber Reden halten könnten, welche die Wahrheit bezeugten, hat man ihnen die Zunge in einen eisernen Ring geschraubt und den vordern Theil der Zunge mit glühenden Eisen gebrannt, damit sie anschwelle und sich nicht aus dem Ringe herausziehen könne. So verging allerdings den Unglücklichen das Reden. Unter

den tausenden und aber tausenden, die den Tod erlitten, gab es viele, deren Leben und Sterben den Märtyrern der ersten christlichen Kirche gleichgestellt zu werden verdient. Nur einige Beispiele, die wir herausgreifen, sollen dies beweisen.

Es war am 16. Juni 1568, daß zwei adlige Jünglinge von Battenburg, einem alten Schloß an der Maas, auf den Markt von Brüssel gebracht wurden, um daselbst den Märtyrertod zu erleiden. Es hatte den Anschein, als fühle der ältere Bruder in der Nähe des Todes etwas von Todesangst. Der jüngere, Dietrich, war heiter und fragte den Bruder: „Wie ist dir's, lieber Bruder? Ist das nicht der Tag, nach dem wir uns in unserm schweren Gefängnisse so lange gesehnt haben? Jetzt ist keine Zeit zur Traurigkeit. Das ist uns das höchste Gut und die größte Ehre, die uns zu Theil werden kann, um der Lehre des Sohnes Gottes willen den Tod zu leiden. Wir wandern beide zu Gott!" „Glaube nicht, lieber Bruder," antwortete der ältere, „daß mir, obschon ich von Außen traurig bin, alle Freude im Herzen genommen sei. Ich weiß, daß ich meinem Herrn je länger, je näher komme, weil ich um seines Namens willen den Tod leide." So stieg er auf das Schaffot und wurde nach inbrünstigem Gebete enthauptet. Ihm folgte der jüngere Bruder mit solcher Freudigkeit, daß die Zuschauer sich darob verwunderten.

Im April, also kurz vorher, ergriff man einen angesehenen Mann von Andorf, Le Grain. Er hatte in Genf christlichen Unterricht genossen und war einer der ersten, der sich in den Niederlanden zum Evangelium bekannte. Auf der Folter wollte man herauspressen, daß er allerlei Personen, die man für gefährlich hielt, angeben sollte. Aber er that es nicht. Er hatte Gelegenheit, durch sein kleines Töchterlein ein paar Zeilen an seine Hausfrau zu richten. Darin sagt er: „Ich bitte, Ihr wollet in Fried und Einigkeit bei einander leben und ohne Unterlaß die heilige Schrift mit einander lesen und betrachten. Vergesset nicht, daß Ihr meiner Kinder einem Jeglichen eine Bibel gebet, die ich ihnen zum Testament hinterlasse. Ich befehle Euch dem allmächtigen Gott, ob wir vielleicht einander in diesem Leben nicht mehr sehen

möchten." Darauf wurde er nach Brüssel transportirt und am 28. Juni vom Leben zum Tode gebracht. Der Scharfrichter war betrunken und hieb mehrmals in den Hals, ohne ihn vom Rumpf trennen zu können, bis er ihn endlich unter großen Schmerzen des Märtyrers, der beständig den Namen des Herrn anrief, absägte."

Im Februar 1568 wurden in Andorf drei Männer zugleich verhaftet und im Gefängniß richteten sie ein Schreiben an die Gläubigen. Darin sagen sie unter Anderm: „Wir sind gewiß, daß unser Herzog Jesus Christus der Schlange den Kopf zertreten hat und noch ferner zertreten und uns nicht Waisen lassen wird. Wahr ist es, daß sie uns in die Fersen sticht, aber weiter kann sie uns nicht schaden. Darum wollen wir nicht kleinmüthig sein, sondern uns fest an die Verheißung Gottes halten. Lieben Brüder, seid nicht traurig um unseres Gefängnisses willen, denn es ist der Wille Gottes. Bittet vielmehr Gott den Herrn, daß er uns Standhaftigkeit verleihe bis an unser Ende!" Gegen Ende März wurde dem einen von ihnen, Schobland, das Todesurtheil angekündigt. Darauf sagte er: „O daß es des lieben Gottes Wille wäre, daß ich der letzte wäre, den die Tyrannen um Christi willen martern, und daß sie sich also an meinem Blut sättigen möchten, daß nach mir die christliche Kirche in Fried und Ruhe leben könnte." Aber erst am 10. Juli wurde er verbrannt. Einer der dreien starb im Gefängniß. Und der dritte, Joris Cooman mußte im folgenden Monate den Feuertod erleiden, nachdem er herrliche Bekenntnisse vor der Commission abgelegt hatte. „Wie kannst du die Schrift verstehen, so du doch kein Latein gelernt hast?" Joris, obwohl er auch Latein verstand, erinnerte daran, daß Christus seinem himmlischen Vater gedankt habe, daß er seine Wahrheit den Weisen dieser Welt verborgen und den kleinen und unmündigeu Kindern geoffenbart habe. Er sagte auch einmal im Verhöre: „Es wird euch schwer fallen, Rechenschaft abzulegen am Tage des Herrn, da wir alle ohne Unterschied erscheinen müssen." Eine sechzigjährige Wittwe, Ludovica, eine Frau voll guter Werke wurde von ihrer Obrigkeit in Renay eingezogen. Warum? Sie hatte vor zwei Jahren in einer Scheuer hinter ihrem Haus einem Prediger die Verkündigung des Evangeliums

gestattet. Sieben Monate mußte sie im Kerker zubringen, um endlich am 29. Juli zum Tode verdammt zu werden. Ein Priester kam zu ihr, um sie zur Beichte zu überreden, aber sie sprach so lieblich und eifrig mit ihm, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte und im Fortgehen äußerte: „Ich bin gekommen, Euch zu trösten, aber ich sehe, daß ich vielmehr bedarf, von Euch getröstet zu werden."

Rührend ist die Geschichte von den Märtyrerzeugnissen des Goldschmieds Peter von Cöllen und seiner Magd Betken, zu Breda. Er war Almosenpfleger und öffnete stets sein Haus freudig zu Versammlungen. Endlich griffen sie ihn und legten ihn in Stock und Eisen. Seine Magd Betken brachte ihrem Herrn täglich das Essen ins Gefängniß, und da sie in Gottes Wort tief gegründet war, tröstete sie ihn auf gar herzliche Weise. Neun Monate verrichtete sie ihren Marthadienst. Jetzt griffen die Häscher auch sie, und nachdem sie ihren Herrn auf der Folter gepeinigt hatten, wollten sie die Folter auch bei ihr anwenden. Da bat sie um die Erlaubniß, vorher noch Gott anrufen zu dürfen. Es geschah. Sie sank auf ihre Kniee und als sie anfing, ihr Herz auszuschütten, wurde es einem der Commissäre so übel, daß er in Ohmacht fiel. Da unterließen sie das Foltern. Sie wurde mit ihrem Herrn nach einiger Zeit zum Feuertode verurtheilt. Große Freudigkeit bewies besonders die Magd. Sie redete noch die Umstehenden auf dem Richtplatze an: „Liebe Brüder und Schwestern, seid alle Zeit dem Worte Gottes gehorsam und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, denn sie haben keine Macht über die Seele." Sie sprach auch auf dem Scheiterhaufen ihrem Herrn Muth ein, bis er den Geist aufgegeben hatte und das Feuer an sie kam. Mitten in den Flammen hörte man sie Gott loben.

Noch eine Wolke von Zeugen, deren die Welt nicht werth war, ließe sich aufstellen, aber wir begnügen uns mit der Mittheilung der erzählten Geschichten.

13. Hinrichtung Egmonts und Horns.

Freilich in dem Sinne, in welchem wir die Geschichte von Märtyrern der Niederlande erzählt haben, können wir von Egmont, Horn und andern Adligen als Märtyrern nicht reden. In einem gewissen Sinne ist ein Mensch, der unschuldiger Weise Strafe leiden muß, auch ein Märtyrer. Männer, wie die genannten, erregen gewiß deßhalb unsere innige Theilnahme, und es bedarf nicht erst einer dichtenden Sage, unser Mitleid zu wecken. Besonders hat sich die Dichtkunst Egmonts bemächtigt, um aus ihm Etwas zu machen, was er nicht ist. Beide Männer, Egmont und Horn, lagen in strengem Gefängnisse, ohne daß gegen sie eine Untersuchung geführt worden wäre. Was man endlich nach zwei Monaten that, um die Anklage gegen sie zu erheben, war eitel Schein und Täuschung. Ihr Tod war beschlossen, und was noch gethan wurde, um den Tod als rechtlich zu vollziehen, empört jeden rechtlichen Menschen. Die Bluträthe Vargas und del Rio führten den Prozeß und verhörten die beiden Grafen. Dann ließ man sie wieder in ihrer Einsamkeit ruhig sitzen. Endlich am 10. Januar erhielten sie die Anklagepunkte, es war ein ganzer Haufen. In fünf Tagen mußten sie ohne Beiziehung eines Anwaltes ihre Antwort schriftlich abgeben. Nachher durften sie sich ein paar Mal mit Advokaten besprechen, aber immer in Gegenwart von Zeugen. Die Anwälte wünschten Einsicht von den Acten der Regierung zu nehmen, aber man gestattete es nicht. Am 1. Juni wurde das Verfahren geschlossen und dem Herzoge die Acten übergeben. Schon am 4. Juni sprach Alba das Urtheil mit einer solchen Raschheit, daß an eine gründliche Prüfung nicht zu denken war. Es bedurfte ja keiner Prüfung, indem jede Prüfung doch den Tod der beiden Grafen im Gefolge gehabt hätte. Die Gefangenen protestirten vom Anfange an gegen den Gerichtshof, der auch wirklich, wenn man hätte das Recht berücksichtigen wollen, ungesetzlich war. Als Ritter des goldenen Vließes und als Grafen hatten sie einen ganz anderen Gerichtshof zu beanspruchen. Alle Bitten hochstehender Personen, selbst des Kaisers an den König Phi-

lipp zu Gunsten der Grafen waren vergeblich. Was für Schritte that nicht Egmonts Gemahlin, Sabina, die Mutter von elf Kindern, die Schwester des Kurfürsten von der Pfalz. Auch Horns Mutter, die nicht blos ihren Sohn, den Admiral, sondern auch den andern Sohn Montigny in Spanien in Todesgefahr sah, richtete die rührendsten Bittschriften an Philipp. Sein Herz war, wie das seines Schergen Alba, von Stein. Er ertheilte keine Antwort, als eine an Alba, den Prozeß zu beschleunigen. Endlich als der Kaiser einen eigenhändigen Brief an den Spanier erließ, gab er eine Antwort, aber eine abschlägige. Die ganze Welt, meinte er, werde sein Verfahren noch billigen, und wenn er die Provinzen verliere und der Himmel auf seinen Kopf fiele, werde er nicht anders handeln.

Aus den vielen Klagepunkten gegen Horn wurden fünf Verbrechen herausgefolgert: Hochverrath, Rebellion, Verschwörung, passive Mitschuld am Hochverrath und Vertrauensbruch. Es ward ihm, so wie Egmont vorgeworfen, sie hätten sich mit Oranien verbunden, den König aus den Niederlanden zu vertreiben. Dreiundsechzig Artikel waren aufgestellt, die das beweisen sollten. Es ist überflüssig, das Einzelne mitzutheilen, denn theils war es nur Verläumdung, theils enthielt es Wahrheit. Zum Beispiel bei Horns Ankunft in Tournay habe das Volk im August 1566 gerufen: „Es leben die Geusen!" und das sei ein Beweis, daß er Wohlgefallen daran gehabt habe. Mehrmals habe er geäußert, die Menschen müßten nach ihrem Gewissen leben können und dergleichen. Die Beantwortung der Klagepunkte von Seiten Horns, obwohl ihm nur fünf Tage vergönnt waren, war siegreich, aber was half es ihm, auch die gründlichsten Beweise zu führen? Er erklärte, daß er sich stets von den Grundsätzen der Ehre, der Gerechtigkeit und Treue habe leiten lassen und bat seine Richter, auch der Thaten und Dienste seines früheren Lebens eingedenk zu sein. Auch Egmonts Vertheidigung gegen die Klagepunkte, die fast denen gegen Horn gleich waren, enthielt unwiderlegbare Wahrheit. Beide Grafen stimmten in ihren Antworten ganz zusammen, obwohl sie sich nicht sahen. Mit Unwillen wies Egmont die Beschuldigung des Hochverraths von sich ab. Er habe allerdings, sagte er unter andern, der Regentin

zu einer Milderung der Edikte gerathen, weil er es für heilsam und gesetzlich gehalten, bis der Wille des Königs bekannt werde. Sein Verfahren gegen die Rebellen habe seine Gesinnung bewährt.

Bluten sollten sie, das war fest beschlossene Sache. Schon am 1. Juni gingen ihnen 18 Adlige von vornehmem Stande auf dem Schaffot zu Brüssel voran. Ihre Köpfe wurden auf Pfähle aufgesteckt. Am 3. Juni wurden die beiden Grafen von Gent nach Brüssel unter Begleitung von viel Militär gebracht. Am 4. Juni verurtheilte sie Alba zum Tode mit dem Schwerte, und Nachmittags ließ er den Bischof von Ypern kommen, damit er ihnen das Urtheil verkünde und sie Beichte höre. Als der Bischof das vernahm, sank er auf die Kniee und bat unter Thränen um Schonung für die erlauchten Gefangenen. Barsch erwiderte Alba, er habe ihn nicht kommen lassen, um seinen Rath zu vernehmen, sondern um seine Pflicht als Geistlicher zu vollziehen. Egmonts Gemahlin, die durch Gerüchte geängstigt worden war, eilte in des Statthalters Haus, um das Leben ihres Mannes zu erbitten und that so gar einen Fußfall, sie die Pfalzgräfin, deren Ahnen sogar die Kaiserkrone getragen hatten. Er blieb unbewegt, nach einer Nachricht gab er ihr die zweideutige Beruhigung, ihr Gatte werde am nächsten Tage frei werden.

Noch Nachts 11 Uhr trat der Bischof in Egmonts Gefängniß, der Graf schlief bereits. Der Geistliche reichte dem Geweckten das Papier Albas, das ihm das Todesurtheil auf den andern Tag verkündete. Er las das Papier mit Fassung und fragte den Bischof, ob keine Gnade zu hoffen sei. Derselbe theilte ihm sein Verhalten gegen Alba mit. Mit einem Ausbruch von Unwillen erklärte er das Urtheil für ein ungerechtes und grausames, und berief sich dabei auf sein Leben und seine Thaten. Was er jetzt thun solle? Der Bischof ermahnte ihn, sich zu Gott zu wenden und auf das Jenseits zu bereiten. Da knieete Egmont nieder, beichtete und bat um das Sakrament, das ihm gereicht wurde. Auf seine Bitte nach dem besten Gebete empfahl ihm der Bischof das Vater Unser. Er dankte alsdann dem Bischof für seine Tröstungen. Da überkam ihn wieder der Schmerz über sein Weib und Kinder. „Ach," rief er aus, „wie elend und schwach ist unsere

Natur, daß wir, wenn wir einzig an Gott denken sollten, doch nicht im Stande sind, den Gedanken an Weib und Kinder zu verbannen?“ Er beruhigte sich jedoch allmälig, und schrieb noch an den König und den Herzog von Alba einen Brief, worin er seine Unschuld bezeugte, er habe nie auf den Schaden des Königs und auf die Schmälerung der katholischen Religion gewirkt. Wie Egmont, so empfing auch der Admiral Horn die Nachricht von seinem Todesurtheil gefaßt. Der Pfarrer von La Chapelle stand dem Letzteren als Beichtvater bei.

Das Schaffot, das die beiden erlauchten Grafen mit ihrem Blute befeuchten sollten, stand mitten auf dem Marktplatze. Es war mit schwarzem Tuche behängt. Dreitausend Mann umgaben es. Um 11 Uhr begab sich eine Compagnie spanischer Truppen zum Gefängnisse, um Egmont abzuholen. Die Schmach der Bindung seiner Hände lehnte er ab. Mit festem Tritte ging er, den Bischof zur Seite, zum Schaffot. Unterwegs las er den Psalm 61, der mit den Worten anhebt: „Höre, Gott, mein Geschrei und merke auf mein Gebet!“ Er trug seinen rothdamastenen Hausrock, darüber einen kurzen goldgestickten schwarzen Mantel, auf dem Kopfe einen schwarzseidenen Hut mit schwarzen und weißen Federn. An Romero, den Anführer der Truppen, wandte er sich noch mit der Frage, ob das Urtheil unwiderruflich sei? Dieser zuckte die Achseln. Da knirschte der Graf mit den Zähnen, faßte sich aber gleich wieder, legte Mantel und das goldene Vließ ab, auf ein Kissen knieend betete er das Vater Unser, der Bischof segnete ihn noch ein. Mit gefalteten Händen und dem Gebete: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ empfing er den Todesstreich. Die ungeheure Menschenmenge, die das Schaffot umstand, fühlte das tiefste Mitleid, selbst spanische Soldaten, die ihn als Feldherrn hoch ehrten, vergossen Thränen. Man erzählt, daß selbst über Albas kaltes Angesicht, der dem Auftritte hinter einem Fenster zusah, Thränen geflossen seien. Kurz nachher, als man Egmonts Leichnam mit einem schwarzen Tuche zugedeckt hatte, schritt Graf Horn auf das Schaffot. Er war einfach gekleidet und legte seinen schwarzen Mantel ab. Er wünschte den Zuschauern ein Lebewohl und bat sie, für seine Seele zu beten. Das

silberne Kruzifix, das Egmont geküßt hatte, küßte er nicht, kniecte aber unter dem Beistande des Bischofs zum Gebet nieder, sprach, wie Egmont, lateinisch die letzten Worte und wurde dann enthauptet. Die Köpfe der beiden Hingerichteten wurden auf eiserne Pfähle gesteckt, die Menge aber brach in Verwünschungen und Klagen aus und Viele tauchten ihre Taschentücher in das Blut der Enthaupteten. Oranien schrieb darüber in einem Briefe: „Mag auch ein Herz noch so hart sein, es giebt wohl keines, das nicht über solcher Grausamkeit gerührt wird, besonders Leute, welche ihre Tugend, ihre Tapferkeit und so viele andere gute Eigenschaften derselben kennen gelernt haben.“ Einige Berichte behaupten, daß die gräflichen Köpfe, in Büchsen verpackt, nach Madrid geschickt worden seien, damit sich der König daran weiden könne. Er wird es auch gethan haben.

Der Haß und die Erbitterung gegen Alba nahm bei solchen Vorgängen mit jedem Tage zu. Hoogstraten sagte damals: „Wie aus der andern Welt ertönt das Geschrei, das Jammern und das gerechte Mitleiden von Allen aus der Stadt Brüssel, von Edlen und Gemeinen über solche barbarische Tyrannei, aber nichtsdestoweniger rühmt sich dieser Nero von Alba, ähnlich mit Allen zu verfahren, die ihm in die Hände fallen.“ Niemand glaubte, daß die Grafen ein Verbrechen begangen hätten, sie schrieben die Hinrichtung auf Rechnung Albas und konnten nicht glauben, daß der König gleiche, wo nicht größere Schuld an dem Morde habe. Die Gräfin Egmont mußte mit ihren elf Kindern in Elend und Armuth ihr Leben zubringen.

14. Sieg und Verlust.

Was die rasche Beschleunigung der Hinrichtung Egmonts und Horns und anderer Adliger bewirkte, war der Zorn Albas über eine verlorene Schlacht. Der Prinz von Oranien war nämlich in seinem Pathmus zu Dillenburg nicht unthätig gewesen. Er sah ein, daß, wenn den Niederlanden geholfen werden sollte, Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden müsse. Vertheidigte er doch ein Doppeltes,

die Rechte und Freiheiten der Provinzen, sowie die religiösen Ueberzeugungen derer, die ihr Herz der Macht der Wahrheit erschlossen hatten. Dafür setzte er Alles ein. Er knüpfte mit vielen Reichsfürsten an, der Landgraf Wilhelm von Hessen und der Kurfürst von Sachsen versprachen ihm ihre Unterstützung. Mit Feinheit und Entschiedenheit, wie man es von ihm nicht anders erwarten konnte, griff er die Sache an. An seinem Bruder Ludwig hatte er die getreueste Hilfe. Er und andere einflußreiche Freunde hatten die Anwerbung von Truppen übernommen. Aber zum Kriege gehört Geld und wiederum Geld, der Prinz berechnete die Kosten zur Instandstellung eines Heeres wenigstens auf 200,000 Kronen. Die Hälfte hatten niederländische Städte und ausgewanderte Kaufleute zugesagt, er selbst gab einen großen Theil seines Vermögens her und verkaufte sogar seine Juwelen, Teppiche, Silbergeschirr und seinen beinahe königlichen Hausrath. Nach seinem Plane sollte in die Niederlande an drei Punkten eingefallen werden, während er selbst in der Gegend von Cleve im entscheidenden Augenblicke in das Land einbrechen wollte. Hugenotten und flüchtige Niederländer sollten von Frankreich her angreifen. Diese letzteren waren aber bald geschlagen und aufgerieben, so daß von 2500 Mann nur 300 übrig blieben, die gefangenen Niederländer ließ der Herzog alsbald hängen. Auch das andere Corps hatte kein besseres Schicksal. Villers commandirte es von Jülich her. Alba handelte mit großer Raschheit, es kam am 25. April zum Treffen, Villers wurde geschlagen, er entkam mit einem Theile seiner Truppen, nur um abermals das Treffen zu verlieren. Zwar hatte er sich verschanzt, aber die muthigen, erfahrenen Spanier erstürmten die Schanzen und hieben alles nieder, Villers endigte auf Befehl Albas auf dem Schaffote.

Anders ging es in Friesland. Dort kommandirte Ludwig von Nassau ein kleines Corps. Sein Feldgeschrei: „Freiheit für Vaterland und Gewissen!“ lockte tausende herbei. Täglich mehrten sich die Geusen, wie man sie schon damals nannte. Alba befahl dem Grafen Aremberg, mit einem Corps Spanier nach dem Kriegsschauplatze zu eilen, es waren ungefähr 2500 Mann, Graf Meghem sollte ihn mit 1500 Mann unterstützen.

Alba warnte sie, den Feind nicht zu unterschätzen. Die beiden Offiziere faßten den zweckmäßigen Entschluß, nur gemeinsam zu operiren, aber sie blieben nicht dabei. Ludwig von Nassau hatte bei dem Kloster Heiligerlee Stellung genommen, es war eine sehr günstige auf einer Anhöhe, vor ihm eine gefährliche Ebene, von Kanälen durchschnitten. Zugleich war er durch einen Wald gedeckt. Aremberg, welchen die Gicht so plagte, daß er nur in einer Sänfte vorwärts kommen konnte, ließ sich von seinen hitzigen, sieggewohnten Spaniern verleiten, den Angriff auf die Geusen, mit denen sie leicht fertig zu werden gedachten, zu unternehmen. Mit seiner Artillerie eröffnete er das Feuer auf Ludwigs Truppen, wirklich flohen auch dessen leichte Truppen vom Hügel, aber nun glaubten die Spanier den Sieg schon in Händen zu haben, und stürmten vorwärts, blieben jedoch fast alle im Sumpfboden stecken, ohne weiter zu kommen. Jetzt war der Augenblick da, das Feuer auf die Spanier zu richten; und die sich aus dem Sumpf herausarbeiten wollten, wurden von den Geusen zurückgetrieben, während Graf Ludwig seinen linken Flügel aufrollte und die Nachhut des spanischen Heeres zersprengte. Es erfolgte eine wilde Flucht, die Niederlage der Spanier war vollständig, 1600 Mann lagen auf dem Schlachtfelde. Aremberg traf noch sammt einer Handvoll Reiter mit Adolf von Nassau zusammen. Es erfolgte ein blutiges Handgemenge. Durch eine Pistolenkugel verwundet, schoß Aremberg den jungen Grafen nieder und schleppte sich selber mühsam vorwärts, bis er endlich im Kampfe mit einem Trupp Soldaten den Tod fand. Ein Zeitgenosse schreibt: „Wie Gott in diesem Leben nichts in jeder Hinsicht Erfreuliches bescheert, so verlor der Prinz seinen Bruder Adolph, einen vortrefflichen Jüngling. Er kämpfte in vorderster Reihe tapfer, munterte durch sein Beispiel die anfangs zaudernden Soldaten auf und errang „durch seine Tapferkeit und mit seinem Blute seinem Bruder den Sieg."

Kaum war die Schlacht geschlagen, so rückte Meghem mit seinem Corps herbei, aber zu spät. Als er vernahm, was geschehen war, trat er den Rückzug an und führte seine Truppen nach Gröningen. Wenn auch damit Ludwigs Sieg in seiner Wirkung heruntersank, konnte doch

jeder Niederländer sehen, daß die Spanier nicht unüberwindlich waren. Seines Bruders Adolph, eines tapfern Helden Tod, betrauerte mit ihm auch der Oranier. Freilich Alba trauerte nicht, im Gegentheil, er konnte sich fast nicht fassen in seinem Zorne, und rüstete sich in Eile, die Aufständischen niederzuschlagen. Vorher erließ er ein Edikt, welches den Oranier, seinen Bruder Ludwig und andere Adlige bei Strafe des Todes verbannte und ihr Vermögen einzog. Den Culemburgischen Palast, der uns schon bekannt ist, riß er nieder und richtete dort eine Schandsäule auf. Darauf folgte die schon erzählte Hinrichtung der achtzehn Adligen, Egmonts und Horns. Er selber war mit 15,000 Mann Kerntruppen bald auf dem Kriegsschauplatze und ging rasch gegen das Lager Ludwigs vor. Während die spanischen Truppen Kampfeslust zeigten, war dies nicht der Fall bei den Aufständischen. Es währte nicht lange, so befanden sich Ludwigs Truppen auf dem Rückzuge und die Spanier hinter ihnen her. Die Stellung, die Ludwig jetzt eingenommen hatte, war eine sehr ungünstige, während seine Soldaten ganz offen meuterten, so daß der Verlust der Schlacht vorausgesagt werden konnte. Stand dem Nassauer doch der größte Feldherr seiner Zeit gegenüber und die Spanier gehörten zu den besten Soldaten. Auch half dem Grafen das Durchstechen der Teiche nichts. Als seine Soldaten den Angriff begannen, wurden sie alsbald zurückgeschlagen. Da verloren sie den Muth und flohen. Alles Anfeuern von Seiten Ludwigs half nichts, es erfolgte ein furchtbares Blutbad unter den Aufständischen, noch am folgenden Tage wurden ihrer viele todtgeschlagen. Es waren 7000 Patrioten gefallen, während von den Spaniern nur gegen 80 Mann ihr Leben verloren hatten. Der Graf Ludwig rettete sein Leben dadurch, daß er seine Kleider abwarf und über die Ems schwamm. Die Schlacht bei Jemmingen an der Ems traf die Befreier der Niederlande schwer, aber gerade hier zeigte sich Oraniens Glaube in einem schönen Lichte. Statt seinem Bruder Vorwürfe darüber zu machen, suchte er ihn vielmehr aufzurichten, und zwar nicht mit äußerlichen Gründen, sondern er führte ihn hinter den Vorhang des Allerheiligsten, wo der thront, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden,

der auch wußte, weßhalb er den Grafen Ludwig die Schlacht verlieren ließ. Von Dillenburg aus schrieb er ihm am letzten Juli 1568: „Weil es Gott so gefallen hat, muß man Geduld haben und nicht den Muth verlieren, ebenso sich nach dem göttlichen Willen richten, wie ich mir denn vorgenommen habe, in allem, was kommen mag, zu thun. Und noch bin ich entschlossen, mit Gottes Hilfe vorwärts zu gehen.“

In ähnlicher Weise spricht sich der Prinz auch gegen andere Freunde aus und er blieb fest entschlossen, sich durch die erlittenen Unfälle nicht abschrecken zu lassen, denn er war innerlich überzeugt, daß sein Werk zur Befreiung der Niederlande ein Werk Gottes sei. Er schrieb im November 1569 an seine unwürdige Gemahlin Anna, die er so gerne von ihren bösen Wegen zurückgebracht hätte: „Ich bin entschlossen, mich in die Hand des allmächtigen Gottes zu begeben, damit Er mich führe, wohin Sein Wohlgefallen mich leitet. So sehe ich wohl ein, daß ich dieses Leben in Noth und Arbeit zubringen muß, womit ich sehr wohl zufrieden bin, weil es also dem Allmächtigen gefällt, denn ich weiß, daß ich eine größere Züchtigung wohl verdient habe. Ich flehe ihn nur an, mir die Gnade zu erweisen, in Geduld auszuharren, wie ich bisher gethan habe.“ Freilich an seiner Gemahlin fand er nicht allein keine Stütze, sondern erlebte vielmehr nur Herzeleid. Es ist rührend, wie er sich in dieser Hinsicht ihr gegenüber äußert: „Ihr selbst wißt, in was für Gefahr und Elend ich jetzunder bin, wo denn kein größerer Trost zu finden ist, denn wenn ein Mann befindet und sieht, daß seine Hausfrau beweist, daß sie mit Geduld ihres Herrn Kreuz, das Gott ihm hat zugeschickt, gern will mit helfen tragen, sonderlich wenn es ihm darum kommt, da er hat gemeint, Gottes Ehr zu befördern und seines Vaterlandes Freiheit zu suchen.“ Gottes Ehr zu fördern und des Vaterlandes Freiheit zu suchen, das hielt er fest und sprach es auch in den verschiedenen Schriftstücken aus, welche er damals zur Rechtfertigung seiner Schritte herausgab. Schon im Jahre 1568 ließ er eine „Rechtfertigung gegen die falschen Anklagen seiner Verläumder“ erscheinen. Er erkannte darin nur das Ordenskapitel vom goldenen Vließ oder das Reich als seinen Gerichtshof an. Im Blutrathe, der

ja seine Freunde Egmont und Horn verurtheilt hatte, sah er nur Schurken, die er für zu gering hielt, seine und seiner Gefährten Kammerdiener zu sein. Er erklärte die Edikte, die Inquisition und die neuen Bisthümer für die wahren Ursachen der Unruhen. Den König Philipp beschuldigte er der Undankbarkeit gegen seine und seiner Vorfahren Verdienste. Seine Ehre und seinen Sohn habe ihm der König geraubt, die ihm theurer seien, als sein Leben. Als der deutsche Kaiser den Prinzen aufforderte, die Waffen niederzulegen, verwies ihn der Prinz auf seine Rechtfertigung. Der Prinz von Oranien hat gewiß die Gründe für und wider eine militärische Erhebung gegen die spanische Macht reiflich erwogen. Der König von Spanien war der mächtigste Monarch, in seinem Reiche ging die Sonne nie unter, Alba hatte im Sinne, ein Heer zusammenzubringen, wie Kaiser Karl keines gehabt hatte, gehörte zu den ersten Feldherrn seiner Zeit und seine Truppen zählten zu den besten. Aber die Erbitterung gegen Philipp, Alba und seine Spanier erfüllte nicht blos die Niederländer, sondern in Deutschland fühlte man innige Theilnahme mit dem niedergetretenen Volke. Eine Menge von Flüchtlingen stellte sich in Dillenburg ein. Nicht nur Männer, die dem Blutgerüste entgangen waren, sondern auch Frauen in Trauerkleidern baten ihn um Hilfe. Ein Bericht im Idsteiner Archiv sagt, „daß Leute vom höchsten Range ihn um Gotteswillen anflehten, ihm sogar unter Thränen zu Füßen fielen und ihre heißesten Bitten vor ihm ausschütteten, sich ihrer bei so unerhörten Verfolgungen zu erbarmen und auf förderliche Wege und Mittel bedacht zu sein, daß der Grausamkeit Albas gesteuert und abgeholfen werden möchte. Zugleich gaben sie die feierliche Versicherung, daß, insofern er sich erheben und ins Feld ziehen wolle, er an Geld und Nothdurft keinen Mangel haben werde." Noch jetzt zeigt man unter den Trümmern der Burg die Linde, unter welcher Prinz Wilhelm die Gesandtschaft unter Führung des reichen Banquiers Markus Perez von Antwerpen empfing, die ihn dringend zu ihrer Rettung aufforderte und an die Spitze der Nation berief. Es geschah am 14. April 1568. Schon am 31. August dieses Jahres wandte er sich in einer Proklamation an die Provinzen selber. Er sagte darin:

„Wir haben die Waffen ergriffen, um die gewaltige Tyrannei der Spanier mit der Hilfe des gnädigen Gottes, dem alle Grausamkeit verhaßt ist, zu bekämpfen. Freudig entschlossen, wie wir sind, unser Leben und alle unsere weltlichen Güter an diese Sache zu wagen, haben wir jetzt, Gott sei Dank, eine vortreffliche Armee von Reiterei, Fußvolk und Artillerie aus unseren eigenen Mitteln aufgestellt.“ Er forderte alle Niederländer zur Unterstützung auf, da „die äußerste Noth des Landes, die Gefahr ewiger Sklaverei für sie und ihre Kinder und die gänzliche Unterdrückung der evangelischen Religion drohe.“ Seine dringende Mahnung fand nicht die gewünschte Wirkung, die blutige Schreckensherrschaft der Spanier hatte die Geister gelähmt. Die Geldbeiträge flossen spärlich. Mehr thaten die armen Verbannten, als die reichen Kaufleute und der Adel des Landes. Als der Prinz im September über seine Truppen bei dem Kloster Romersdorf eine Musterung abhielt, waren es nahe an 30,000 Mann. Mit ihnen rückte er bis in die Gegend von Köln. Ganz unerwartet setzte er bei Stochem in einer mondhellen Nacht über die Maas. Obwohl der Fluß ziemlich seicht war, ging doch das Wasser den Soldaten bis an den Hals. Als Alba die Nachricht von dem glücklichen Uebergang der prinzlichen Truppen über den Fluß erhielt, äußerte er spöttisch: „Ist's denn ein Schwarm wilder Gänse, daß sie über Flüsse, wie die Maas, fliegen können.“ Oranien hatte im Sinne, dem Herzog Alba eine Schlacht anzubieten und damit die verlorene Schlacht von Jemmingen zu rächen. Ein Sieg Oraniens hätte alle Niederländer zum Kampfe wider die Spanier gebracht, aber so sollte es nicht kommen, die Niederlande und mit ihnen der Prinz mußten noch tiefer durch das Thal der Demüthigung geführt werden. Mit aufgerollten Fahnen und klingendem Spiele stellten sich Oraniens Truppen kaum 6000 Schritte von Albas Lager entfernt auf. Aber Alba war fest entschlossen, nicht in den Kampf einzutreten, weil er voraus berechnete, daß die Truppen seines Gegners auf die Länge nicht Stich halten, sondern sich auflösen würden. Er spielte den Zauderer und war darin nicht minder ein Meister als in dem Gewinnen von Schlachten. Der ganze Feldzug währte nicht viel länger, als

vier Wochen. Der Prinz mochte versuchen, was er wollte, Alba blieb unbeweglich hinter seinen Verschanzungen. Endlich zog Oranien südwestlich, um sich mit einer Schaar von Hugenotten zu vereinigen, die ihm über die Ardennen zugeführt wurden. Graf Hoogstraten deckte mit Truppen auf einer Anhöhe die Armee Oraniens, aber diese Gelegenheit ersah Alba und ließ einen Angriff auf Hoogstraten ausführen. Fast der ganze Haufen von 3000 Mann ward in Stücke gehauen, und das Schmerzlichste dabei war, daß auch der tapfere Freund des Prinzen in Folge einer Verwundung nach wenigen Tagen verschied. Von ihm sagt ein alter Bericht: „Er war ein sehr kluger und frommer Herr und sehr verständig. Der Prinz von Oranien war über seinen Tod sehr betrübt.“ Die prinzliche Armee geberdete sich immer unzufriedener und löste sich allmälig auf. Das hatte der kluge Alba vorausgesehen und dem Prinzen blieb nichts übrig, als sich gegen den Rhein zurückzuziehen. Am 17. November hatte er bereits die französische Grenze überschritten. Der König Karl IX. von Frankreich war dadurch in große Verlegenheit versetzt und ließ dem Prinzen ausbieten, aber dieser erklärte, daß er entschlossen sei, den unterdrückten Christen aller Orten Trost, Rath und Beistand zu bringen, so viel er vermöge. Seine Truppen wollten aber nicht gegen Frankreich kämpfen, und begehrten die Rückkehr nach Deutschland. Da blieb ihm denn nichts anderes übrig, als sie an den Rhein zu führen. Bei Straßburg entließ er sie. Mit Schmerzen klagte er seinem Bruder Johann unterm 26. Dezember 1569: „Die Sache ist so weit gekommen, daß, wenn Gott nicht auf wunderbare Weise hilft, die Religion große Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen.“

Im Triumph zog der Herzog von Alba in Brüssel ein. Er wußte vor Hochmuth fast nicht, was er machen sollte. Befohlene Feste folgten auf einander. Damit noch nicht zufrieden, errichtete er sich eine große Bildsäule, wozu die bei Jemmingen eroberten Geschütze den Stoff geliefert hatten. Er war abgebildet, wie er seinen Fuß auf eine Figur mit zwei Köpfen und vier Armen setzt. In der Citadelle von Antwerpen war das künstlerisch prächtig ausgeführte Werk aufgestellt, bis sein Nachfolger es um-

stürzen ließ. Es gibt aber ein Wort, das heißt: „Hochmuth kommt vor dem Fall" und unser Herr hat gesagt: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden." Das sollte auch an diesem schrecklichen Hochmuthsnarren erfüllt werden.

Kaiser Maximilian, von den Kurfürsten gedrängt, schickte den Erzherzog Karl nach Madrid, um dem Könige wegen seiner in den Niederlanden begangenen Grausamkeiten Vorstellungen zu machen. Aber es war eher ein Stein zu bewegen, als dieser Tyrann, welcher im Gegentheil dem Kaiser wegen seiner Lauheit, die er sich in religiösen Dingen zu Schulden kommen lasse, einen förmlichen Verweis ertheilte. Die Sendung des Erzherzogs war demnach eine ganz fruchtlose. Der Herzog von Alba wüthete in den Niederlanden in der bisherigen Weise fort, gestützt auf die Billigung seines Herrn. Und weil er dem Könige, welcher Geld und wieder Geld brauchte, versprochen hatte, ihm in den Niederlanden eine Goldquelle zu eröffnen, so dachte er auf Mittel und Wege, dieselben aufzufinden. Die Beraubung der Ketzer nahm natürlich ein Ende, sobald tausende abgeschlachtet waren. Da kam er auf einen Einfall, der das ganze Land, auch die römisch Gesinnten, in die größte Aufregung versetzte und ihm das Ende seiner Statthalterschaft bereitete. Es war die Auflage des zehnten Pfennigs. Daneben gingen die Barbareien und Mördereien gegen Alle, die für Ketzer galten, ihren regelmäßigen Gang fort. So wurden vier Geistliche im Haag ins Gefängniß geworfen, weil sie der Reformation anhingen. Endlich wurden sie, nachdem sie drei Jahre in Banden geschmachtet hatten, zum Tode verurtheilt. Da es Männer von Ansehen waren, wurde eine gewisse Feierlichkeit bei der Hinrichtung vorgenommen, wie bei Johannes Huß in Konstanz geschah. Sie wurden priesterlich angekleidet und dann vom Bischof entkleidet. Als derselbe sagte: „Ich ziehe dir das Kleid der Gerechtigkeit aus," fügte der älteste Geistliche, ein Greis von 70 Jahren, alsbald hinzu: „Ja, das Kleid der Ungerechtigkeit." Drei Tage nachher wurden diese Märtyrer erdrosselt und dann verbrannt. Brandt, der Verfasser einer niederländischen Reformationsgeschichte, erzählt eine rührende Geschichte. Es war im Anfange des Jahres 1569, daß in Nordholland ein Mann wegen seines Glaubens ein-

gezogen und zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam aus seinem Gefängnisse, hinter ihm her der Scherge. Ueber einen zugefrorenen See eilte der Flüchtling, an das jenseitige Ufer zu entkommen, und er kam wirklich hinüber, obwohl das Eis ein und das andere Mal unter ihm brach. Auch der Gerichtsdiener brach ein, aber so, daß er ertrunken wäre. Er schrie erbärmlich um Hilfe. Das ging dem Flüchtling so zu Herzen, daß er umkehrte, mit Lebensgefahr dem Ertrinkenden die Hand reichte und ihn auf solche Weise vom Tode rettete. Wenn auch der Gerettete den edlen Mann hätte laufen lassen, so gab es doch der Bürgermeister von Asperen nicht zu. Der Retter wurde verhaftet und starb im Mai eines qualvollen Todes auf dem Scheiterhaufen.

Wie viele Beispiele der Art könnten erzählt werden, aus denen man sehen dürfte, wie weit erhaben die Hingerichteten über ihren Mördern standen. Daß diese und an ihrer Spitze der Hauptmörder, der Herzog von Alba, nicht in sich gingen, versteht sich, denn der Gott dieser Welt hatte ihre Sinne verblendet. Der Papst, welcher nur mit Wohlgefallen das blutige Verfahren des Statthalters in den Niederlanden betrachten konnte, ehrte ihn sogar mit Uebersendung eines geweihten Hutes und Degens, Geschenke, welche nur in seltenen Fällen und nur für die ausgezeichnetsten Thaten im Dienste der Kirche verabreicht wurden. Wenn er den Hut aufsetze, hieß es im päpstlichen Schreiben, solle er daran gedenken, daß ihm dereinst die himmlische Krone zu Theil werden würde. Auf dem Schwerte standen in lateinischer Sprache die Worte: „Nimm das heilige Schwert, ein Geschenk von Gott, womit du die Feinde meines Volkes Israel niederwerfen wirst.“ Solche Worte feuerten ihn an, wenn er es bedurft hätte, in der Verfolgung der Kinder Gottes fortzufahren. Aber er wollte sich auch noch der Güter derselben und überhaupt der Güter der Niederländer bemächtigen. Wir haben schon die Steuer, die er aufzulegen im Begriffe stand, den zehnten Pfennig genannt. Er griff damit in ein verbrieftes Recht der Provinzen, wornach sie sich selbst zu besteuern hatten. Aber was fragte dieser Mensch nach einem Rechte? Gegen die Niederländer hielt er Alles für erlaubt. Er ließ im März des Jahres 1569 die Staaten

nach Brüssel kommen und legte ihnen das Dekret vor, daß sie sogleich einen Prozent von allem Besitzthum bezahlen, ferner fünf Prozent von jeder Veränderung des Grundeigenthums, endlich von dem Verkauf jeder Waare den zehnten Pfennig oder zehn Prozent entrichten sollten. Als die Abgeordneten solche Befehle vernahmen, die den völligen Ruin des Landes herbeiführen mußten, war die Bestürzung allgemein. Sie erklärten, daß sich wohl ein Prozent mit einem Male auftreiben lasse, aber die beiden andern Prozente seien unmöglich. Diese Vorstellungen erschütterten den Herzog durchaus nicht. Auch Viglius trat dies Mal gegen ihn auf, denn er war doch zu einsichtig, als daß er nicht die Unmöglichkeit, solche Steuern zu erheben, eingesehen hätte. Auch in Madrid verspottete man diese Maßregel, und der König war nicht sonderlich davon erbaut. Mit Gewalt — denn sonst kannte Alba kein anderes Mittel — suchte er seinen Vorsatz durchzuführen, jedoch allenthalben stieß er auf Widerstand und Trotz. Und wenn er auch den König durch den Bericht belog, daß die Provinzen jetzt alle in die Steuer eingewilligt hätten, so merkte man doch deutlich, daß Albas Stern in Madrid zu erbleichen anfing. Er fühlte es selbst, und bat um seine Abberufung, indem er behauptete, daß in den Niederlanden Gehorsam herrsche, und alles dies ohne Gewaltsamkeit. Er glaubte sogar, daß man jetzt auch Verzeihung eintreten lassen könne, worauf die Niederländer schon längst gehofft hätten. Von den vier Amnestiedekreten, die er nun von Madrid erhielt, wählte er das strengste heraus. Im Juli des Jahres 1570 ließ er feierlich in Brüssel Pardon verkündigen. Mit Recht sagt Motley von dieser Amnestie: „Niemanden ward durch dieselbe Verzeihung gewährt, als denen, welche sich nicht des mindesten Vergehens schuldig gemacht hatten.“ Deßhalb war denn auch kein Niederländer damit zufrieden. Wenn im Anfange Alba von der Freude des Volkes darüber sprach, so mußte er doch bald seinem Gebieter gestehen, daß der Eindruck, den die Amnestie gemacht hatte, kein günstiger sei. Wie tief mußten doch die Niederländer gedemüthigt werden, ehe für sie die Hilfe hereinbrach! So geschah es gegen Ende dieses Jahres, daß eine Ueberschwemmung furchtbarer Art die Küsten der

Niederlande von Flandern bis Friesland heimsuchte. Die Dämme vermochten der ungeheuren anstürmenden Fluth der Nordsee nicht mehr zu widerstehen. Besonders in Friesland war die Verwüstung entsetzlich. Die Thürme der Städte ragten nur noch aus den Fluthen hervor. In wenigen Stunden waren tausende von Menschenleben umgekommen. Es hatte den Anschein, als wolle sich die Sündfluth der ersten Welt wiederholen. Man hat berechnet, daß 100,000 Menschen das Leben in den Fluthen verloren hatten. Der Schaden an Vieh und Eigenthum war gar nicht zu berechnen. Die Spanier sahen darin die Rache Gottes über die Ketzer, wir aber wissen, daß die Gerichte Gottes das Heil der Menschenkinder wollen; und daß der Zweck des Herrn gewiß bei Vielen erreicht worden ist, wird der große Tag klar stellen.

15. Ein Schimmer der Morgenröthe.

Während dies in den Niederlanden vorging, und es schien, als sei Alles verloren, verdient der Prinz gewiß alle Bewunderung, daß er nicht verzweifelte. Wir haben gesehen, daß er sein Heer bei Straßburg entlassen hatte, weil es ihm nicht nach Frankreich zur Befreiung seiner Glaubensgenossen folgen wollte. Er selbst aber schloß sich den Truppen an, die der Herzog von Zweibrücken den Hugenotten zuführte. Diese verloren unter der Führung des Prinzen von Condé am 12. März 1569 die Schlacht bei Jarnac. Am 3. Oktober dieses Jahres wurde abermals eine Schlacht geschlagen, bei Moncontour. Obwohl Coligny kommandirte, so siegten doch die Königlichen, verbunden mit Hilfstruppen Albas. Ganz kurze Zeit vorher, gegen Ende des September, unternahm der Prinz ein Wagestück, das für ihn hätte sehr übel ablaufen können. Er hatte sich nämlich entschlossen, aufs neue in Deutschland Truppen zu sammeln und mußte deshalb durch Frankreich reisen. Er führte in Bauernkleidern diese Reise aus, von fünf Männern begleitet. Unter großen Gefahren erreichte er endlich Mümpelgard und ging von

da nach Nassau. Ihm machte bald nachher ein Mann von Bedeutung einen geheimen Besuch. Es war der Pensionär von Leiden, Paul Buys, der ihm über die Dinge, die in den Niederlanden vor sich gingen und über die Personen genauen Bericht erstattete. Dieser treue Anhänger des Oraniers brachte einen Briefwechsel zwischen den bedeutendsten Freunden der Sache der Freiheit im ganzen Lande zu Stande, was besonders für den Prinzen von großer Wichtigkeit war. Seine Lage war trostlos, die Soldrückstände, um deren Entrichtung er gedrängt wurde, konnte er nicht aufbringen, und zur Aufstellung einer neuen Armee fehlte es ihm gänzlich an Mitteln. Es ist kein Wunder, wenn Languet, einer seiner Freunde, damals schrieb: „Mit Oranien ist's vorbei.“ Die Großen dieser Welt zogen sich von ihm zurück, als sie sein Mißgeschick sahen, nur noch die Geringen steuerten zur Befreiung der Niederlande bei. In solcher Lage hätten wohl die Meisten die Sache der Niederlande aufgegeben, aber Wilhelm von Oranien, der sich darüber nicht täuschte, hielt aus, denn er wußte, an wen er glaubte, wenn er auch nicht viele Worte davon machte. Er erklärte seinem Bruder, dem Grafen Johann, daß er bereit sei, für die Bezahlung seiner Soldaten sich ihren Händen zu überliefern. Freilich mußte erst Geld aufgetrieben werden, er meinte, man könne noch etwas Erkleckliches aus den Ueberresten seines Silberzeuges herausschlagen. In einem Briefe an seinen Bruder schrieb er: „Ich weiß nicht, wie ich Euch genugsam danken kann für die große Mühe und Sorgen, die Ihr meinetwegen habt. Wenn mir Gott das Leben erhält, daß ich zu dem, was mir gehört, zurückkehren kann, so könnt Ihr darüber verfügen, als wenn es das Eurige wäre.“ Und Dr. Schwartz schrieb aus Frankfurt, daß jetzt die ungestümsten Schreier befriedigt seien und man wieder ruhig schlafen könne. Oranien, der Mann, welcher früher königliche Besitzthümer und Genüsse hatte, mußte sich jetzt um Kleinigkeiten bekümmern. So schrieb er von Arnstadt unterm 19. Januar 1570 an seinen Bruder Johann: „Ich bitte Euch, mir mit dem Ueberbringer den kleinen Klepper, den mir der Herr Admiral geschenkt hat, schicken zu wollen, für den Fall, daß er sich wohl befindet. Sendet mir auch zwei

Paar Pluderhosen. Ein Paar hat der Schneider zum Flicken, das andere ist unter den Sachen, die ich letzthin in Dillenburg trug, sie liegen auf dem Tische, wo meine Rüstung ist. Kann aber der kleine Klepper nicht gehen, so schickt mir das graue Pferd mit den Stutzohren." Am Schlusse des Briefes bemerkt er noch: „Ich bitte Euch, mir zu verzeihen, daß ich Euch mit meinen Angelegenheiten belästige, ich hoffe, daß mir Gott eines Tages die Gnade erweisen wird, Euch Gegendienste leisten zu können." Dazu hatte es für jetzt kaum den Anschein, doch zeigten sich an dem fernen Horizonte schwache Strahlen der Morgenröthe. Die wahnwitzigen Thorheiten Albas, wodurch er sich selber das Grab grub und die Provinzen, ja jeden denkenden Menschen auch anderwärts gegen sich aufbrachte, gehören zu diesen Strahlen. Auch Philipp II. that Dinge, die wider ihn selbst waren, so sein grausames Verhalten gegen die Mauren, die als ein stilles und fleißiges Völklein dem Lande nur zum Nutzen dienten. Als der Graf Johann dem Prinzen im Februar Neuigkeiten mittheilte, namentlich vom Aufstande der Mauren, dankte er dafür und sagte: „Wenn sie alle wahr wären, so könnte man die Hoffnung hegen, daß am Ende der König und der Herzog von Alba von ihren Grausamkeiten, die sie jetzt überall ausüben, nachlassen und erkennen würden, daß es noch einen andern größeren und mächtigeren Herrn giebt, als sie, welcher sie strafen kann, wenn es ihm gut dünken wird." Er zog daraus die Lehre, wenn die Mauren, die nirgend woher Hilfe zu erwarten hatten und einem Haufen Schafe glichen, dem Könige so viel zu schaffen machten und sich längere Zeit hielten, „was könnte erst ein Volk, wie die Niederländer, das tapfer und stark ist, ausrichten?" Und hierin sah er recht, aber nicht auf dem Wege, welchen er bisher erwählt hatte, mit einem Heere wider die Spanier zu kämpfen, sollte er sie bezwingen. Das Volk am Wasser, und so zu sagen im Wasser, mußte dieses Element erwählen, um die Spanier niederzuwerfen. Coligny, vor dessen militärischem Rufe und reicher Erfahrung, sowie vor dessen echtem Christenthume der Oranier allen Respect hatte, machte ihn auf die Lage der Niederlande und auf die Neigungen des Volkes zum Seeleben aufmerksam. Er munterte den Prinzen

auf, alle niederländischen Piraten in Dienst zu nehmen und eine gewisse Ordnung unter ihnen einzuführen. Suchten doch die verfolgten und verbannten Niederländer auf dem Meere, das ihre Heimat bespülte, eine neue Heimat. Bankerotte Kaufleute, verbannte Barone, Abenteurer aller Art gingen auf die See und griffen nun Feind und Freund an, um sich zu ernähren. Es läßt sich nicht läugnen, daß schwere Verbrechen verübt wurden, sie waren das Echo der Grausamkeiten, welche die Spanier, an ihrer Spitze Alba, begingen. Der Prinz von Oranien erkannte mit seinem Tiefblicke, wie gerade aus diesen Schiffen der Sache der Niederländer der größte Vorschub geleistet werden könnte. Er theilte ihnen Kaperbriefe aus und suchte ihr Thun zu ordnen und zu guten Zwecken zu verwenden. Auf den Schiffen, die eine Flotte bildeten, führte er eine strenge Zucht ein. Niemand durfte auf einem Schiffe als Soldat oder als Matrose dienen, der nicht ein ehrbarer Mensch und eines guten Rufes wäre. Um ein Kommando zu führen, mußte Einer ein geborner Niederländer sein, oder wenigstens einen Schein von dem Prinzen haben. Alle Beute sollte nach einer bestimmten Regel vertheilt werden. Endlich hatte jedes Schiff einen Geistlichen, welcher beauftragt war, das Wort Gottes zu verkündigen und unter dem Schiffsvolke die Frömmigkeit aufrecht zu halten. Sein Admiral, Wilhelm von der Mark, hatte wohl keine tiefe Empfindung von den Gedanken des Oraniers. Er ließ sich von seinem wilden, grausamen Sinne beherrschen und übte Thaten aus, die der Prinz entschieden verwarf. Im Frühjahr lag er mit seiner Flotte an der Südküste Englands. Gedrängt von Spanien, hatte die Königin Elisabeth von England verboten, der niederländischen Flotte Lebensmittel zu liefern. Da war denn der Admiral genöthigt, mit seinen vierundzwanzig Fahrzeugen und ihren zum Theil tüchtigen Seeleuten nach Süden zu schiffen. Sie beschlossen einen Ueberfall auf die Küsten Nordhollands, sich um jeden Preis Lebensmittel zu erbeuten. Weil der Wind umschlug, so mußten sie eine südliche Richtung nehmen. Es war ein Dienstag, der 1. April 1572, daß die Flotte in der Mündung der Maas sich zeigte. Die Einwohner des kleinen Städtchens Brill sahen mit Staunen diesen Haufen Schiffe und

wußten nicht recht, was sie daraus machen sollten. Ein Briller Fährmann, Peter Koppelstock, fand bald heraus, daß dies die von Vielen so gefürchteten Wassergeusen sein müßten. Doch wollte er sich überzeugen und fuhr mit seinem Kahne dahin. Er hatte sich nicht geirrt. Der Admiral de la Mark, der wohl wußte, daß es der Flotte am allernothwendigsten gebrach, mußte landen und erließ eine Aufforderung an die Stadt, sich zu ergeben. Es war ein ernster, aber wichtiger Schritt, den er damit vorhatte. Brill war wohl befestigt und besaß einen guten Hafen. Der Koppelstock, welcher im Geheimen der Sache Oraniens anhing, ließ sich gerne als Mittelsperson gebrauchen. Am Ufer standen die Briller, im Rathhause hatte sich der Rath versammelt, es herrschte große Aufregung. Der Admiral bat um Zusendung von zwei Abgeordneten, um mit ihnen zu unterhandeln und versprach, sie artig zu behandeln. Ihr, der Patrioten Zweck sei das Land vom zehnten Pfennig und von der Herrschaft Albas zu befreien. Die Rathsherren fragten gleich nach der Zahl der Patrioten, Koppelstock taxirte sie auf 5000, während es doch nur 300, höchstens 400 waren. Da kriegten die Herren gewaltige Angst, sie wollten aber doch unterhandeln, während Andere zur Flucht riethen. De la Mark und Treslong bestimmten zwei Stunden zur Entscheidung, Leben und Eigenthum der Bewohner solle geschont, aber Albas Herrschaft müsse gestürzt werden. Die Bedenkzeit benützten die meisten zur Flucht. Treslong erzwang sich nach kurzem Gefechte den Eingang ins südliche Thor und de la Mark zündete am nördlichen Thore ein Feuer an, und als das Thor halb verbrannt war, ließ er es mit der Spitze eines Mastbaumes einstoßen. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und schon hatten die Patrioten die Stadt inne, und damit den ersten Grundstein zur Freiheit der Niederlande von dem spanischen Joche gelegt. Mit Recht hat jetzt das niederländische Volk diesen Tag als ein Jubelfest gefeiert.

Im Namen des Prinzen von Oranien, als des Statthalters des Königs von Spanien, nahm de la Mark Besitz von der ziemlich öden Stadt. Den zurückgebliebenen Bürgern wurde kein Leid angethan, aber die Altäre und Bilder in den Kirchen wurden zerstört und mit den Priester-

kleidern trieben die Eroberer ihren Muthwillen. Und was das Traurigste war, dreizehn Mönche und Priester, welche in der Eile nicht mehr fliehen konnten, wurden gepackt und nach einigen Tagen gemordet. Jedenfalls mißbilligte der Prinz, sobald er Kunde davon erhielt, dieses grausame Verfahren, und überhaupt war ihm die Eroberung Brills nicht recht, das Unternehmen erschien ihm als verfrüht. Um so mehr freute sich aber das niederländische Volk über diesen ersten Sieg der Wassergeusen, der von so großer Bedeutung werden sollte. Alba war ganz außer sich vor Wuth, als ihm Kunde wurde. Der Graf Bossu, der Statthalter von Holland und Seeland, erhielt alsbald den Befehl, die Stadt so rasch als möglich wieder zu nehmen. Derselbe machte sich denn mit zehn Compagnien der Garnison von Utrecht rasch auf den Weg, und schon am Ostersonntag forderte er die Rebellen zur Rückgabe von Brill auf. Diese waren in nicht geringer Besorgniß, als sie die Masse der Feinde sahen, aber ein freundlich gesinnter Zimmermann aus Brill half ihnen aus der Noth. Er schwamm mit der Axt in der Hand nach einer Schleuße, hieb das Thor zusammen. Nun stürzte die See herein, so daß die Spanier fliehen mußten und sich an dem südlichen Thore aufstellten. Da empfing sie aber ein heftiges Feuer der Artillerie und Treslong ruderte mit Andern hinaus, bohrte die spanischen Schiffe in den Grund oder zündete sie an. Wasser und Feuer erschreckten die Spanier so sehr, daß sie eilends den Rückzug antraten. Nun nahm de la Mark den Brillern, sowie allen Bewohnern der Insel den Eid der Treue gegen den Prinzen von Oranien ab. Dieser Sieg der oranischen Partei in Brill wirkte mächtig überall hin. Da war's zuerst die Stadt Vlissingen auf der Insel Walcheren, welche sich den Patrioten anschloß. Das brachte besonders ein Herr von Herpt zu Stande. Er versammelte nämlich die Bürger auf dem Markte und begeisterte sie so, daß sie die spanische Besatzung verjagten, und als der von Alba eingesetzte Gouverneur von Walcheren ebenfalls eine Rede hielt von dem Wohlwollen des Königs, wurde er an den Mord Egmonts, Horns und Anderer erinnert, und mußte machen, daß er zur Stadt hinauskam. De la Mark sandte bald eine Schaar von zweihundert Mann unter der Führung des

kühnen Treslong den Vlissingern zu Hilfe. Mit ihnen fast zu gleicher Zeit kam ein Vertrauter Albas, der Italiener Pacheco, einer der bedeutendsten Ingenieure der damaligen Zeit, an. Er hatte die Citadelle von Antwerpen gebaut und sollte die von Vlissingen vollenden. Pacheco wußte nicht, was inzwischen in der Stadt vorgegangen war, er ging seinen Todesgang. Es war genug, daß er für einen Freund Albas galt. Von den Verwünschungen, mit denen er überhäuft wurde, verstand der Italiener nichts, aber an den Geberden konnte er sehen, was ihm bevorstand. Treslong, dessen Bruder von Alba gemordet worden war, konnte dem Verlangen, den Erbauer der Citadelle von Antwerpen über die Klinge springen zu lassen, nicht widerstehen. Pacheco wurde zum Galgen verurtheilt, wehrte sich aber gewaltig, diese schimpfliche Todesart sterben zu müssen. Es half ihm nichts, er mußte die Leiter besteigen und starb zwischen zwei anderen spanischen Offizieren. Zu solchen Grausamkeiten der Meergeusen hatten die Spanier das Beispiel gegeben, und wenn wir sie beklagen, so darf doch nie vergessen werden, daß in solchen aufgeregten Zeiten der Geist der Rache eine fürchterliche Rolle spielt. Nach Vlissingen schickte der Prinz von Oranien einen vertrauten tüchtigen Offizier als Statthalter der Insel Walcheren.

Alba sank immer tiefer in der Achtung, selbst seiner früheren Anhänger, als sie merkten, daß sein Stern zu erbleichen begann. War er doch nie geliebt, nur gefürchtet. Wenn er über die Staße ging, grüßte ihn Niemand mehr. Deßhalb kam er denn auch um seine Entlassung ein, und der König, der allmälig seiner Dienste überdrüssig war, ernannte zu seinem Nachfolger den Herzog von Medina Celi am 25. September 1571. Derselbe sollte aber nicht sogleich seinen Dienst antreten. Inzwischen wüthete Alba in seiner Weise fort, den Prinzen von Oranien verachtete er aufs tiefste. Er ließ ihn um jene Zeit im Bilde hinrichten und sein Wappen am Schweife eines Pferdes durch die Straßen schleifen und zerbrechen. Er wurde sammt seinen Nachkommen des Adels entkleidet und für unfähig erklärt, Güter zu besitzen. Während dies vorging, machte der Prinz, wenn auch langsam, seine Fortschritte. In einem Rundschreiben an die Niederländer

sagte er: „Wenn gleich alle Dinge in der Hand Gottes stehen und wenn er gleich alle Dinge aus nichts geschaffen hat, so hat er doch verschiedenen Menschen verschiedene Gaben verliehen, durch welche er als durch verschiedene Werkzeuge seine allmächtigen Zwecke erfüllt. Darum hat er einige mit Leibesstärke begabt, andere mit weltlichem Reichthum, andere mit noch anderen Gütern, welche alle, die sie besitzen, zu seinem Ruhme gebrauchen müssen, wenn sie nicht den Fluch des untreuen Haushalters, der sein Pfund in die Erde vergrub, auf sich laden wollen." Unter seiner Leitung wurde auch eine Ansprache an das Volk erlassen, welche aufs ernstlichste dasselbe aufforderte, die Scherflein zur Sache der Freiheit beizutragen. Es hieß darin: „Alle die Aufgaben des Prinzen zielen auf die Vermehrung des göttlichen Ruhmes und auf die Befreiung des Vaterlandes. Dies ist es, was ihn und die Gleichgesinnten fähig macht, Hunger, Durst, Kälte, Hitze und alles Mißgeschick zu ertragen. Sehet zu, daß nicht der Zorn Gottes auf eure Häupter komme."

Hätte Oranien damals nur die nöthigen Mittel gehabt, um die Aufregung der Provinzen zu benützen, Alba hätte sehen können, wie es ihm gegangen wäre. Aller Verkehr war eingestellt, die Läden waren geschlossen, die Bäcker wollten nicht mehr backen, die Brauer nicht brauen, die Noth griff um sich, die Bürger leisteten immer stärkeren Widerstand. Wie in den Zeiten einer Pest sah es in Brüssel aus; Brot, Fleisch und Bier konnte man nicht mehr auftreiben. Da wollte Alba nach einem Gewaltsmittel, das ja immer seine letzte Zuflucht war, greifen, nämlich nach der Todesstrafe für etwa achtzehn Bürger, die ihre Läden geschlossen hatten. Sie sollten an ihren eigenen Ladenthüren aufgehängt werden. Schon war dem Henker der Befehl ertheilt, achtzehn Stricke und achtzehn Leitern bereit zu halten. Da traf die Nachricht von der Einnahme Brills ein, und die Execution wurde aufgehoben, denn nun hatte Alba Wichtigeres zu thun. So mußte er denn auf einmal sehen, daß sein Regiment der blutigen Gewalt, auf die er und sein Herr in Madrid alles gesetzt hatte, nicht alles zu Stande bringen konnte. Die ersten Strahlen der Morgenröthe erschienen am Horizonte eines geknechteten Volkes, welches

der Freiheit des Gewissens und seiner verbrieften Rechte werth war.

16. Geknickte Hoffnungen.

Das Beispiel der Stadt Vlissingen wirkte mächtig auf eine Reihe anderer Städte Hollands und Seelands. Da war es besonders ein kleiner, aber günstig gelegener Hafen, Enkhuizen, der Schlüssel zur Zuidersee, welcher der oranischen Sache zufiel, und es machte sich dort alles, so zu sagen, von selbst. Ohne Blutvergießen hatte die Bürgerschaft ihr Werk ausgeführt. Bedeutende Städte, wie Dordrecht, Harlem, Leiden, Gorkum, Gouda, und noch mehrere andere schüttelten das spanische Joch ab. Die Insel Walcheren hatte sich in zwei Parteien getheilt, und diese Spaltung ging auf Leben und Tod. Die gegenseitigen Gefangenen wurden alsbald hingerichtet, die Wuth war entsetzlich. Sie hängten, oder stürzten, paarweise zusammengebunden, die Unglücklichen in das Meer. Gegen die Spanier, wenn man ihrer habhaft wurde, hielt man jegliche Grausamkeit für erlaubt. Wer mag die Gräuel, die verübt wurden, erzählen? Es kamen aber auch schöne Exempel von Feindesliebe vor. Bei dem Aufstande der Stadt Gouda floh der Bürgermeister in das Haus einer Wittwe und bat um eine Zuflucht. „Werde ich auch in der Brotkammer (die ihm die Frau angewiesen hatte) sicher sein?“ „O ja Herr Bürgermeister,“ antwortete sie, „eben an diesem Orte war mein Mann versteckt, als Ihr mit den Gerichtsdienern mein Haus durchsucht habt, um ihn um seiner Religion willen auf das Schaffot zu bringen. Tretet nur ein, ich bürge für Eure Sicherheit.“ Unterm 7. Juli 1572 schrieb der Prinz von Essen aus voller Freude an seinen Bruder, den Grafen Johann: „Nachdem es diesem guten Gott gefallen hat, mich seit unserer letzten Unterredung bis in diese Stadt in sehr gute Lage zu führen, wollte ich nicht unterlassen, Euch Nachricht zu geben von dem guten Erfolge, den es unserm Herrn Gott von einem Tage zum andern unseren Angelegenheiten

zu verleihen gefallen hat, indem Er den größten Theil der Städte Hollands und einige andere benachbarte in unsere Hände gegeben hat.“ Er setzte überall Gouverneure ein. So langte in Enkhuizen ein treu verbundener Freund des Oraniers, Dietrich Sonoy, als Statthalter von Nordholland ein. Schon im Jahre 1559 war dem Prinzen die Statthalterschaft von Holland und Seeland übertragen worden. Auf diese Ernennung des Königs von Spanien hin schickte der Prinz seinen Stellvertreter in der Person Sonoys, denn er wollte sich nicht von Spanien lostrennen. Sein Ziel war, die Freiheit des Gewissens und die verbrieften Rechte der Provinzen zu erobern. Sonoy sollte darauf sehen, „daß das Wort Gottes gepredigt werde, ohne jedoch der römischen Kirche in der Ausübung ihrer Religion irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen.“ Mit diesem Grundsatze stand der Prinz hoch über seiner Zeit, die nur für sich Freiheit wollte und sie keinem Andern zugestand. Er konnte es nach seiner Ueberzeugung nicht machen, wie König Philipp, der nur der katholischen Kirche volle Freiheit zugestand, aber die Anhänger des Evangeliums auszurotten suchte.

Während Oranien in Deutschland Truppen sammelte, war es die Aufgabe seines Bruders Ludwig, in Frankreich die Sache der Niederländer mit der der Hugenotten zu vereinigen und wo möglich auch den Hof zu gewinnen. Dieser „Bayard der Niederländer, der Ritter ohne Furcht und Tadel,“ wie ihn der treffliche Geschichtsschreiber Groen van Prinsterer nennt, vollbrachte damals eine That, welche das Staunen der Welt erregte. Er nahm die wichtige Hauptstadt des Hennegau Mons durch Ueberrumplung ein. Es ist interessant, obwohl es nicht hierher gehört, die Geschichte dieser Wegnahme von Mons näher kennen zu lernen. Als er die Bürger auf dem Marktplatze versammelt hatte, erklärte er, daß er kein Rebell gegen den König sei, auch werde er die katholische Religion schützen. Der einzige Zweck seines Unternehmens sei, das Land von dem Tyrannen Alba zu befreien. Er fand bei vielen, aber nicht bei der Mehrheit Anklang. Zu seiner Unterstützung rückten einige tausend Mann Franzosen ein. Von allen Seiten trafen demnach den Herzog von Alba Hiobs-

posten und wir begreifen daher, daß er allmälig seiner Stellung in den Niederlanden müde wurde. Er schrieb damals an seinen König: „Der Haß des Volkes gegen mich wegen der Züchtigung, die ich, wenn auch mit aller möglichen Milde, über es habe verhängen müssen, macht alle meine Anstrengungen zu nichte.“ Der zum Nachfolger Albas bestimmte Herzog Medina Celi kam mit 40 Segelschiffen und 2000 Spaniern an, um in die Schelde einzulaufen, ohne zu ahnen, was in den Niederlanden inzwischen vorgegangen war, aber das mußte er bald zu seinem Schrecken erfahren. Die Seegeusen nahmen von seiner Flotte mehrere Schiffe weg, die übrige Flotte zerstreute sich, der Herzog selber entkam nach Brüssel. Eine Lissaboner Flotte mit reichen Schätzen an Gold, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten fiel den Patrioten in die Hände. Alba und Medina Celi erwählten nun versöhnlichere Maßregeln, aber es war zu spät. Der Prinz von Oranien hatte auf den Juli die Staaten von Holland nach Dordrecht berufen und sie folgten dem Rufe. Er brauchte Geld, viel Geld, um aufs neue seine geworbene Armee zur Befreiung der Niederlande herbeizuführen. Bereits hatte er an alle größere Städte ernste Schreiben ergehen lassen, in denen er sie zur Hilfe aufforderte. In einem dieser Briefe sagte er: „Laßt euch eine Summe Geldes nicht so werth sein, daß ihr ihretwillen euch selber mit Weib und Kind, ja eure Enkel bis zu den spätesten Geschlechtern hinopfert, daß ihr Sünde und Schande auf euch selber und Verderben auf uns häuft, die wir euch so treulich zu helfen gestrebt haben.“ Solche Briefe machten einen tiefen Eindruck. Das ersah man bei der Zusammenkunft von zwölf Deputirten holländischer Städte und des Adels, so wie von acht Abgeordneten kleiner Städte. Am 18. Juli erschien Marnix als Stellvertreter des Prinzen in ihrer Mitte. Er besaß eine hinreißende Beredtsamkeit. Der Prinz wolle noch einmal in die Schranken treten, nachdem er sein eigenes Vermögen hingeopfert habe und sich in der bittersten Noth befinde. Er habe ein wohl gerüstetes Heer zusammengebracht, der Congreß möge die nothwendige Steuer nicht verweigern. Die Versammlung fühlte das Gewicht dieser Aufforderung und ließ sich bereitwillig finden, dem Prinzen Gut und Blut darzureichen.

Sie erkannten ihn einstimmig als des Königs Statthalter an und in Beziehung auf die Religionsübung sprachen sie sich für Freiheit des Gewissens aus, gerade wie der Prinz that. Graf de la Mark wurde dem Congresse als Admiral vorgestellt. Er selber, der Prinz, hatte königliche Gewalt von der Versammlung erhalten und versprach, „nichts anderes thun oder verordnen zu wollen, als mit dem Beirath der Staaten."

Daß Alba sich die Einnahme der Stadt Mons nicht gefallen lassen würde, ohne entschiedene Schritte zu ihrer Wiedereroberung zu thun, ließ sich erwarten. Er schickte ein bedeutendes Heer unter seinem Sohne Don Frederic und dieses schloß die Stadt bald ein, aber auch aus Frankreich trafen hugenottische Truppen unter Führung von Genlis ein. Er war ein hitziger Franzose, der sich von dem Grafen Ludwig nicht bereden ließ, doch Vorsicht zu gebrauchen. Hastig trat er in den Kampf mit den Spaniern, und mußte es erleben, daß er empfindlich geschlagen wurde. Mehr als zwölfhundert seiner Soldaten fielen auf dem Schlachtfelde, und eine noch größere Zahl ward einzeln von den Bauern erschlagen. Genlis selber fiel mit vielen Offizieren in die Hände der Spanier und wurde in der Citadelle von Antwerpen auf Befehl Albas nach achtzehn Monaten erdrosselt. Nur hundert Franzosen entkamen in die Festung von Mons. Aber der Prinz von Oranien rückte mit seiner Armee vor und nahm die Festung Roeremonde ein. Wenn die Soldaten auch das Leben und das Eigenthum der Bürger schonten, so war dies nicht der Fall in Betreff der Priester und Mönche. Das schmerzte den Prinzen sehr, er erließ eine Proklamation, welche Todesstrafe denen androhte, die sich an Katholiken oder Protestanten vergriffen. Er wollte die Bekenner beider Religionen geschützt wissen. Eine Stadt um die andere fiel ihm zu, aber in Roeremonde mußte er einen ganzen Monat liegen bleiben, weil er, wie er sich an seinen Bruder ausdrückt, „keinen Denar" hatte. Sein Vertrauen jedoch konnte nicht erschüttert werden, wie er damals an seinen Bruder schrieb: „Uebrigens setze ich mein einziges Vertrauen auf Gott, welcher, das weiß ich gewiß, mich nicht verlassen wird." Demselben schrieb er: „Ihr sehet, mein Herr Bruder, wie gnädig Gott unserer Sache ist. Ich

bitte Euch aber auch, jetzt zu bedenken, wie anderer Seits die Bosheit der Menschen versucht, diese große Gnade Gottes umzustürzen und zu vernichten. Ohne Zweifel seid Ihr schon hinlänglich in Kenntniß gesetzt von dem unglücklichen und abscheulichen Morde in Paris, von welchem der König öffentlich bekannt macht, daß er auf seinen Befehl vollzogen worden sei." Das war die schreckliche Bluthochzeit, welche am 24. August 1572 in Paris verübt worden ist, „ein Wunder der Treulosigkeit und Grausamkeit," sagt Motley „wie es die Welt noch nicht gesehen hatte." Der König von Frankreich hatte nicht lange vorher brieflich erklärt, alle seine Macht zur Befreiung der Niederlande von der spanischen Knechtschaft aufzubieten, und der Admiral Coligny schrieb noch am 11. August, daß man an der Aufrichtigkeit des Königs nicht zweifeln dürfe. Der Admiral wollte 1200 Mann Infanterie und wenigstens 3000 Reiter dem Prinzen zuführen. Und gerade dieser edle, glaubenstreue Admiral war einer der ersten, welcher unter Mörderhänden fiel. Eine ernste Lehre zog der Prinz, welcher die Dinge in einem höheren Lichte anzusehen pflegte, daraus: „So hat es Gott gefallen," schrieb er damals, „uns alle Hoffnung zu nehmen, die wir auf die Menschen gesetzt haben konnten, „denn an einem und demselben Tage hat man den Admiral mit dem Grafen von Rochefoucaut und seinem Sohne, den Herrn von Teligny, von Pilles und andere 5- bis 600 Adlige, außerdem eine zahllose Menge anderer Personen massakrirt, ohne auf Geschlecht, Alter oder irgend ein Verdienst Rücksicht zu nehmen." Was den Prinzen noch weiter betrübte, war, daß der König Karl IX., welcher die Bluthochzeit angeordnet hatte, nun auch seinen Unterthanen verbot, dem Prinzen von Oranien zu Hilfe zu kommen, ja er hatte sogar dem Herzog von Alba Hilfe gegen denselben angeboten. Oranien sah in seinem Scharfblicke ein, daß der Plan sei, „alle die auszurotten, welche nicht der römischen Herrschaft unterworfen sind, und Europa unter das Papstthum zurückzuführen, und es ist keine Frage mehr, ihren Versprechungen, Eiden oder Verträgen, die sie abschließen werden, Glauben zu schenken, denn immer bleibt die Regel in Kraft: „den Ketzern darf man kein Wort halten." Mit Recht spricht er in diesem Briefe vom

11. September 1572 von „dem Geize und der blutigen Wuth dieser Feinde Gottes und aller Gerechtigkeit.“

In drei Tagen waren in Paris und im übrigen Frankreich wenigstens 30,000 der besten Bürger Frankreichs, die dem armen Lande hätten zum Segen sein können, gefallen. Der elende König hatte sogar gewünscht, daß kein einziger Hugenotte übrig bleiben möge, um ihm seine That vorzuwerfen. Nun, das war nicht möglich, denn der Same der Kinder Gottes kann nicht ausgerottet werden. Wohl aber blieb der Fluch übrig, der auf Frankreich lastet, denn dem Könige glich der größte Theil seines Volkes. Wie er aus den Fenstern seines Palastes auf die fliehenden Protestanten schoß, so vergriff sich auch sein Volk an den armen Gejagten. Ueber solche Gräuelthaten entsetzte sich jedes Herz, welches noch einen Funken wahrer Religion in sich trug. Die Königin Elisabeth von England legte Trauer an. In Rom aber hallte der Vatikan von Jubel wieder. Der Papst zog mit seinen Kardinälen in die Kirche, um ein Tedeum für die Bluthochzeit anzustimmen. Darüber sagt der Landgraf Wilhelm von Hessen sehr richtig: „Daß der Papst und sein Anhang über die jämmerliche und erbärmliche Mordthat in Frankreich, am Admiral und seinen Mitverwandten begangen, so hoch triumphiren, das muß man an seinen Ort stellen. Es könne aber die Zeit wohl kommen, daß sie solches so viel beweinen müßten, als sie es jetzo lachen, denn Gottes des Herrn Hand ist noch unverkürzt und steht die Erhaltung seines Wortes nicht auf den Menschen oder Personen, sondern auf dem Felsen, welches ist der Glaube.“ Am meisten freute sich darüber der Tyrann in Madrid und sein Helfershelfer Alba. Nicht blos, daß Philipp in die Kirche ging, um seinem Gott, der freilich nicht im Himmel wohnt, zu danken, sondern, als der französische Gesandte sich ihm vorstellte, fing er ganz gegen seine Gewohnheit an zu lachen, und pries den König Karl wegen seiner Klugheit und Tapferkeit. Er verdiene wirklich seinen Titel des allerchristlichsten Königs, meinte er. Auch im spanischen Lager von Mons war ausgelassener Jubel, und man versäumte nicht, die Protestanten in Mons von dem Hugenottenmorde in Kenntniß zu setzen. Der französische König, der vorher die Sache der Pro-

testanten in den Niederlanden unterstützt hatte, sprach seinem Gesandten in den Niederlanden jetzt den Wunsch aus, daß Alba für den Dienst Gottes und seines Herrn die Franzosen und die andern Rebellen in Mons in Stücke hauen lasse. Aber der spanische Blutmensch hatte das von selbst ausgeübt, er bedurfte durchaus keiner Ermuthigung, bereits war er schon Tag für Tag mit der Hinrichtung seiner Gefangenen beschäftigt.

Der Prinz setzte trotz dieser ihn tief betrübenden Nachrichten, die ihn zu der Aeußerung brachten, es sei ihm, als wäre er mit einem Schmiedehammer zu Boden geschlagen worden, seinen Marsch fort, um die Spanier vor Mons zu einer Schlacht zu bewegen. Er hatte sich früher einmal in einem Briefe an seinen Bruder geäußert: „Ich werde den Muth nicht verlieren, indem ich die feste Ueberzeugung hege, daß dieser große Herr der Heerschaaren mit uns ist und sich in der Mitte meines Heeres finden wird." Solcher feste Glaube verließ ihn auch dann nicht, als alle seine Hoffnungen geknickt schienen. Alba, der jetzt wieder den Oberbefehl über seine Truppen führte, war auch diesmal Zauderer, denn er wußte, daß sowohl die Hugenotten in Mons, als auch die Truppen des Oraniers meuterisch waren. Deßhalb griff er nicht an, so sehr auch der Erzbischof von Köln, welcher den Spaniern Truppen zugeführt hatte, auf eine Schlacht drang. Der Prinz hatte sich in der Nähe von Mons gelagert. Da geschah es, daß die Spanier in der Nacht vom 11. auf den 12. September auf das Lager des Prinzen einen Ueberfall ausführten, der sehr verderblich war. Die Wachen wurden niedergehauen und unter den schlaftrunkenen Truppen wurde massenhaft gemordet. Die kühnsten Spanier drangen sogar auf das Zelt des Prinzen los, so daß zwischen ihm und dem Tode nur ein Schritt war. Die Wachen vor dem Zelte lagen, wie er selbst, im tiefsten Schlafe, nur sein treuer Wachtelhund bellte und kratzte so lange, bis sein Herr erwachte und kaum Zeit fand, auf das bereitstehende Pferd sich zu schwingen und im Dunkel der Nacht zu entfliehen. Seine Umgebung aber wurde getödtet, die Spanier hieben nieder, was sie konnten. Es waren 600 Mann von Oraniens Heer gefallen, andere verbrannt, da die Spanier das Lager angezündet hatten, und wieder

andere in dem nahen Flüßchen ertrunken. Von den Spaniern hatten nur 60 Mann das Leben eingebüßt.

Nicht blos dieses Mißgeschick, sondern die ganze Lage seines Heeres zwang den Prinzen zur Rückkehr. Dasselbe brach in offene Meuterei aus, denn er konnte die Soldrückstände nicht entrichten. Nur den Offizieren gelang es, ihn gegen die Soldaten zu schützen. Da war er denn genöthigt, das Heer zu entlassen, und so glorreich sich der Anfang dieses Jahres anließ, so düstere Wolken lagerten sich jetzt über den Horizont her. Obwohl der Prinz sonst so fest an seinem Herrn Gott hielt, so tief gebeugt war er in jener Zeit, als er fast allein nach Holland zurückkehrte. Da können wir es ihm nicht verübeln, wenn auch Stunden der Verzagtheit über ihn kamen, in denen er an seinen Bruder Johann schrieb: „Nachdem ich mich entschlossen habe, nach Holland und Seeland zu reisen, um die Dinge soviel als möglich aufrecht zu halten, will ich dort mein Grab machen.“ Auch Mons konnte nicht lange mehr gehalten werden, da Graf Ludwig am Fieber krank darniederlag und die Soldaten nicht in den Kampf eintreten wollten, besonders seit die Franzosen wußten, daß ihr König ihnen den Rückmarsch befohlen hatte. Der Prinz schrieb damals voller Sorgen: „Ich fürchte sehr, daß mein Bruder Ludwig in den Händen des Herzogs von Alba und die Stadt übergeben ist.“ Die Furcht der Uebergabe von Mons war allerdings begründet, nicht aber die, daß Alba den Grafen Ludwig in seinen Krallen hatte. Wie gerne hätte Alba, der in einem Briefe äußerte, er hege einen besonderen Haß gegen den Mann, denselben wie etwa Egmont und Horn traktirt, aber diesmal war er genöthigt, milde Bedingungen zu gestatten. Der Graf mußte fieberkrank die Festung verlassen und wurde mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. Wenn nun auch viele aus der Stadt Mons sich entfernten, so wurde doch gegen einen großen Theil der Zurückgebliebenen auf spanische Weise verfahren. Wir kennen die spanische Weise des Enthauptens, Hängens, und Verbrennens. Wer nicht beichten wollte, mußte den Scheiterhaufen besteigen. Ein armer Schuhflicker wurde gehängt, weil er am Freitag Fleischbrühe gegessen und protestantische Predigten besucht hatte. Ein alter Mann hatte seinem Sohne erlaubt, unter

den Freischaaren zu dienen, er wurde hingerichtet. Blos wegen ketzerischer Gesinnungen starben manche, oft an einem Tage zehn bis zwanzig. Auch hier war es wieder der abscheuliche Noircarmes, der kaltblütig die Todesurtheile veranlaßte und ausführen ließ. Was ihn besonders dazu trieb, war seine unersättliche Gier, die Güter der Gemordeten an sich zu ziehen. Als selbst die Richter ihm Vorstellungen machten, gerieth er in Wuth: „Packt euch fort!" schrie er sie an. Bis in den Sommer des nächsten Monats hinein hatten die Henker zu thun, und diese Schreckensscenen bewirkten, daß auch die übrigen Städte des Südens ihre Thore öffneten. Die Stadt Mecheln gab Alba seinen Truppen, welchen er schon lange keinen Sold mehr entrichtet hatte, preis. Und diese wütheten in der katholischen Stadt auf entsetzliche Weise durch Rauben, Schänden und Morden, wie selbst katholische Schriftsteller bezeugen.

Nachdem Alba den Süden der Niederlande wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, ertheilte er seinem Sohne den Befehl, die nordöstlichen Provinzen zu unterwerfen. Die meisten Städte legten sich ihm zu Füßen, Zutphen leistete schwachen Widerstand. Wie ensetzlich mußte es dafür büßen! Die Garnison mußte über die Klinge springen, alsdann kam die Reihe an die Bürger, über 500 band man zwei und zwei zusammen und warf sie in das Wasser. Andere starben eines langsamen qualvollen Todes am Galgen, an dem sie an den Füßen aufgehängt wurden. Eine Stadt um die andere beugte sich unter das spanische Joch, nur Holland und Seeland hielten bei der oranischen Sache aus. Ein Städtchen, Naarden am Zuidersee, wagte es, dem Sohne Albas Trotz zu bieten, es mußte schrecklich büßen. Als er eingedrungen war, rief die Glocke die Bürger in die Kirche. Eben hatten sie sich darin versammelt, um Botschaft zu empfangen, da eröffnete ihnen ein Priester, sie sollten sich zum Tode bereiten. Er hatte kaum noch ausgeredet, so drangen die spanischen Mörder schon herein und richteten ein gräßliches Blutbad an. Nach kurzer Zeit waren an fünfhundert gemordet, und nun wurde die Kirche angezündet, so daß bald nur ein Stein- und Aschenhaufen gesehen wurde. Die übrigen Bewohner mußten

ihre Habe vor die Stadt tragen. Dort wurden sie todtgeschlagen. Gräuel wurden hier verübt, wie sie kaum unter den Kannibalen der Südsee vorkommen. Man schaudert, wenn man die Berichte darüber liest. Die Stadt wurde dem Boden gleichgemacht. Sowohl Alba, als der Spanier Mendoza wollten in ihrer Verblendung darin eine göttliche Züchtigung erkennen, der letztere sagt, weil Naarden die erste Stadt in Holland war, „in welcher die Ketzerei ihr Nest gebaut hat, um von da aus ihren Flug nach allen Nachbarstädten zu nehmen."

Mit welchen Gefühlen der Prinz von Oranien solche Ereignisse vernahm, läßt sich denken. Gegen Ende September schrieb er an seinen Bruder Johann: „Gott wolle doch alles zum Ruhme seines heiligen Namens wenden!" und fährt zum Schlusse fort; „Ich bin entschlossen, mich mit der Gnade Gottes in Holland oder Seeland zu halten und abzuwarten, was ihm dort zu thun wohl gefallen wird." Ein Gefolge von siebzig Reitern war alles, was ihm von seinem Heere übrig geblieben war. Mit ihnen kam er in den Provinzen an, welche ihn mit Liebe aufnahmen. „Mein gnädiger Herr, der Prinz," schreibt sein Freund, der uns wohl bekannte Marnix, „gehet nur von einer Stadt in die andere, die Sachen zurecht zu bringen, und alles, was zur Versicherung dieser Landschaft vonnöthen, zu verordnen." In Harlem versammelte er die Stände der Provinz, um ihnen Mittheilungen über seine Pläne zu machen und sich über den weiteren Widerstand gegen Alba zu berathen. Denn zum Widerstande waren die treuen Provinzen Holland und Seeland ernstlich entschlossen. Es waren die dunkelsten Stunden, die über sie gekommen waren. Ein furchtbares Gewitter zog sich über ihren Häuptern zusammen. Es war die treue Stadt Harlem, die nach den Gräueln von Naarden von den Spaniern ins Auge gefaßt wurde. Wie in Holland überhaupt, so hatte die Grausamkeit der Spanier auch in der guten Stadt Harlem das gerade Gegentheil gewirkt von dem, was die Spanier beabsichtigten. Der Commandant von Harlem, Ripperda, hatte die Bürger in einer feurigen Rede zum Widerstande ermuntert, und fand in ihnen ein entschiedenes, freudiges Echo. Dort am Harlemer Meere, das man jetzt vergeblich sucht, da es aus-

getrocknet ist, lag die Stadt Harlem, eine der größten und schönsten Städte Hollands. Die Festung um die Stadt war nicht stark. Fast eine Stadt in Holland sieht der andern ziemlich ähnlich. Schöne reinliche Häuser, geräumige, regelmäßige Straßen und die unvermeidlichen Kanäle. Eine furchtbare Armee schloß die Stadt Harlem ein. Die Geschichte der Belagerung Harlems gehört zu den interessantesten Partien des Abfalls der Niederlande. Mit gespannter Aufmerksamkeit und Theilnahme begleitete Wilhelm von Oranien, der sich damals in Delft aufhielt, die Ereignisse in und außerhalb der Stadt Harlem. Auch that er alles, um den Harlemern Hilfe zu bringen, und es ist ein eigenes göttliches Verhängniß, daß alles fehlschlug, was er zu ihrem Besten unternahm. Am 11. Dezember hatte die Belagerung ihren Anfang genommen, aber unter der Decke der Herbstnebel konnten sich die Bewohner Harlems verproviantiren und ihre Garnison verstärken. Zum Entsatz schickte der Prinz von Leiden aus über 3000 Mann unter Führung de la Marks, aber von den Spaniern während eines heftigen Schneesturmes angegriffen, blieben tausend auf dem Schlachtfelde liegen, die Gefangenen verendeten am Galgen. Freilich machte es de la Mark nicht anders. Don Frederic beschoß die Stadt drei Tage hinter einander furchtbar, aber drinnen in der Stadt besserten sie die Lücken aufs rascheste wieder aus. Der Spanier glaubte, nach seiner Kanonade den Sturm leicht ausführen und die Stadt nehmen zu können, aber er fand einen Widerstand, den seine wilden Spanier nicht erwartet hatten. Ganz Harlem, Alt und Jung, stand gerüstet auf den Wällen, sie schossen, warfen Steine und glühende Kohlen, gossen siedendes Oel auf die Spanier und brennende Pechkränze wurden über die Köpfe geschleudert. Die Gegenwehr der Harlemer war für die Spanier todbringend, so daß sie den Rückzug antreten mußten.

Oranien that immer wieder alles, um den guten, tapferen Harlemern Verstärkungen zuzuführen. Er schickte 2000 Mann unter Anführung von Batenburg zu Hilfe, aber auch dieses Hilfscorps erreichte nicht das Ziel. Ein dichter Nebel führte sie irre, die Spanier benützten diese Verirrung und zersprengten sie, so daß nur wenige

in die Stadt kamen und Batenburg froh sein mußte, mit einem Theile seiner Soldaten zu entkommen. Es lag aber viel daran, daß sich Harlem halte, deßhalb munterte der Prinz sie zur Beständigkeit auf. Er benützte dazu Brieftauben. Eine überbrachte auf einem kleinen Stückchen Papier an den Kommandanten Ripperda vom 12. Januar 1573 die Versicherung des Prinzen, daß er alles Mögliche thun werde, Hilfe und Entsatz zu bringen. Noch in diesem Monate erreichte ein Zug auf 120 Schlitten über das Harlemer Meer mit Pulver und Brot, nebst einer Bedeckung von 400 alten Soldaten die Stadt Harlem. Das ermuthigte die Bürger sehr, und weil sie sahen, daß die Wälle sich auf die Länge nicht halten konnten, so führten sie hinter denselben Mauerwerk auf. Wie gut war das, denn als die Spanier am 31. Januar einen neuen Sturm versuchten und sicher waren, nun mit Feuer und Schwert in der Stadt wüthen zu können, mußten sie unter großen Verlusten abermals zurückweichen, da die Harlemer ein heftiges Feuer gegen die Spanier eröffneten und das unterminirte Ravelin in die Luft sprengten.

Nachdem auch dieser Sturm mißglückt war, blieb den Spaniern nichts übrig, als die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, aber sie litten eben so sehr, als die Belagerten. Darum glaubte denn Don Frederic, die Belagerung aufheben zu sollen; als er aber seine Meinung seinem Vater mittheilte, ließ derselbe ihm zurücksagen, daß er ihn nicht mehr für seinen Sohn halten werde, wenn er die Belagerung aufgeben werde. Darauf hin wurde die Einschließung aufs neue und mit größerer Erbitterung fortgesetzt. Oranien sah wohl ein, daß er hier den Spaniern den Garaus machen könnte, wenn ihm nur die genügenden Mittel zu Gebote stünden. Er schrieb darum überall hin nach solchen. Die Briefe, die er um jene Zeit abließ, sind wahrhaft ergreifend. Obwohl ihn die Wahrheit durchdrang, die er am 8. März an seinen Bruder Ludwig aussprach: „Gott giebt uns, wie's uns heilsam ist," so bat er doch denselben um sein Kommen, „einige gute Nachrichten oder noch besser Hilfe zu bringen, deren wir noch mehr bedürfen. Das ganze Land erwartet Euch als einen Engel Gabriel." Leider mußte er sich mit Freiwilligen, die er auftrieb, begnügen. Es kam zu einem

Kampfe und wie gewöhnlich, siegten die Spanier. Und hier, so wie bei jedem Ausfalle der Städte, wurden solche Gräuel verübt, daß man ordentlich schaudert, wenn man die Erzählung liest. So geschah am 15. März ein bedeutender Ausfall. Die Harlemer warfen die Spanier in ihr Lager zurück, zerstörten dreihundert Zelte durch Feuer, 800 Feinde fielen und im Triumpfe wurden Kanonen, Standarten und Wagen in die Stadt gebracht. Hätten sie in der Stadt nur Lebensmitel genug gehabt, so wäre es wahr geworden, was sie bei einer Gelegenheit auf eine Flagge schrieben, so daß es ihre Feinde lesen konnten: „Harlem ist der Kirchhof der Spanier!“ Alba selber, der doch im Kriegshandwerk ergraut und ein Tyrann von Eisen war, schauderte darob und bekannte seinem Könige, daß es ein Krieg sei, wie man nie von einem solchen gehört habe, und er mußte zugestehen, daß die Stadt mit Geschicklichkeit und Tapferkeit vertheidigt werde. Die Entscheidung des Sieges oder Falles der guten Stadt Harlem sollte zur See erfolgen. Beide Theile, sowohl die Spanier, als die Patrioten, hatten ihre Flotillen auf dem Harlemer Meer verstärkt und fast täglich kam es zu kleinen Seegefechten, am 28. Mai jedoch wurde eine verzweifelte Schlacht geliefert. B o s s u kommandirte die spanischen Schiffe, B r a n d die oranischen. Nach blutigem Kampfe unterlagen die Patrioten und Bossu beherrschte jetzt das Meer, so daß damit das Schicksal Harlems eigentlich entschieden war. Die Aushungerung der Stadt konnte nicht mehr ausbleiben. Die tapferen Bürger, die so fest standen zur Sache ihres heimischen Landes, setzten den Prinzen in Kenntniß, daß sie nur noch drei Wochen aushalten könnten. Der Prinz schrieb am 16. Mai an seine Brüder einen dringenden Brief, sich doch alle erdenkliche Mühe zu geben, Hilfe zu bringen, da Lebensmittel und Pulver im äußersten Grade fehlten. Sie sollten die Schmach nicht vergessen, eine Stadt, die sich so tapfer gehalten, untergehen zu lassen. In einem Briefe vom 28. Mai, als er noch nichts von der verlorenen Seeschlacht wußte, dringt er abermals auf schleunige Hilfe, und schildert das Elend, welches der Fall Harlems nach sich ziehen müßte. Dieser Fall wäre im Stande, den völligen Ruin des Landes herbeizuführen, sagte er. Aber

die Hilfe blieb aus, in der Stadt stieg die Hungersnoth aufs höchste. Die Bürger griffen nach allem Möglichen, nur um ihren Hunger zu stillen, es stürzten viele todt auf den Straßen nieder. Schon am 1. Juli wollten die Bürger mit Don Frederic unterhandeln, aber dieser lehnte alle Bedingungen ab. Der Prinz, der sich, wie wir wissen, in Delft aufhielt, raffte noch rasch Freiwillige von allen Seiten zusammen, um den Entsatz Harlems auszuführen. Er stellte sich selber an die Spitze, jedoch der Widerstand gegen dieses Vorhaben des Prinzen war allgemein, nur schwer ließ er sich überreden, vom Commando abzutreten. Er stellte den Baron Batenburg an die Spitze und am 8. Juli bewegte sich ein Heer von mehreren tausend Freiwilligen gegen Harlem, aber die Spanier hatten die Brieftauben, welche die Nachricht in die Stadt bringen sollten, geschossen und kannten nun alle Einzelheiten genau. Als die Freiwilligen aus dem Nordwyker Wald hervorbrachen, waren sie bald von den gerüsteten Spaniern umringt und ihr Schicksal rasch entschieden. Batenburg fiel und mit ihm über 600 seiner Leute. Da blieb denn den tapferen Harlemern nichts anderes übrig, als nach der Botschaft des Prinzen sich den Spaniern unter den besten Bedingungen zu ergeben. Wenn auch Don Frederic geneigt war, gnädige Behandlung eintreten zu lassen, so erhielt er von seinem Vater gemessenen Befehl, alle Soldaten und eine große Zahl Bürger zu tödten. Am 12. Juli ergab sich die Stadt. Die blutigen Scenen, die nun folgten, sind schrecklich. Die Offiziere, darunter Ripperda, der geschickte und muthige Leiter der Vertheidigung der Stadt, wurden sämmtlich hingerichtet. Das geschah am ersten Tage und am folgenden Morgen erfolgte das Gemetzel. Fünf Henker waren ununterbrochen beschäftigt, und weil es trotzdem zu keinem Ende kommen wollte, so band man dreihundert Bürger paarweise zusammen und versenkte sie ins Harlemer Meer. Geplündert wurde natürlich ebenfalls, und hohe Contributionen mußten erlegt werden. Die treue Mutter des Prinzen, die Wittwe Juliane von Nassau, als sie auf Dillenburg die Nachricht von dem unglücklichen Ende Harlems hörte, schrieb am 21. Juli an ihren Sohn Ludwig: „Wenn sich die Zeitung von Harlem verfolgt, welches mir von Herzen leid wäre, be-

sorgt ich, es werde meinem Herr Prinzen nicht wohl gehen; dauern mich die guten Leute, die in der Stadt sind, daß sie so elendig ermordet werden. Der barmherzige Gott wolle seinen Zorn von uns wenden, seine Gnade uns in Ewigkeit mittheilen! Ich bin aber in guter Hoffnung, dieweil die Zeitung aus einer Pfaffenstadt kam, es soll nicht so bös sein." Leider war die Nachricht nur zu wahr. Wie tief erschüttert war der Prinz. Er schrieb an seinen Bruder Ludwig: „Weil es diesem guten Gott also gefallen hat, müssen wir uns seinem göttlichen Willen unterwerfen. Ich nehme denselben Gott zum Zeugen, daß ich nach den Mitteln, die mir gegeben waren, alles gethan habe, was mir möglich war, zu helfen." Es war übrigens ein theurer Sieg für die Spanier, denn 12,000 waren während der Belagerung theils an Wunden, theils an Krankheiten umgekommen. Als die Nachricht von Harlems Fall nach Madrid kam, lag der König gerade krank zu Bette. Die Freude über diesen Sieg wirkte wie eine gute Arznei auf ihn. Doch bald sollte sich die Sache der Patrioten besser gestalten. Ein Anfang besserer Dinge war die Wegnahme des Schlosses Rammeken auf der Insel Walcheren durch die Seeländer. Die Spanier wehrten sich gewaltig, aber unterlagen zuletzt, „was für uns," schreibt der Prinz an Ludwig, „eine Materie ist zum Lobe Gottes, denn Ihr kennet die Wichtigkeit dieses Schlosses Rammeken, und ich hoffe, daß dies den Stolz unserer Feinde herabdrücken wird, die nach der Uebergabe von Harlem uns alle lebendig zu verschlingen gedachten, aber ich bin überzeugt, daß sie noch anderes finden werden."

17. Neue frohe Aussichten

Die Wegnahme des Schlosses Rammeken eröffnete die Reihe froher Aussichten, so daß der Prinz sammt Holland und Seeland aufs neue aufathmen konnte. Zu diesen Aussichten für die Niederländer gehörte auch, daß die Sonne des Herzogs von Alba sich ihrem Untergange zuneigte. Es mag wohl kaum ein Mensch mehr gehaßt

worden sein, als gerade Alba, ich glaube, selbst Nero, der römische Kaiser nicht. Er ließ um jene Zeit eine Proklamation ausgehen, wodurch er die Niederländer für sich zu gewinnen hoffte. Er bietet ihnen darin die Verzeihung des Königs an, der nach ihnen verlange, wie eine Henne nach ihren Küchlein. Mit Recht sagt der geistreiche Geschichtschreiber Motley: „Im Fortgang des Manifestes verwandelt sich die mütterliche Henne ganz und gar in einen blutigen Drachen." Denn, heißt es, wenn sie die Milde des Königs verachten, so werde er das Land verheeren und die Einwohner ausrotten. Die Aufforderung mit der schließlichen entsetzlichen Drohung fand natürlich keinen Anklang und Alba, der keine Ader von Barmherzigkeit in sich hatte, war der Mann dazu, die Drohung auszuführen.

Schon Mitte Juli war die Stadt Alkmaar an der äußersten Spitze der Halbinsel aufgefordert worden, sich zu ergeben, aber die Aufforderung wurde entschieden zurückgewiesen. Der Prinz hatte der Stadt eine kleine Garnison geschickt, die sich im Schlosse Egmont niederließe. Am 21. August schlossen die Spanier Alkmaar ein in einer Zahl von 16,000 Mann. Die Einwohner Alkmaars zählten 800 Mann Garnison und 1300 bewaffnete Bürger. Alba war wüthend über die Hartnäckigkeit des kleinen Alkmaars, er erklärte, daß er das Messer an jede Kehle setzen werde, wenn er die Stadt einnehme. Zur Vertheidigung von Nordholland hatte der Prinz Dietrich Sonoy bestimmt, aber dieser fing an, zu zagen, je mehr er die Macht des Feindes in Betracht zog, und sprach seine Besorgnisse dem Prinzen brieflich aus. Oranien antwortete darauf in einem Schreiben, das uns ganz an die Sprache erinnert, wie wir sie von dem großen Reformator Dr. Luther in Zeiten der Noth gewöhnt sind. Weil der Verlust von Harlem gar entmuthigend gewirkt hatte, so sagt er: „Da es trotz unserer Anstrengungen dem allmächtigen Gott anders gefallen hat, sollen wir um deßwillen sein heiliges Wort läugnen und verspotten? Ist der starke Arm des Herrn dadurch schwächer geworden? Ist damit seine Kirche zu nichte geworden? Ihr fragt, ob ich ein Bündniß mit einem großen Könige oder Potentaten geschlossen habe, ich aber antworte Euch, daß ich,

ehe ich die Sache der unterdrückten Christen in meine Hand genommen, einen festen Bund mit dem König der Könige geschlossen habe, und ich bin fest überzeugt, daß alle, welche auf ihn ihr Vertrauen setzen, durch seine allmächtige Hand Rettung finden werden. Der Herr der Heerschaaren wird uns Heere erwecken, um mit uns seine und unsere Feinde zu bekämpfen."

Statt daß die mehr als 2000 Gemordeten von Harlem die Bewohner von Alkmaar entmuthigt hätten, reizten sie vielmehr ihren Muth. Es blieb ihnen außer der Hauptsache, dem Herrn ihrem Gott, auf den sie wie Oranien ihr Vertrauen setzten, das Meer als Verbündeter übrig. Wenn sie die Schleußen öffneten und die Dämme durchstachen, so bedeckte die See einen großen Theil von Nordholland und das Belagerungsheer mit. Am 18. September 1573 befahl Don Frederic den Sturm, nachdem er schon zwölf Stunden lang die Stadt beschossen hatte. Die Spanier glaubten, mit leichter Mühe Alkmaar einnehmen zu können, fanden aber einen hartnäckigen Widerstand, wie kaum bei Harlem. Mit Feuer aus Kanonen und Musketen, mit Schwertern und Lanzen, mit siedendem Wasser, Pech und Oel und ungelöschtem Kalk und brennenden Pechkränzen wurden die Stürmenden empfangen. Drei Mal stürmten die Spanier, aber immer wieder wurden sie mit verzweifeltem Widerstande zurückgeworfen. Bei beginnendem Dunkel der Nacht wurde zum Rückzuge geblasen, nachdem die Stürmenden wenigstens tausend Todte zurückgelassen hatten. Der Verlust der Bürger und der Garnison betrug nur 37 Mann. Schon am andern Tage ließ der Kommandirende die Stadt aufs neue beschießen, aber als er den Sturm befahl, widersetzten sich die Soldaten, sie hatten gestern genug erfahren, um nicht abermals zurückgeschlagen werden zu wollen. Der stolze Spanier mußte zu seinem Aerger nachgeben und den Sturm verschieben, aber es sollte gar nicht mehr dazu kommen, denn ganz unerwartet für die Spanier fing auf einmal der Boden in der Nähe ihres Lagers an, weich und naß zu werden. Sonoy hatte bereits einige Schleußen geöffnet und als Don Frederic eine Depesche des Prinzen von Oranien auffing, worin die Oeffnung der Schleußen und der Durchstich der Dämme angeordnet war, beschloß der spanische

Kriegsrath, die Belagerung aufzuheben. Das geschah am 8. Oktober. Die Alkmaarer waren fest entschlossen, sich eher von den Fluthen des Oceans wegspülen zu lassen, als sich zu ergeben. Es konnte dies die Holländer, sowie ihren Führer den Prinzen nur zum Lobe Gottes stimmen, wie denn auch seine Brüder in einem Schreiben an ihn vom 22. Oktober 1573 dies aussprachen: „Wir haben der ganzen Sache Zustand mit Freuden vernommen und können Gott dem Allmächtigen für die bisher über menschliche Zuversicht vielfältig erzeigte Gnade und Wunder nimmer genugsam danken." Die Schreiber fahren im Verlaufe des Briefes fort: „Die schwere Last, Sorge und Mühe, Arbeit und Gefahr, so Euer Gnaden bisher auf sich liegen gehabt und noch haben, können wir und diejenigen, so von den Sachen etwas wissen, etlicher Maaßen erachten, ist aber sonst gewißlich unglaublich. Dieweil aber dieser Handel nicht Menschen, sondern Gottes Werk und Sache ist, dazu Euer Gnaden sich nicht gedrungen, sondern Gott der Allmächtige dazu berufen und als mit den Haaren herbeigezogen hat, so haben Euer Gnaden und wir alle ihm erstlich höchlich zu danken und folgends seiner väterlichen Hilfe, Beistands, Schutz und Schirms zu erfreuen und getrösten, unangesehen wie beschwerlich und gefährlich sich auch die Sachen anlassen." Daß die Belagerung von Alkmaar von den Spaniern aufgehoben worden, hatte man damals in Dillenburg noch nicht gewußt, auch noch nicht den Seesieg der Oranier über die Spanier, deren Admiral, der Graf von Bossu, gefangen genommen wurde. Am letzten Oktober berichtete der Prinz dies seinen Brüdern mit den Worten: „Es hat dem Herrn unserm Gott gefallen, uns seine Gnade zu erweisen, sowohl in Beziehung auf den Rückzug der Feinde von der Stadt Alkmaar, als in der Gefangennahme des Grafen von Bossu."

Es waren nur drei Tage nach dem Rückzuge der Spanier von Alkmaar verflossen, als die Patrioten den herrlichen Seesieg über die spanische Flotte auf der Zuidersee erfochten. Schon im Anfange des Oktobers hatte der spanische Admiral Bossu seine Flotte von Amsterdam aus in die Zuidersee geführt. Aber auch die Patrioten hatten sich gerüstet. Ihr Admiral Dirksoon kommandirte eine Flotte

von 25 Schiffen. Am 11. Oktober begann der Kampf mit den Spaniern, welche bald die Flucht ergriffen, doch nahmen die Patrioten fünf spanische Schiffe. Das Admiralsschiff hielt Stand, verwickelte sich aber mit vier kleineren holländischen Schiffen in einen Kampf, bei dem ein Handgemenge auf Leben und Tod erfolgte. Holländer erkletterten mehrmals das Admiralsschiff, wurden jedoch entweder getödtet oder in das Meer gestürzt. Der Kampf währte bereits seit drei Uhr Nachmittags und die ganze Nacht hindurch. Am andern Tage Vormittags sah endlich Bossu ein, daß er sich gegen die Holländer, die vom Lande her immer neue Mannschaft und Munition erhielten, nicht länger halten konnte, indem seine Mannschaft theils todt, theils kampfunfähig gemacht war. Um 11 Uhr ergab er sich und wurde mit 300 seiner Leute gefangen abgeführt. Gar schön sagt darüber der Prinz in einem Briefe vom 16. Oktober 1573: „Weil es der Herr unser Gott, der Herr der Heeerschaaren allein, sage ich, es allein ist, der uns diesen Sieg gegeben hat, so müssen wir ihm auch allein den Dank darbringen, in der festen Hoffnung, daß das nicht der letzte Sieg sein wird, den er uns verliehen und daß er die so gerechte und billige Sache vertheidigen und erhalten wird trotz aller seiner Feinde.“

Die Gefangennahme von Bossu war für die Sache der Patrioten von großer Wichtigkeit, denn damit konnte man die Gefangenen von Harlem, namentlich St. Aldegonde, gegen die spanische Mordlust schützen. Wie gerne hätte Alba den großen Ketzer St. Aldegonde gemordet, aber es war nun seiner Lust ein Riegel vorgeschoben. Ueberhaupt neigte sich seine Statthalterschaft dem Ende zu. Er war mit allen Menschen in den Niederlanden zerfallen und alle Menschen mit ihm. Sein Hauptquartier hatte er während des holländischen Feldzuges nach Amsterdam verlegt. Auch dort erwarb er sich bald den Haß der Stadt. Machte er doch so viele Schulden, daß man sich wundern muß, und ging in Nacht und Nebel davon, ohne sie bezahlt zu haben. Am 18. Dezember verließ er die Niederlande und soll sich gerühmt haben, daß er während seiner Statthalterschaft 18,600 Niederländer hingerichtet habe. Freilich die, welche in Schlachten und sonst umgekommen oder in Massen gemordet worden sind, übersteigen weit diese Zahl.

Sein Herr empfing ihn freundlich, bis wegen eines schlechten Streiches seines Sohnes Vater und Sohn in Ungnade gefallen sind. Erst der Krieg mit Portugal zog den alten Alba wieder in das Sonnenlicht der königlichen Gnade. Ein schleichendes Fieber zehrte an den letzten Kräften des fluchbeladenen Greises, bis er am 12. Dezember 1582 sein Leben schloß. Kein Leser wird wohl das Loos theilen wollen, das ihm geworden ist. Er ging an seinen Ort.

Wir müssen zurückgreifen, und zwar in Verhandlungen, welche in den Augen Vieler einen Schatten auf das Leben des Oraniers werfen. Es wurden nämlich aufs neue Verhandlungen mit dem französischen Hofe angeknüpft, mit einem Hofe, der so zu sagen, noch rauchte von dem Blute der Protestanten. Dieselben führte sein Bruder Ludwig, der nicht blos ein tapferer Kriegsmann, sondern auch ein geschickter Politiker war, in der Schule seines Bruders Wilhelm gebildet. Der Prinz von Oranien fühlte in sich einen Widerwillen gegen den französischen Hof, der durch Lüge und Treulosigkeit sich hervorgethan hatte, aber jetzt schlug König Karl andere Saiten an, indem er das Geschehene beklagte. Es sei alles ohne Vorbedacht und aus Furcht vor gefährlichen Plänen der Hugenotten verübt worden. Die französischen Gesandten an den fürstlichen Höfen fühlten gewiß die Verlegenheit, daß sie jetzt die Blutthat, die sie früher rühmten, in einem andern Lichte darstellen mußten. Es war ja auch nichts, als weltliches Interesse, welches den König Karl IX. und seine Mutter, sowie den Hof überhaupt bestimmte, eine andere Sprache zu reden. Daß der kluge Wilhelm von Oranien dies alles durchschaute, dürfen wir gewiß annehmen, auch wenn er sich nicht darüber ausgesprochen hätte. Aber daß er seine schwachen Mittel durch fremde Hilfe gegen den mächtigsten Monarchen der damaligen Welt zu vermehren suchte, läßt sich gewiß entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. Er und ebenso sein Bruder Ludwig vergab nichts dem Worte Gottes und der Sache der gläubigen Christen. Ludwig sagte dem König von Frankreich geradezu: „Die Metzelei hat Euer Majestät mehr geschwächt, als es die spanische Macht durch einen dreißigjährigen Krieg hätte thun können.“ Voll Mißtrauen sandte Oranien seinem Bruder einen Vertrag zu, welchen

er mit dem Könige abschließen sollte. Darin verlangte er, daß der König mit seinen Unterthanen Frieden machen und Religionsfreiheit gestatten solle. Er verlangte ferner die Werbung von 1000 Reitern und 7000 Mann Fußvolk in Frankreich. Der Prinz stelle Holland und Seeland unter französischen Schutz. Dagegen müsse allgemeine Religionsfreiheit und das Recht ihrer politischen Freiheiten Geltung haben. Auch sollte dem Könige die Summe, die er vorstrecken werde, zurückerstattet werden. An Versprechungen fehlte es in Paris nicht, aber Graf Ludwig wollte keine schönen Worte, sondern Thaten. Man erzählt, daß Katharina von Medicis, die verwittwete Mutter des Königs, bei den Verhandlungen die Unterhändler gefragt habe, ob das Wort eines Königs nicht Sicherheit genug sei? Dieselben hätten alsdann geantwortet: „Nein, Madame, bei St. Bartholomäus, nein!“ Endlich kam, besonders durch Schomberg, den geschickten französischen Unterhändler, ein Vertrag zu Stande, wornach dem Könige der Schutz über Holland und Seeland, sowie die Herrschaft über die noch zu erobernden Plätze in den Niederlanden zugesagt war, dagegen er jährliche Unterstützungsgelder zu liefern hatte und Freiheit des Gottesdienstes für beide Religionen und die bürgerlichen Rechte zusagte. Von dem Grafen Ludwig haben wir an den König Karl einen Brief, der voll hohen Ernstes der Majestät die Wahrheit sagt. Wir können ihn nicht mittheilen, aber uns nicht enthalten, wenigstens den Schluß hier anzufügen, sind es doch auch die Gedanken Oraniens. Nachdem er gesagt, daß das Gewissen sich nicht in Fesseln schlagen lasse, fährt er fort: „Es ist ein tief in den Herzen der Menschen wurzelndes Gefühl, welches nicht mit Gewalt der Waffen ausgerottet werden kann. Lasse sich darum Euer Majestät nicht durch die Schmeichelreden derer betrügen, die, wie die schlechten Aerzte ihre Patienten in Unwissenheit ihrer Krankheit halten, welche ihnen den Untergang bringt.“ Aber in Delft stand der Mann allein, der doch so große Dinge zu besorgen hatte, unser Oranien, der denn auch seinen Brüdern im August 1573 schreiben konnte: „Es ist mir unmöglich, allein so viele Arbeiten und die Last so großer Geschäfte, die von Stunde zu Stunde über mich kommen, zu tragen, in Finanz-, Kriegs- und anderen poli-

tischen Angelegenheiten und ich habe keinen Menschen, der mich unterstützt, nicht einen einzigen, so daß Ihr Euch denken könnet, in welcher Noth ich stecke.“ Als Alba damals einen Congreß der Generalstaaten in Brüssel versammelte, um die Kriegskosten von ihnen zu erlangen, blieb auch Oranien nicht unthätig, und richtete ein feuriges Schreiben an sie, das sie zum Widerstande aufforderte. Er sagt darin unter anderm: „Woher schöpft der Herzog von Alba die Macht, mit der er prahlt, als aus den Städten der Niederlande? Wer liefert ihm seine Schiffe, Vorräthe, Geldmittel, Waffen, Soldaten? Das niederländische Volk . . . Wenn die kleine Provinz Holland der Macht Spaniens so die Wage halten kann, was könnten nicht alle Provinzen vereint vollbringen?“ Auch an den König von Spanien ließ er damals ein Sendschreiben abgehen und sagt darin: „Deßwegen haben wir gegen den Herzog von Alba und seine Anhänger die Waffen ergriffen, um uns und unsere Weiber und Kinder aus seinen blutdürstigen Händen zu befreien. Ist er uns zu stark, so wollen wir doch lieber eines ehrenvollen Todes sterben und einen ruhmwürdigen Namen hinterlassen, als unsern Nacken beugen und unser liebes Vaterland in die Sklaverei dahingeben.“ Das waren nicht blos Worte, sondern die Thaten dieses zum äußersten gebrachten Volkes lieferten den Beweis. Und der tiefste Beweggrund war der Glaube des Volkes, der in Gottes Wort gründete, der lebendige Glaube des Oraniers, welcher um jene Zeit sich an die reformirte Kirche zu Dordrecht anschloß, wie ihr Pfarrer Wilhelmi in großer Freude der reformirten Gemeine in London Mittheilung machte. Derselbe achtete es für eine große Gnade, daß der Prinz mit der Gemeine das Abendmahl des Herrn genommen habe. Dabei hatte aber der Prinz ein Herz für alle, die den Herrn liebten, und wir können es nicht verbergen, daß ein deutsch-lutherischer Grundzug von seinen Eltern her sein Wesen durchdrang, wie so manche seiner Briefe beweisen.

18. Drei Jahre unter Requesens.

Dieser Requesens, Großkommandeur von Castilien, war der Nachfolger Albas, und bisher Statthalter von Mailand gewesen. Schon weil der blutbefleckte Tyrann Alba abgezogen war, hatte das niederländische Volk seinem Nachfolger einen fröhlichen Empfang bereitet. Auch war ihm aufgegeben, Zugeständnisse zu machen, doch wie wir uns zum voraus denken können, keine, welche die Alleinherrschaft des Königs und der katholischen Kirche berührten. Der neue Statthalter theilte in dieser Hinsicht ganz die Gesinnung seines Königs und vollzog gehorsamlich dessen Befehle, und wir wissen schon, wie zähe dieser finstere Geist in Madrid an seinen zwei Gedanken festhielt. In den Niederlanden sehnte sich alles nach Ruhe, auch die Katholiken verlangten eine Aussöhnung mit den Protestanten. Sogar Männer, wie Berlaymont und Noircarmes, welche sich doch zu gefügigen Werkzeugen der blutigen Politik Philipps und Albas hergegeben hatten, wollten Frieden und Wiedereinsetzung des Prinzen von Oranien. Noircarmes schrieb in diesem Sinne an den Prinzen. Wir besitzen noch die Antwort des Prinzen, in welcher er diesen Edelmann bittet, bei dem Könige auf Herstellung eines guten und gesicherten Friedens, „welcher zur Beförderung des Ruhmes Gottes mit dienen möge," hinzuwirken. St. Aldegonde, der noch immer in Utrecht gefangen saß, hatte die besten Hoffnungen nicht blos von diesem befleckten Noircarmes und andern Adligen, sondern auch von Requesens und dem Könige. Allerdings trat eine Zeit der Ruhe ein, denn Requesens hatte sich von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, als er in die zerrütteten Finanzzustände, welche die unsinnige Regierung Albas herbeigeführt hatte, hineinsah. Die Kassen waren leer und die Staaten widersetzten sich der Erhebung von Steuern. Da blieb ihm denn nichts übrig, als Gnade hoffen zu lassen. Der Statthalter hatte aber so wenig Verständniß von der Erhebung der Niederlande, daß er den tieferen religiösen Grund nicht ahnte. Er meinte, daß sich alles machen werde, wenn man nur den Ketzern erlaube, sich mit der Kirche zu versöhnen und die hartnäckigsten mit einem Theil

ihrer Habe ziehen lasse. Er schlug dies sogar dem Könige vor, der kurzsichtige Mensch. Doch der Krieg war ja im Flusse und deßhalb mußte er fortgesetzt werden. Auf der Insel Walcheren hatten die Spanier noch einen einzigen Platz im Besitz, nämlich Middelburg. Es war von den Patrioten enge eingeschlossen und konnte sich nicht lange mehr halten. Schon mußten sich die Middelburger mit widerlicher Nahrung wie mit Hunden, Katzen, Ratten und Mäusen, behelfen. Da war denn dem neuen Statthalter die dringendste Aufgabe gestellt, Middelburg zu entsetzen. Der Entsatz konnte nur zu Wasser ausgeführt werden. Deßhalb ließ Requesens eine Flotte von 75 Schiffen und eine kleinere von 30 Schiffen an der Schelde hinauf nach Walcheren segeln. Romero war ihr Kommandant; aber auch der Prinz war nicht müßig gewesen und hatte unter dem Admiral Boisot ein großes Geschwader ausgerüstet. Er besuchte selber am 20. Januar 1573 die Flotte und wurde mit Jubel empfangen. Alle Offiziere sammelte er um sich und feuerte sie in einer eindringlichen Ansprache an, Middelburg, den Schlüssel von Seeland, nicht fahren zu lassen. Offiziere und Matrosen antworteten, daß sie bis zum letzten Blutstropfen aushalten, und daß sie lieber, ehe sie die Sache verließen, ein Jahr ohne Lohn dienen und alles, was sie in dieser Welt besitzen, hingeben wollten.

Requesens sah selber der Abfahrt der spanischen Flotte zu, als sie Bergen ob Zoom verließ. Sie stellte sich alsdann den Holländern gegenüber in Schlachtordnung auf, und ihr erster Angriff war heftig, aber die Holländer, die auf dem Wasser wie daheim und überhaupt damals die ersten Matrosen der Welt waren, eröffneten ein blutiges Handgemenge mit allen möglichen Mordinstrumenten und man sah gleich beim Beginne, daß die Spanier die Schlacht verlieren würden. Schon waren fünfzehn ihrer Schiffe verloren und 1200 Mann erschlagen, da zog sich der Rest nach Bergen zurück, und Romero entkam nur dadurch, daß er sich in die See warf und gerade dahin schwamm, wo der Großkommandeur sich aufgestellt hatte, wahrhaftig kein angenehmer Anblick für ihn. Julian Romero, sonst ein tüchtiger Offizier, erklärte auch jetzt wieder, was er schon früher zu Requesens gesagt hatte: „Ich bin

ein Landsoldat und kein Seemann." Nun war denn auch Middelburgs Schicksal entschieden. Mondragon, der Commandant der Besatzung, wollte dennoch nichts von Uebergabe auf Gnad und Ungnad hören, obwohl die Stadt dem Hungertode nahe stand. Lieber wolle er die Stadt an vier Ecken anstecken und sich sammt der Garnison in Stücke hauen lassen, erklärte er, und der Prinz wußte, daß das keine Phrase war. Deßhalb gestattete er freien Abzug mit Waffen und allem Eigenthum. Das geschah am 21. Februar und wenige Tage nachher hielt der Prinz seinen feierlichen Einzug. Wie konnte er danken für solche Güte des Herrn! Hatte er doch von Vlissingen aus schon am 6. Januar 1574 an seine Brüder geschrieben: „Da es den Anschein hat, daß die Feinde es noch einmal versuchen werden, die Stadt Middelburg auf dem Wege der Gewalt zu verproviantiren, so bitte ich Euch, überall Gebete zu Gott anordnen zu wollen, daß es ihm gefalle, uns in Barmherzigkeit anzusehen, uns nicht in solchen Jammer versinken zu lassen, der zweifelsohne durch großes Blutvergießen entstehen würde." Die Gebete waren gnädig erhört worden, und die Spanier jetzt von der Insel Walcheren verdrängt, aber noch standen sie mit großer Macht in Holland und hielten die bedeutende, schöne Stadt Leyden besetzt. Oranien hatte aber bereits einen neuen Feldzugsplan entworfen, von dem er hoffte, daß er die Spanier aus den Niederlanden vertreiben würde. Den Plan sollte sein Bruder Ludwig ausführen.

Damals war es lebendig im Dillthale. Von allen Seiten strömten aus Deutschland, dieser stets gefüllten Kaserne, Söldner aller Art dahin. Ludwig, der zum General und Chef der Armee ernannt war, sammelte und ordnete diese Söldner. Wilhelm von Oranien aber war und blieb der Liebling der Niederlande trotz seiner Mißgeschicke. Es ging eine wahre Begeisterung durch das Volk und einer der entschiedensten und treuesten Anhänger Oraniens, Marnix, leitete diese begeisterte Aufregung in ein gutes Geleise durch ein Lied, das zum Volksliede der Holländer geworden ist. Wir können uns nicht versagen, aus dem Liede von 15 Versen, „welches er das Lied in der Noth" nannte, wenigstens einige mitzutheilen:

Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod.
Ein Prinz von Oranien
Bin ich frei unversehrt,
Den König von Hispanien
Hab ich allzeit geehrt.

In Gottesfurcht zu leben,
Hab ich allzeit getracht,
Darum bin ich vertrieben,
Um Land und Leut gebracht.
Aber Gott soll mich regieren
Als ein gut Instrument,
Daß ich mag wiederkehren
Wohl in mein Regiment.

Leid't euch, mein Untersassen,
Die aufrecht sind von Art,
Gott wird euch nicht verlassen,
All seid ihr jetzt beschwert.
Wer fromm begehrt zu leben,
Der bitt Gott Nacht und Tag,
Daß er mir Kraft woll geben,
Daß ich euch helfen mag.

Leib und Gut zusammen
Hab ich auch nicht gespart,
Mein Brüder hoch von Namen,
Haben euch auch verwahrt.
Graf Adolf ist geblieben
In Friesland in der Schlacht.
Sein Seel im ew'gen Leben
Erwart't den jüngsten Tag.

Edel und hoch geboren
Von kaiserlichem Stamm,
Ein Fürst des Reichs geboren
Als ein fromm Christenmann;
Für Gottes Wort gepriesen
Hab ich frei unverzagt
Als ein Held sonder Forchten
Mein edel Blut gewagt.

Mein Schild und mein Vertrauen
Bist du, o Gott, mein Herr!
Auf dich so will ich bauen,
Verlaß mich nimmermehr,
Daß ich doch fromm mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund,
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwund't.

Es galt jetzt, alle Kräfte zu dem Unternehmen zusammen zu raffen. Am Hofe zu Dillenburg verzichtete man auf alle Genüsse des Lebens. Teppiche, Kleinodien, wurden verkauft. Die Altmutter Juliane, Johanns Gemahlin, die gräflichen Kinder nahmen die Ketten vom Halse, die Ringe von den Fingern, das Silberzeug wanderte in die Münze. Der Hof speiste jetzt auf Zinn und trank statt aus silbernen und goldenen Bechern aus gewöhnlichen Gläsern. Es gibt viele Beispiele in der Geschichte von Opferwilligkeit, aber nicht leicht schönere, als sie damals an seinem Hofe, so wie unter dem nassauischen Volke zur Rettung eines entfernt wohnenden Volkes und zweier schwer bedrängten Städte gegeben wurden.

Von Frankreich mit bedeutenden Geldmitteln versehen, gab sich Graf Ludwig nun alle Mühe, Truppen in Deutschland zu werben. 2000 Reiter von denen, die der Bruder des Königs von Frankreich mit sich führte, als er den Königsthron von Polen zu besteigen im Sinne hatte, bewog der Graf, ihm zu dienen. Bald hatte er noch weitere 1000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk in Deutschland zusammengebracht. Mit diesen Truppen brach er denn auf, um Mastrich zu nehmen. Es hatte sich noch sein Bruder Heinrich, sowie der Sohn des frommen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz angeschlossen. Diese Macht sollte sich mit den 6000 Mann, die der Prinz von Oranien gesammelt hatte, vereinigen. Aber alle möglichen Unfälle legten sich dem Grafen Ludwig in den Weg. Die Spanier hatten Wind erhalten und Truppen in die Festung Mastrich geworfen. Auch hoben sie die Belagerung von Leyden auf, um ihre Truppen gegen das kleine Heer Ludwigs zu verwenden. Es waren ihm noch überdies 1000 Mann durchgegangen und andere fingen an, zu meutern. Am 13. April schlug Ludwig sein Lager bei Mook, einem Dorfe an der Maas, auf. Bald hatte er in Erfahrung gebracht, daß die spanischen Truppen unter ihrem Führer Avila in der Nähe stünden. Da blieb dem Grafen nichts übrig, als die Entscheidung auf die Spitze der Waffen zu stellen, obwohl er nicht vorbereitet war. Er feuerte seine Leute mit kräftigen Worten an, aber diese wollten nur von Löhnung wissen. Am 14. April standen sich die beiden Heere gegenüber. Kaum war der Tag angebrochen, so griffen die Spanier das

Heer Ludwigs an, das hinter einem Graben stand und das Dorf Mook besetzt hielt. Erst um 10 Uhr wurde der Kampf allgemein. Die Spanier stürmten den Graben und das Dorf, wurden aber auch wieder hinausgeworfen. Doch das ertrugen die Feinde nicht, aufs neue griffen sie an und schlugen das Fußvolk Ludwigs in die Flucht. Nun rollte Ludwig seine Reiterei auf und trieb die spanische Reiterei vor sich her in die Maas hinein. Schon hieß es, die Spanier seien geschlagen, aber ehe sich die Patrioten versahen, waren sie in einen heftigen blutigen Kampf mit frischen spanischen Reitern verwickelt, der leider mit der Niederlage der Patrioten endete. Das sah Ludwig mit Schmerz und machte mit seinem Bruder Heinrich und dem Herzog Christoph einen letzten verzweifelten Anprall auf den Feind. Es war jetzt keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten. Wenigstens 3000 Oranier waren gefallen, darunter die zwei edlen Brüder und der Pfälzer Herzog Christoph, ohne daß man wußte, wie sie umgekommen und wohin sie beerdigt worden sind. Als der Kurfürst von der Pfalz die Nachricht von dem Tode seines Sohnes erhielt, tröstete er sich damit, daß Christoph um der Ehre Gottes willen auf dem Felde der Ehre gestorben sei und sagte: „Es ist mir lieber so, als wenn er im Lande seine Zeit mit Müssiggang, welcher des Teufels Ruhekissen ist, zugebracht hätte.“ An seinem Bruder Ludwig, diesem edlen, liebenswürdigen und tapfern Helden, verlor der Prinz seine rechte Hand. So waren denn jetzt für die Sache der Freiheit drei seiner Brüder hingegangen. Als die verwittwete Mutter des Prinzen die Schmerzensnachricht, obwohl nicht ganz zuverlässig erhielt, schrieb sie von Dillenburg am 19. Juni an ihn: „Ich bin wahrlich ein betrübtes Weib, kann von meiner Betrübniß nicht erledigt werden, bis mich der liebe Gott mit Gnaden von diesem Jammerthal zu sich nimmt, welches ich von Herzen begehre und bitte, daß es bald geschehen möge. Wenn mein Herr (der Prinz) schreiben, daß uns ohne den Willen Gottes nichts geschehen kann, derhalben mit Geduld tragen, was uns der Herr zuschicke; das alles weiß ich und daß wir's schuldig zu thun sind, aber Menschen bleiben Menschen und können solches ohne seine Gnade nicht vollbringen. Der wolle mit seiner Gnade allezeit bei uns

sein und seinen heiligen Geist geben, alles was er uns zuschickt, daß wir es mit Geduld annehmen, uns mit seiner Barmherzigkeit alle Zeit trösten.“ Ueber das um sich greifende Verderben spricht sie sich ernstlich aus: „Ich habe mit beschwertem Gemüth gehört, daß sich das Kriegsvolk so gottlos mit Flüchen und anderm bösen Leben hält. Ich besorge, daß Gottes Zorn über die ganze Christenheit werde gehen, denn, wo man hier sieht oder hört, da ist eitel, muthwillig und gottlos Leben. Es ist die göttliche und brüderliche Liebe bei dem meisten Theil verloschen und gar kein Besserung bei uns allen, ist je und allwegen ein gewiß Zeichen gewesen, daß Gott mit seiner Strafe nicht lange aus werde bleiben, doch werde er diejenigen, die ihren Trost und Hoffnung allein auf ihn setzen, unter der Strafe und Kreuz nicht lassen verderben, sondern dieselben werde wunderbarlich erretten, mit den Augen seiner Barmherzigkeit ansehen, damit er St. Peter, der sein doch drei Mal verläugnet hat, angesehen, und ihn zu Reu und Leid seiner Sünden bewegt, auch die Auferstehung zum Trost verkündigen lassen.“ So liebreich schrieb die Mutter. Ach wie tief schnitt der Tod seiner Brüder in Wilhelms Herz und Leben! Wir haben einige Briefe von ihm aus jener Zeit, in welcher er noch über das Schicksal seiner Brüder und des Herzogs Christoph im Ungewissen war. Wie ängstlich besorgt ist das treue Bruderherz und bekennt es, daß ihm kein größerer Schmerz hätte begegnen können, fährt aber in einem Briefe an seinen Bruder Johann vom 7. Mai 1574 fort: „Immer aber müssen wir uns dem Willen Gottes unterwerfen und auf seine göttliche Vorsehung achten, daß der, welcher das Blut seines eingebornen Sohnes vergossen hat, um seine Kirche zu erhalten, nichts thun wird, was der Beförderung seines Ruhmes und der Erhaltung seiner Kirche hinderlich ist, wenn es auch der Welt unmöglich scheint. Und wenn wir auch alle stürben und das ganze arme Volk niedergemetzelt und vertrieben würde, so müssen wir doch jeder Zeit die Ueberzeugung festhalten, daß Gott nie die Seinen verlassen wird, wovon wir ein so merkwürdiges Beispiel in Frankreich haben.“ Dort schien es, als seien nicht blos die evangelischen Leute, sondern die Religion selber ausgerottet, und doch erhob sich die protestantische Partei

abermals. Daraus zog der Prinz mit Recht den Schluß, um mit seinen Worten zu reden: „Wir hoffen, daß der Herr, unser Gott, dessen Arm nicht verkürzt ist, seine Macht und Barmherzigkeit für uns brauchen wird.“ Solcher sein felsenfester Glaube ist denn auch nicht zu Schanden geworden. Die Geschichte der Belagerung und Errettung der Stadt Leyden liefert den glänzendsten Beweis dazu. Es ist dies eine der interessantesten Parthieen der Geschichte jener Zeit. Beinahe fünf Monate bereits hatte Leyden die spanische Belagerung ausgehalten, als aber Ludwig von Nassau mit einer Armee aus Deutschland gekommen war, wurde, wie wir vernommen, die Belagerung aufgehoben, weil man die Truppen gegen Ludwig verwendete. Leyden verließ sich jedoch zu sehr auf den etwaigen Sieg des Grafen Ludwig, und versäumte darüber die Verproviantirung der Stadt und die Vermehrung der Garnison. Oranien sagt in einem Briefe, als er erfahren hatte, daß die Stadt aufs neue eingeschlossen war, daß sie durch ihre eigene Schuld in ihrer jetzigen Lage sei, doch spricht er auch in echt christlicher Weise aus, „man muß sie Gott übergeben und sie durch alle möglichen Mittel unterstützen.“ Schon am 26. Mai schloß Valdez die Stadt mit 8000 Mann ein. Damals, wie jetzt noch, war Leyden eine der schönsten Städte Hollands, mitten in prächtigen Wiesen gelegen, umgeben von Gärten und Landhäusern. Der Vater Rhein fließt mitten durch die Stadt, an Kanälen und Brücken fehlt es nicht, wie überhaupt nicht in den Niederlanden. An den Kanälen ziehen sich hübsche Alleen hin. Stattliche Häuser, schöne Kirchen und prächtige öffentliche Gebäude zieren die Stadt. Mitten in Leyden liegt auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel ein uralter Thurm, von dem man eine schöne Aussicht bis weit in die Ferne genießt. Valdez traf alle Anordnungen, um des schließlichen Erfolges gewiß zu sein, und wäre Leyden gefallen, wie es vor Menschenaugen den Anschein hatte, so hätte es der Sache der Patrioten einen Stoß beigebracht, von dem sie sich nicht leicht erholt hätte. Aber hier sehen wir so recht handgreiflich, daß Gott im Regiment sitzt und daß er auf die Gebete der Seinen hört, die unaufhörlich Tag und Nacht in Leyden und außerhalb Leydens zu ihm schrieen. Zu jener Zeit

wird der Schweigsame, wie er so häufig genannt wird, nicht geschwiegen, sondern an der Thüre des Allerheiligsten angeklopft haben, und die Thüre ging auf, so daß wir noch jetzt alle Ursache haben, dafür zu danken. Oraniens Briefe aus der Zeit der Belagerung der Stadt Leyden sind ein sprechendes Zeugniß für die Macht des Gebetes, das sich mit den menschenmöglichen Mitteln verbindet, an denen des Prinzen umfassender Geist so reich war. In einem Briefe vom 23. Juni 1574, den er von Rotterdam aus an seinen Bruder Johann schrieb, bemerkt er: „Es bleibt uns nur noch übrig, daß die Fürsten des Kaiserreichs uns die Hand reichen, und wenn sie mit unserem Elende Mitleid haben, so leihen sie uns auch ihre Hilfe und ihren Beistand. Das würde nicht allein zu unserer Befreiung, sondern auch zu ihrem eigenen Nutzen ausschlagen, und sie würden dadurch das Unglück vermeiden, das andern Falls ohne Zweifel — und wir würden dem Verderben entgegengehen — auch sie bedroht. Wenn sie uns auf irgend eine Weise ihr Ohr nicht leihen wollten, so werden wir unsere Sache Gott befehlen, in der gewissen Hoffnung, daß er uns nicht verlassen wird, wie wir denn auch von unserer Seite hier entschlossen sind, die Vertheidigung seines Wortes und unserer Freiheit bis auf den letzten Mann nicht aufzugeben.“ Menschliche Hilfe von Deutschland her war für die Stadt Leyden, sowie für die Sache der Niederlande überhaupt nicht zu erwarten. Alles beruhte auf der Heldenmüthigkeit und dem Gottvertrauen der Stadt, sowie auf dem Glauben und dem erfindungsreichen Geiste des Oraniers. Auch damals versuchte König Philipp die Holländer durch Anbieten von Begnadigung sich geneigt zu machen, aber nirgends, auch in Leyden nicht, fand das Anerbieten Anklang. Die Leydener sahen sich vom Anfang der Belagerung ihre Vorräthe von Lebensmitteln genau an, und theilten sie weislich aus. An blutigen Ausfällen fehlte es natürlich nicht. Von großer Wichtigkeit für die Stadt war es, daß der Prinz die Festung Polderwaert in Händen hatte. Das wußten die Spanier und suchten sie zu erstürmen, wurden jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen. Mit dieser Festung in der Hand war der Prinz in der Lage, die Deiche zu durchstechen, und die Nordsee ins Land herein-

zu lassen. Er hielt dies verzweifelte Mittel für das einzige, Leyden von den Spaniern zu befreien. Es brauchte die überzeugende Beredtsamkeit des Prinzen, um seine Landsleute zu dem ernsten Plane zu bringen, der das Land verdarb. Die Holländer sagten aber mit Recht: „Lieber verdorben, als verloren Land!“ und machten sich alsbald an Ausführung des Planes. Da gab es viele Schwierigkeiten zu überwinden. Schon im Anfang des August ließ der Prinz an sechzehn Stellen die Deiche durchstechen und die Schiedamer und Rotterdamer Schleußen aufziehen. In Leyden wollte bereits das Brot ausgehen, der Prinz bat die Stadt in einem Briefe, auszuhalten, die Hilfe werde bald kommen. Sie antworteten, schon zwei Monate hätten sie mit Brot und einen ohne Brot ausgehalten, jetzt hätten sie nur noch auf vier Tage Malzkuchen. Damals litt der Prinz an einem heftigen Fieber, das seine Kräfte aufrieb. Vom Krankenbette aus diktirte er an die Stadt einen Brief, worin er mittheilte, daß der große Außendamm, der Leyden gegen das Meer schützte, durchstochen sei. Diese Nachricht verbreitete Jubel in der Stadt, aber nicht unter den Belagerern, welche auf ihren äußersten Vorposten schon das Wasser steigen sahen. Ihr Commandant Valdez wurde unruhig, aber auch drinnen in der Stadt fühlten sie Besorgniß, da sie vom Thurm aus kein Wasser kommen sahen, und sie glaubten, daß sie verlassen seien. In Rotterdam lag der Prinz sehr krank darnieder. Die Hauptursache dieser Krankheit kam von der Lage der Stadt Leyden und des Landes her. Die Aerzte erklärten, daß man den Patienten von allen aufregenden Dingen ferne halten müsse. Das war aber rein unmöglich, war er doch die Seele aller Unternehmungen. Doch schon am 7. September konnte er seinem Bruder Johann schreiben: „Seit zwei Tagen hat, Gott sei Dank, das Fieber etwas nachgelassen und ich fange an, mich etwas zu erholen. Das läßt mich hoffen, daß das Fieber mich ganz verlassen wird, und so könnte ich allmälig mit Gottes Hilfe zu meiner früheren Gesundheit zurückkehren. Ich überlasse mich ganz Gott, in der guten Zuversicht, daß er mir nur das schicken wird, was er zu meiner Wohlfahrt und meinem Heile für am nützlichsten hält, und daß er mir nicht mehr Bekümmerniß auflegen wird, als die

Schwäche und Gebrechlichkeit der Natur wird tragen können." Daß Leyden nicht gefallen war, wie sich das Gerücht verbreitete, sondern noch fest stand, trug namentlich zu seiner Genesung bei. Auf seine Anordnung hin hatten seine Leute ein Hauptbollwerk der Spanier, die Landscheiding, genommen. Die Spanier wollten das Bollwerk wieder erobern, aber mußten mit starkem Verluste weichen. Der Admiral Boisot durchstach nun noch andere Deiche, und seine Flottille konnte dann auch weiter gegen Leyden vorrücken. Hier stand wieder ein Damm, der grüne Weg genannt, als ein Hinderniß entgegen. Der Admiral nahm auch diesen Damm, aber nun wollte nicht der richtige Wind wehen, und noch war in der Nähe der Stadt eine starke spanische Besatzung zu überwinden. Boisot griff an, wurde aber zurückgeschlagen, so daß er am Ziele seiner Anstrengungen fast hoffnungslos den Rückzug antreten mußte. Da trat göttliche Hilfe ein, an Stelle des bisherigen Ostwindes schlug der Wind um und blies so gewaltig, daß die Schiffe Boisots wieder flott wurden. Die Spanier, als sie die Schiffe kommen sahen, flohen vor Schrecken, und hielten erst wieder im Dorfe Nordaa. So rückten die Schiffe, die der Stadt Hilfe zu bringen hatten, ihr immer näher und drängten das spanische Belagerungsheer immer enger zusammen. Einige Dörfer wurden angezündet, es bot einen schauerlichen Anblick, als das Feuer mitten aus den andringenden Wogen in die Höhe schlug. Doch war das Ziel noch nicht erreicht, dazu wehte wieder der Ostwind so, daß die Flotte nicht vorwärts konnte. Da erschien ganz unerwartet der Prinz, welcher sich von seiner Krankheit erholt hatte, bei der Flotte. Seine Gegenwart, seine Ansprachen und besonders seine Anordnungen feuerten die Patrioten mächtig an, auszuharren. In der Stadt Leyden herrschte Hungersnoth, sie lag, wie sich Motley ausdrückt, „in den letzten Zügen." Selbst Harlems Noth glich nicht dem Elende der Stadt Leyden. Es waren nur noch wenige Kühe übrig, anch diese mußten geschlachtet und in kleinen Portionen vertheilt werden. Hunde, Katzen, Ratten kamen an die Reihe, und man war froh, wenn man sie nur bekommen konnte. Selbst Kuhhäute wurden gekocht und so zu sagen verschlungen. Das Laub von den Bäumen ward sogar heruntergerissen

und gekocht. Daß bei solcher furchtbaren Noth Krankheiten und Todesfälle über Hand nahmen, ist nicht zu verwundern. Ganze Familien starben dahin, eine pestartige Krankheit raffte über 6000 Menschen hinweg, und doch hielt das Volk aus und munterte sich selber auf. Valdez mochte sie unter den günstigsten Bedingungen zur Uebergabe auffordern, so oft er auch wollte, Leyden blieb fest und wies alle Anerbietungen zurück. Doch nach und nach murrten Manche, da trat der Bürgermeister van der Werf mitten in der Stadt unter einen Volkshaufen, er gebot Stille und sprach: „Was wollt ihr denn, meine Freunde, und warum murrt ihr, daß wir die Stadt den Spaniern nicht in die Hände liefern? Da würde uns ein noch größeres Elend treffen, als wir jetzt leiden. Ich habe geschworen, die Stadt zu halten, Gott möge mich stärken, den Eid zu halten. Eure Drohungen schrecken mich nicht. Hier ist mein Schwert, stoßt es in meine Brust und theilt mein Fleisch unter euch, aber erwartet keine Uebergabe, so lange ich lebe." So sprach der edle Held — denn das war er — das Volk jubelte ihm Beifall zu und harrte aufs neue aus. Sie erklärten von den Wällen herab, daß sie lieber ihren linken Arm abschneiden, um ihn zu essen, und mit dem rechten Arm kämpfen würden, als sich ergeben wollten. Die Belagerer riefen hinauf, daß der Prinz so wenig die Sterne vom Himmel holen, als das Meer vor die Stadt führen könne. Der Admiral war freilich in großer Verlegenheit, weil der Wind seinem Unternehmen gar nicht zu Hilfe kommen wollte, aber als er schon darauf dachte, die Expedition fahren zu lassen, in der Nacht des ersten Oktober schlug der Wind um, die Fluthen der Nordsee thürmten sich auf und drangen durch die durchstochenen Deiche. Die Flotte rückte rasch vorwärts und gerieth mit spanischen Wachtschiffen in ein heftiges Gefecht. Endlich gelangten die Sieger zu Wasser an zwei starke Befestigungen der Spanier, der Schrecken Gottes kam über diese Feinde, daß sie flohen und alles im Stich ließen, die wilden Seeländer hinter ihnen her, und warfen in die See, wen sie erreichen konnten. Noch vor der Stadt Leyden schien es, als ob das Unternehmen des Prinzen scheitern könnte, denn die Spanier hatten noch Hauptpunkte im Besitz. Eine dunkle lange Nacht hatte über die Stadt,

über die Spanier und über die Flotte der Patrioten ihren Schleier ausgebreitet. Endlich brach der Tag an, es herrschte ungewöhnliche Stille im Lager der Spanier, kein Wunder, denn sie hatten in der Nacht, vom Schrecken Gottes überfallen, das Lager eilends verlassen. Am 3. Oktober zog Boisot mit seiner Flotte siegreich in Leyden ein. Wer noch gehen und stehen konnte, hatte sich eingestellt, die Erretter zu bewillkommnen. Von den Schiffen wurde ihnen alsbald Brot zugeworfen, Manche verschlangen die Nahrung so hastig, daß sie sich den Tod aßen. Ihr erster Gang, der Admiral Boisot an der Spitze, ging in die Hauptkirche, wo sie Gott dankten für die wunderbare Errettung, die seine Barmherzigkeit der Stadt hatte zu Theil werden lassen. Als die Orgel ertönte und die Gemeinde in den Lobgesang einstimmte, konnte er nicht zu Ende gesungen werden, denn alles fing an, laut zu weinen. Gerade befand sich der Prinz von Oranien in der Kirche zu Delft, das Wort Gottes zu hören, da traf um 2 Uhr Nachmittags am 3. Oktober der Bote von Leyden ein und überbrachte die frohe Nachricht von dem Entsatze Leydens. Er überreichte den Brief dem Prediger und ließ ihn vorlesen. Da wurde denn dem Herrn fröhlicher und feuriger Dank dargebracht. Der Prinz schrieb des andern Tages an seinen Bruder Johann von Delft aus: „Nach gehabter großer Sorg und Mühe und Arbeit ist gestrigen Tages um 9 Uhr Vormittags die Stadt Leyden nicht ohne merklichen Abbruch und Schaden des Feindes, welcher aus allen Schanzen sehr spöttlich gewichen und dieselben verlaufen, entsetzt und mit nothdürftigen Victualien versehen, dafür wir dem Allmächtigen Lob und Dank sagen.“ An demselben Tage begab er sich selber nach Leyden und fügte seinem Bruder noch eine Nachschrift an: „Wir können nicht genugsam schreiben, was große Freud unter dem Volke des Entsatzes halber allhier gewesen, also daß wir verhoffen, sie werden fürbaß mehr fürsichtiger sein, auch daß dieselbe uns von Gott gegebene Victoria außerhalb dessen sonst viel Frucht schaffen werde.“ Der Prinz war nach Leyden unverzagt gegangen, obwohl die Pest daselbst grassirte und die Freunde ihm den Gang widerriethen. Er fand begeisterte Aufnahme und hatte mit der Stadt dem allmächtigen Gott zu danken, der die Fluthen geschickt hatte,

um der Stadt aus ihrer furchtbaren Noth heraus zu helfen. Schon an diesem Tage ließ der Herr einen entgegengesetzten Wind wehen, so daß in wenigen Tagen das Land wieder dalag und man alsbald an die Wiederherstellung der Deiche gehen konnte. Eine Stadt, wie Leyden, die sich einen unvergänglichen Ruhm erworben hatte, verdiente besondere Berücksichtigung. Der Prinz bewilligte ihr mit Zustimmung der Staaten eine jährliche Messe, und was von großer Wichtigkeit war, er stiftete eine Universität, die zu den bedeutendsten Stätten der Wissenschaft gehörte. Man denke an die vielen Männer, die sie zierten, ich nenne nur den großen Arzt Boerhave, der mit gründlicher Wissenschaft ein entschiedenes, lauteres Christenthum verband. Mit Recht ist ihm ein prachtvolles Denkmal in Leyden gesetzt worden.

Es war ein bedeutender Sieg, den die Sache der Freiheit mit dem Entsatze von Leyden erlangt hatte. Man stelle sich nur einmal das Gegentheil vor, man denke sich, daß die Spanier die Stadt erobert und, wie bei ihnen natürlich, ihre gewohnten Metzeleien ausgeführt hätten, wie vernichtend wäre der Eindruck auf die Patrioten gewesen, außerdem daß sie ihre bedeutendste Stadt verloren hätten. Auf die Spanier dagegen machte dies und anderes einen Eindruck, der sie zur Nachgiebigkeit stimmte. Als im Juni 1574 die Staaten in Brüssel zusammentraten, wagten sie bereits, die Entfernung der spanischen Truppen und die Besetzung der niederländischen Aemter nur mit Niederländern zu fordern. Der Blutrath hatte ohnehin seine Schrecken verloren. Requesens verlangte dagegen Geld, aber in diesem Punkte waren die Niederländer zähe, nur eine geringe Summe wurde gereicht. Auch mit dem Prinzen wurden Unterhandlungen angeknüpft, Requesens bediente sich dazu des noch immer gefangen gehaltenen St. Aldegonde, aber es war voraus zu sehen, daß solche Unterhandlungen zwecklos sein würden, da weder die königliche Autorität, noch die Religion ein Gegenstand derselben sein durfte. Gerade um diese zwei Punkte hauptsächlich drehte sich der Kampf der Holländer. Weder der Prinz, noch die Staaten konnten sich auf solche Vorschläge einlassen. Die Staaten verlangten auf entschiedene Weise die Entfernung der Spanier, Amnestie für die Verbannten, Abschaffung der

Inquisition, Herstellung der Landesrechte und namentlich Duldung der reformirten Kirche. St. Aldegonde kehrte mit diesem Aktenstücke in die Gefangenschaft zurück, da er sein Ehrenwort gegeben hatte, während dies Mondragon auf Befehl des Großkommandeurs nicht that. Obwohl diese Schrift sehr fest gehalten war, glaubte Requesens dennoch, mit dem Prinzen in Unterhandlung treten zu sollen. Noch war das Jahr 1574 nicht zu Ende, und schon erschienen zwei Abgeordnete desselben, der Professor Leoninus von Löwen und der Expensionär Bonte von Middelburg bei dem Prinzen, um sich in Friedensunterhandlungen mit ihm einzulassen. Ohne die Staaten wolle er nicht verhandeln, erklärte er entschieden, und von Verzeihung wollte er nichts hören, da er nichts gethan habe, weßhalb er Verzeihung brauche. Wenn auch der König mächtig sei, so gebe es doch noch einen mächtigeren König, Gott selber, der auf seiner Seite stehe, wie er in Demuth hoffe. Auf die spanische Regierung könne man sich nicht verlassen, sie habe zu oft ihr Wort gebrochen, man müsse fürchten, dem Meuchelmorde anheimzufallen. Schließlich werde man gezwungen sein, das Land unter fremden Schutz zu stellen, das Land sei eine Dame, der es an Freiern nicht fehlen werde, muthig und stark genug, es gegen die ganze Welt zu schützen. Der Prinz und die Staaten beharrten bei ihren Forderungen der Abberufung der Spanier, Einberufung der Generalstaaten und Freiheit der Religionsübung. Auf solche Weise konnte es zu keiner Vereinigung kommen, da die Spanier nicht nachgaben. Aber auch zwischen den Staaten selbst und dem Prinzen in Beziehung auf die Befugnisse erhob sich Uneinigkeit. Er erklärte, auf alle Macht verzichten zu wollen, obwohl er bereit sei, für das Land seinen letzten Blutstropfen herzugeben. Darauf gingen sie nicht ein, sondern übertrugen ihm unumschränkte Gewalt mit einem Rathe. Nur in Betreff der Steuern behielten sie sich eine Mitwirkung vor. Dazu bewilligten sie ihm auf sein Verlangen 15,000 Gulden monatlich für die Bedürfnisse der Armee. Auch der Kaiser Maximilian drang auf Frieden und leitete Unterhandlungen ein. Der Prinz freute sich darüber, besonders weil sein Schwager, der Graf von Schwarzburg, zum Unterhändler erwählt worden war.

In einem Briefe an seinen Bruder Johann sprach der Prinz seine Befürchtung aus, daß die spanischen Anträge so zweideutig und voller Schlingen seien, so daß die Staaten sich nicht darauf verlassen könnten. Man habe noch nicht die Worte ewig und einig vergessen, die einst im Vertrage mit dem seligen Landgrafen von Hessen gebraucht worden waren. „Wir wünschen nichts mehr, als einen guten Frieden hergestellt zu sehen, der die Ehre Gottes, den Dienst Seiner Majestät des Königs von Spanien und das Wohl und die Ruhe seiner Unterthanen erzielt." In einem anderen Schreiben an denselben vom 28. September sagt er: „Wenn man die vergangene Zeit mit der gegenwärtigen vergleicht, so wird man finden, daß die Zahl derer von der Religion in den letzten Jahren durch eine besondere Gnade Gottes sich dermaßen vermehrt hat, daß nur noch wenige, einige Geistliche, entgegengesetzter Meinung sind." Wie erfreulich ist dieser Bericht! Sich unter solchen Umständen zu entschließen, von dem Rechte der Auswanderung Gebrauch zu machen, oder seine Religion zu wechseln, das wäre „ein elender und sehr armseliger Friede," sagt der Prinz. Und wie er, so dachten wohl auch die meisten Patrioten. An die in Dordrecht versammelten Staaten schrieb er in jener Zeit, daß der Friede verderblicher werden könne, als der Krieg, und es dürfe keiner geschlossen werden, als der mit den Freiheiten des Landes und den Pflichten gegen Gott sich vertrage. Am 3. März 1575 wurden zu Breda die Friedensverhandlungen eröffnet. Die Staaten begehrten vor allen Dingen Entfernung der fremden Truppen und Berufung der Generalstaaten. Die Kommissäre des Königs dagegen verlangten Auslieferung ihrer Städte, Festungen und Schlösser, sowie der Kriegsschiffe und Kanonen und Wiederherstellung der katholischen Religion. Die Calvinisten dürften ihr Eigenthum versilbern und auswandern. Die Antwort darauf erinnerte an die Fabel, wornach die Wölfe Friede mit den Schafen schließen wollten, unter der Bedingung der Auslieferung der Hunde. Man wies die Anklage der Ketzerei zurück, indem man die katholische Kirche nur von Mißbräuchen reinige, und erklärte die Verbrennung der Protestanten für grausam. Trotzdem verhandelte man noch bis Mitte Juli fort und das Ende war, daß man sich

trennte, ohne zum Frieden gekommen zu sein. Die Religion und die Einberufung der Generalstaaten waren und blieben das Hinderniß eines Vergleichs. Der Prinz schrieb am Ende Juli seinem Bruder: „Die Friedensverhandlung ist gänzlich abgebrochen. Es war nichts anderes zu erwarten. Die von Seiten des Königs wollten auf unsere gerechten und billigen Forderungen nicht achten, und uns war es unmöglich, ohne unseren schließlichen Ruin die Bedingungen anzunehmen, die man uns vorschlug.“ Der Graf Johann sah dies von Anfang voraus. Dem König war es wohl nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen und vielleicht die Patrioten zu entzweien. Gottlob, daß er nichts ausrichtete.

Schon im April 1575 hatten die beiden Provinzen Holland und Seeland sich in einer Reihe von Artikeln geeinigt. Sie übertrugen dem Prinzen absolute Gewalt, und sie hätte auch, das wußten sie, in keine besseren und zuverlässigeren Hände gelegt werden können. Unter anderm war ihm der Schutz der reformirten Religion und die Verhinderung der römischen übertragen. Er drang aber auf Aenderung des letzten Punktes, wornach nur die Religion, die dem Evangelium widerstreite, nicht zugelassen werden solle. Man sieht daraus, daß der Prinz an der Freiheit der Gewissen überall festhielt.

Doch es ist Zeit, daß wir uns wieder einmal in seinem häuslichen Leben umsehen. Wir haben seine tief gefallene Gemahlin Anna von Sachsen bis in ihre letzten Tage begleitet. Inzwischen fühlte der Prinz noch während ihres Lebens das Bedürfniß, aufs neue den Ehestand zu erwählen. Bei einem Besuche an dem kurfürstlichen Hofe in Heidelberg hatte er die Prinzessin Charlotte von Bourbon kennen gelernt und es war in ihm alsbald der Gedanke aufgestiegen, sie als Gemahlin heimführen zu können. Ihr Vater, der Herzog Ludwig von Montpensier, gehörte freilich zu den ausgesprochensten Katholiken. Er glaubte deßhalb nichts Besseres thun zu können, als diese seine schöne und begabte Tochter frühzeitig ins Kloster zu stecken. Noch unmündig mußte sie Nonne werden und stieg als solche im Kloster Jouarre bis zur Aebtissin empor. Als aber das Licht des Evangeliums seine Strahlen in ihrem Heimatlande Frankreich

ausbreitete, drang es auch in das Kloster zu Jouarrs und berührte das Herz der Aebtissin. Schon vorher hatte ihre Mutter im evangelischen Sinne auf sie gewirkt. Es wäre das Aeußerste zu befürchten gewesen, wenn sie sich öffentlich für die neue Religion ausgesprochen hätte. Sie floh deßhalb an den Hof des frommen Kurfürsten Friedrich und fand dort gastliche Aufnahme. Das war um so nöthiger, weil ihr Vater nichts mehr von ihr wissen wollte, keine Briefe von ihr annahm und ihr nicht einen Heller zu ihrem Lebensunterhalte reichte. Da war die Prinzessin denn auf sich angewiesen und mußte ohne ihren Vater sich entscheiden, als der Prinz von Oranien um ihre Hand warb. Im Beginne des Jahres 1575 schickte dieser nämlich seinen Freund und Rathgeber St. Aldegonde, der inzwischen aus seiner Gefangenschaft erlöst worden war, nach Heidelberg, um für die neugestiftete Universität Leyden tüchtige Männer zu suchen, aber ganz besonders war ihm die Aufgabe geworden, das Jawort Charlottens für den Prinzen zu erhalten. Die Anstände, welche auf beiden Seiten hätten erhoben werden können, waren unschwer zu heben. Die Ehe des Prinzen mit Anna von Sachsen war nicht durch einen förmlichen Richterspruch aufgelöst worden, aber ihre Vergehen hatten die Ehe gebrochen, und fünf Diener des Evangeliums hatten die Auflösung der früheren Ehe und die Wiedervermählung des Prinzen nach der heiligen Schrift für zuläßig erklärt. Was die Prinzessin Charlotte betraf, so hatte eine französische Kommission von Doktoren und Bischöfen ausgesprochen, daß ihr Klostergelübde nach französischen Gesetzen und selbst nach den Dekreten von Trident nicht bindend gewesen sei. Sie gab zu einer ehelichen Verbindung mit Oranien freudig ihr Jawort und reiste mit St. Aldegonde nach Brill, wo sie am 12. Juni mit ihm getraut wurde. Die Festlichkeit dazu fand erst späterhin in Dordrecht statt, wenn auch fürstlich, doch wie ein alter Bericht sagt, ohne „Tanzen“. Wahrlich es war keine politische Ehe, wie die mit Anna von Sachsen, die ihm einen so bitteren Kelch gereicht hat. Er folgte ganz seiner innern Neigung, und sie hat ihn nicht getäuscht. Was die Grundlage einer wahrhaft glücklichen Ehe sein muß, die innere Harmonie fand sich vor. Beide standen auf

dem festen Grunde des Evangeliums aus innerer Ueberzeugung.

Daß er durch diese eheliche Verbindung nach allen Seiten hin Anstoß erregen werde, war voraus zu sehen, und in dieser Hinsicht hat er sich um die Politik nichts bekümmert. Nicht blos die deutschen Fürsten überhaupt, sondern seine fürstlichen Verwandten hat er in Aufregung versetzt. Der Landgraf Wilhelm von Hessen bediente sich der heftigsten Ausdrücke. Er sprach von der jetzigen Gemahlin des Oraniers als einer Französin und verlaufenen Nonne, der man das Uebelste nachsage. Der Prinz werde sich wohl aus der Pfütze ins Meer setzen. Er habe viele seiner Freunde, „deren Freundschaft ihm doch bis dahero nicht übel angestanden, vor'n Kopf gestoßen." Besonders böse war der Kurfürst August von Sachsen, der nächste Verwandte Annas, über diesen Schritt des Prinzen. Er schob alles dem Kurfürsten von der Pfalz in die Schuhe. Der Prinz hielt es daher für nöthig, sich dem Sachsen gegenüber zu rechtfertigen. Unterm 7. Juli erließ er an denselben ein Schreiben, worin er sagt: „Weil nun Gottes Befehl, welcher den heiligen Ehestand eingesetzt und allen denjenigen, so da frei sind und die Gnade, in ledigem Stand zu leben, nicht haben, auch unser selbst eigen Gewissen uns gedrungen, wie dann auch nicht weniger die vielen und mannigfaltigen Beschwerungen, Geschäfte und Sorgen, die uns stets häufig auf dem Hals gelegen, uns nicht zugelassen, länger also allein ohne Hilfe und Linderung, die der Allmächtige durch den Ehestand dazu sonderlich also verordnet, zu bleiben; als gelangt an Euer kurfürstliche Gnaden unser dienstlich Bitten, Dieselbe als ein sonderlich hoch begabt verständiger Herr, wolle für eigentlich gewiß halten, daß solche Veränderung Euer kurfürstliche Gnaden weder derselben ganzem Geschlecht und hochlöblichem Stamm zu Trutz oder Verkleinerung im geringsten einiges Sinnes nicht geschehen." Nachdem er noch das Glück und die Ehre erhoben, mit dem kurfürstlichen Hause verwandt zu sein, fährt er fort: „Wir haben nun in die vier Jahre einen solchen betrübten Wittwenstand — darin uns unser Unglück gebracht — mit so großer Betrübniß verharret, wären auch noch gerne darinnen verblieben, da wir nicht durch obenberührte erhebliche, rechtmäßige Ursachen und

unser Gewissen zu dieser Veränderung getrieben und gezwungen worden, wie wir denn auch in Vollziehung solchen ehlichen Beilagers so ganz still, geheim und glimpflich immer möglich gewesen und die Hochwichtigkeit der Sache, auch unser Gewissen erleiden können, umgegangen." Gegen seinen Bruder Johann, der zu dieser Verbindung auch nicht gut sah, vertheidigte er unter demselben Datum seinen Schritt und erklärte mit einer Bestimmtheit, die wir an ihm gewöhnt sind, daß er diese Heirath mit gutem Gewissen vor Gott und ohne gerechten Vorwurf vor den Menschen, ja nach Gottes Gebot geschlossen habe. Vorher hatte er gesagt: „Ich kann Euch versichern, mein Herr Bruder, daß meine Art immer dahin gegangen, mich um Worte oder Drohungen nicht zu bekümmern in einer Sache, die ich mit gutem und ganzem Gewissen und ohne meinem Nächsten Unrecht zuzufügen, thun konnte, besonders dann, wenn ich überzeugt war, einen gesetzlichen Ruf und ein ausdrückliches Gebot Gottes darin zu haben. Und wahrlich, wenn ich hätte auf das Gerede der Leute, oder auf die Drohungen der Fürsten, oder andere ähnliche Schwierigkeiten, die sich erhoben, Rücksicht nehmen wollen, so hätte ich mich nie in so gefährliche Geschäfte und Unternehmungen eingelassen, die dem Willen des Königs und selbst dem Rath mehrerer meiner Verwandten und Freunde so entgegengesetzt waren." Wir hören gewiß auch gerne noch etwas, das uns tief in sein Inneres blicken läßt: „Aber als ich gesehen hatte, daß weder demüthige Bitten, noch Ermahnungen oder Klagen, noch irgend etwas, was es auch war, etwas nützten, so entschloß ich mich mit der Gnade und Hilfe Gottes, diesen Krieg anzufangen, den ich noch nicht bereue, sondern vielmehr Gott danke, daß es ihm wohlgefallen hat, nach seiner Barmherzigkeit mein gutes, aufrichtiges Gewissen anzusehen, als er mir in den Sinn gab, vor keinen Schwierigkeiten, so groß sie auch waren, zurückzugehen."

Daß in politischen Dingen der Prinz das Richtige gewählt hatte, bewies der Herr durch mitfolgende Zeichen, und daß seine jetzige Ehe im Einklange stand mit den Wegen Gottes, das hat die Folgezeit gelehrt. Sie war mit sechs Töchtern gesegnet. Als ihm das erste Töchterlein Luise Juliane, welche späterhin die Gemahlin des

Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz wurde, geboren wurde, machte er seinem Bruder Johann die Anzeige mit den Worten: „Ich kann nicht unterlassen, Euch zu sagen, daß es Gott gefallen hat, meine Frau eines Töchterleins genesen zu lassen am letzten Tage des Monats März, wofür ich dem Allmächtigen danke mit dem Gebete, daß es zur Beförderung seines Ruhmes gereiche.“ Es kann nicht leicht eine glücklichere Ehe gedacht werden, als die des Prinzen Wilhelm mit seiner Gemahlin Charlotte. Da konnte denn der Bruder Johann, sich auf das Zeugniß derer berufend, die um die Prinzessin eine Zeit lang gewesen waren und sie nicht genug rühmen konnten, gegen die Verläumdungen schreiben: „Man muß dem gerechten Gott die Rache befehlen, und mit Geduld erwarten, wann seine göttliche Allmacht nach langem Regen und trübem Wetter dermaleinst seine Sonne wiederum wolle scheinen lassen und Seine Gnaden (den Prinzen) sammt uns andern aus so vielem und manchem Kreuz erlösen!“ Nach und nach legte sich auch das Mißbehagen unter den Verwandten. Dem ersten Töchterlein folgten noch fünf andere.

Der Prinz mußte manchen Schmerz erfahren, welchen seine eigenen Anhänger ihm bereiteten. Dahin gehörte um jene Zeit das Verfahren des Gouverneurs von Nordholland, des uns schon bekannten Sonoy. Er war ein tapferer Mann, aber wie de la Mark von einer Grausamkeit, welche der des Herzogs von Alba nichts nachgab. Er glaubte, eine Verschwörung zur Unterstützung der Spanier entdeckt zu haben, und nun setzte er alsbald einen Gerichtshof, ähnlich dem Blutrathe, ein. Da wurde gefoltert, gehängt und verbrannt, daß, wenn man die schauerlichen Auftritte liest, man noch jetzt sich entsetzt. Ein Gefolterter, Namens Nanning, gestand, was man wollte, und obwohl ihm Verzeihung zugesagt war, wenn er bekenne, wurde er doch zu dem schrecklichen Tode verurtheilt, daß ihm das Herz lebend ausgerissen, das Haupt abgeschlagen, er dann geviertheilt und die Theile auf die Thürme Alkmaars gesteckt werden sollten. Den Geistlichen, welcher ihn auf dem Todesgange begleitete, forderte er sterbend in drei Tagen vor Gottes Gericht. Tief ergriffen ging derselbe nach Hause, ward krank und lag nach drei Tagen auf der Todtenbahre. Kaum erfuhr der Prinz die

Nachricht von solchen Schandthaten, so schritt er alsbald ein und die Proceduren hatten ein Ende. Ein Leid folgte dem andern. Die Spanier machten abermals Angriffe auf Holland. Da war es die Stadt Oudewater an der Yssel, welche sie unter Hierges belagerten. Zwar widerstand die Bürgerschaft mit der schwachen Garnison aufs tapferste, aber schon nach 18 Tagen nahmen sie die Stadt mit Sturm und machten auf echt spanische Weise fast Alles nieder. Von da gingen sie nach Schoonhoven und zogen durch Capitulation am 24. August ein. Was aber noch wichtiger war, als diese Eroberungen, war die Wegnahme der Inseln Duiveland und Schouwen. Seeländische Verräther gaben dem Generalstatthalter Requesens einen Weg durch das Meer an, auf dem man das Ziel erreichen könne. Das Meer war dort so seicht, daß man während der Ebbe und unter dem Dunkel der Nacht es passiren konnte. Die Spanier scheuten keine Gefahr, die mit einem solchen Unternehmen zusammenhing. In der Nacht des 27. September trat eine tapfere Schaar dieses gefahrvolle Unternehmen an, Requesens sah selber ihrer Abreise zu. Den Spaniern folgten Deutsche und Wallonen. Wetterleuchten erhellte und verdunkelte ihren Pfad. Das Abenteuer brachte Manchem, welcher einen unvorsichtigen Tritt that, den Untergang. Die Seeländer merkten das Wagestück und suchten es zu hindern; es entspann sich da und dort an der Sandbank ein Zweikampf. Mit Tagesanbruch aber hatten die Spanier bereits das Ufer von Duiveland erreicht, ein beträchtlicher Theil wurde unter Wegs von der zurückkehrenden Fluth überrascht und kam um, ein anderer Theil ging wieder zurück. Sechs Stunden hatte dieser unerhörte Marsch gewährt, und was geschah nun? Die Patrioten mit ihren Söldnern aus aller Herren Länder stoben auseinander, als sie der Spanier ansichtig wurden, so daß es dem Feinde leicht ward, die Schanzen auf Duiveland zu nehmen. Nach wenigen Stunden hatten sie auch die Insel Schouwen. Die Holländer flohen nach Zierikzee. Nun fing auch die spanische Flotte an, mitzuwirken. Ein Punkt um den andern fiel den Spaniern in die Hände, der tapfere Mondragon belagerte Zierikzee, doch weil er nicht genug Unterstützung fand, zog sich die Belagerung

bis in den nächsten Sommer hinaus. Leider war der Prinz nicht im Stande, wirksam einzugreifen, weil es ihm an Geldmitteln gebrach. Schwer lag die Sorge auf ihm und er mußte seinem Bruder am Ende September sich selber ermuthigend bekennen: „Wir vertheidigen uns so gut, wir können und nach den Mitteln, die uns Gott schickt, weil die Menschen uns durchaus verlassen haben.“ Er mußte aber auch sagen, daß sie nicht blos von der ganzen Welt verlassen seien, sondern daß auch die ganze Welt wider sie sei. „Das wird uns aber nicht ermüden, bis auf das Aeußerste uns zu vertheidigen, angesehen die Billigkeit und Gerechtigkeit der Sache, die wir festhalten, indem wir uns ganz auf die Barmherzigkeit Gottes stützen, daß er, wenn auch alle menschliche Hilfe und Hoffnung aus sein wird, uns durch die Macht seines Armes helfen wird, so daß er uns von allen Uebeln frei machen wird.“ So richtete er sich selbst auf mit dem unvergänglichen Troste, der in dem lebendigen Gotte liegt und von demselben ausgeht. Da that es ihm doch wohl, zu wissen, daß ein treues Mutterherz in Dillenburg für ihn schlug. Ihr hatte er seinen Kummer und seine Sorgen am 18. Oktober ausgeschüttet. Schon wenige Tage nachher ließ sie ein gar theilnehmendes und tröstliches Schreiben an ihn ergehen. Sie erkannte wohl die große Schwierigkeit, einer so bedeutenden Macht, wie Spanien sie besaß, Widerstand zu leisten, „aber,“ fährt sie fort, „meinen herzallerliebsten Herrn bitte ich, Dieselbe wolle nicht in Vergessenheit stellen, wie der Allmächtige meinem Herrn noch bisher aus so mancher großen Gefahr geholfen; deß Hilfe immer und ewig währt, meinen Herrn und alle die, die ihren Trost und Hoffnung auf ihn stellen, nicht verlassen, sondern mit wunderbarlicher Hilfe erscheinen wird, denn der Herr ist allmächtig, alle Dinge sind ihm möglich, ohne seinen Willen kann nichts geschehen. Derhalben bitte ich den barmherzigen Gott, meinem Herrn Gnade zu verleihen, in Ihrem vielfältigen Kreuz nicht kleinmüthig zu werden, sondern der Hilfe Gottes mit Geduld zu erwarten, sich in nichts zu begeben, das wider Gottes Wort und Befehl, auch meinem Herrn an seiner Seelen Seligkeit zu Schaden gereichen mag. Es stellt sich allenthalben seltsam genug an. Gott wolle seinen

Zorn von uns allen abwenden, uns gnädig und barmherzig sein!"

Um jene Zeit geschah es, daß der Prinz von Oranien, welcher bisher an der Autoriät des Königs von Spanien festgehalten hatte, den Gedanken erwog, mit der spanischen Macht ganz zu brechen, und die beiden Provinzen unter den Schutz einer fremden Macht zu stellen. Die Abgeordneten von Südholland stellten selber diesen Antrag. Wenn auch anfangs dieser Antrag Widerstand fand, so beschlossen doch die Abgeordneten der Provinzen zu Delft im Oktober, den König zu verlassen und auswärtigen Schutz zu suchen, überließen jedoch dem Prinzen die Ausführung. Wo war der Freier der Braut zu suchen? In Deutschland nicht, auch nicht in dem zerklüfteten Frankreich. Zur Königin Elisabeth von England schickte der Prinz seine Deputirten, von ihr hoffte er am ehesten Schutz, aber wie täuschte er sich! Von ihr kann man sagen: Sie wollte, und wollte nicht. Es ist widerwärtig, die Verhandlungen mit ihr zu lesen. Das Ende war gleich Null, die Provinzen blieben, wie bisher, auf sich, oder, daß wir es besser sagen, auf die Hilfe des Herrn angewiesen. Und dieser treue Herr, dem die Mutter in Dillenburg ihren Sohn und seine Sache befohlen hatte, griff auch zur rechten Stunde ein. Als die Dinge für den Prinzen und für seine beiden Provinzen am verzweifeltsten standen, starb der Generalstatthalter Requesens am 5. März 1576 an einem heftigen Fieber. Nun war zwar in Madrid im Kabinet des Königs guter Rath theuer, nicht aber im Kabinet des Prinzen von Oranien.

19. Die Pacification von Gent.

Weil der König über den Nachfolger des Requesens nicht sogleich schlüssig werden konnte, so mußte der Staatsrath in Brüssel die Leitung der Angelegenheiten inzwischen in die Hand nehmen. Derselbe übertrug den Oberbefehl über die Truppen dem Grafen Mansfeld, doch trat nun eine gewiße Lahmheit in den Gang der Dinge, welche

der kluge, energische Prinz nicht ungenützt vorübergehen ließ. Er ergriff, wie er sich gerne auszudrücken pflegte, „die Gelegenheit bei den Locken," und knüpfte vor allen Dingen mit den einflußreichsten Männern der Niederlande, die wohl die katholische Kirche beibehalten wissen wollten, aber gegen die spanische Tyrannei eingenommen waren, Verbindungen durch Briefe an. Die Unzufriedenheit war auch in den katholischen Provinzen allgemein. Die gemeinsame Noth vereinigte die siebzehn Provinzen. Zwei davon, eben Holland und Seeland, hatten sich am 25. April 1576 aufs neue eng aneinander geschlossen. Ihr Vertrag umfaßte achtzehn Artikel. Der Prinz war natürlich die Haupttriebfeder dazu. Unter gewissen Beschränkungen stand er demnach an der Spitze, und was die Religion betraf, so sollte er die reformirte evangelische beschirmen, und die Ausübung aller Religionen, die dem Evangelium widerstreiten, hindern, jedoch ohne Jemanden wegen seines Glaubens Beschwerniß zuzufügen. Die Versammlung zu Delft hatte dem Prinzen fast königliche Macht übertragen, sie wußte, daß er solche Gewalt nicht mißbrauchen werde. Er verwendete sie nur zum Besten der Provinzen, besonders dazu, daß er keine Verfolgung wegen des Glaubens zuließ. Er that dies nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern aus Glauben, der bekanntlich auch Geduld hat mit denen, die noch nicht den rechten Weg gefunden haben. Darüber wurde er von manchen seiner Zeitgenossen mißkannt. Es lag überhaupt außerordentlich viel auf seinen Schultern, so daß sein Sekretär, Brunynck, am 16. Mai 1576 an Graf Johann schreiben konnte: „Seine Excellenz befindet sich Gott sei Dank wohl, bleibt aber so sehr mit Geschäften, Mühen und Arbeiten beladen, daß er vom Morgen bis zum Abend keine Zeit zum Athemholen hat." Wie eifrig und häufig schrieb er nur an die fünfzehn Provinzen, um sie zum vereinten Widerstande gegen die Spanier zusammen zu fassen! Viel gab ihm auch die Lage Zieriksee's zu thun. Er gab sich alle Mühe, diese Stadt zu entsetzen. Admiral Boisot, den wir von Leyden her kennen, leitete die Expedition. Sein eigenes Schiff rückte vor, fuhr sich aber fest, und seine übrige Flotte wurde zurückgeschlagen. Des Morgens sah der Admiral, daß sein Schiff verloren gehen müsse, er sprang mit 300

seiner Leute über Bord, leider ertrank er, nachdem er sich eine Zeit lang über Wasser gehalten hatte. Die Prinzessin von Oranien drückte ihren Schmerz über den Verlust dieses Helden in einem Briefe vom 2. Juni an ihren Gemahl, aber auch den Wunsch aus: „Gott gebe, daß Ihr bald Neuigkeiten zu Eurer Zufriedenheit, von welcher auch die meinige gänzlich abhängt, erhaltet." Der Prinz sagt über den Tod Boisot's: „Ich beklage ihn über alles, weil ich an ihm einen tapfern Edelmann und dem Wohl der allgemeinen Sache sehr ergebenen Freund gefunden habe." Obwohl der Prinz damals noch hoffte, daß sich Zieriksee halten werde, so war doch der Fall dieser Stadt unvermeidlich, und er hatte ihr schließlich gerathen, sich gegen eine ehrenvolle Kapitulation zu ergeben. Diese Uebergabe erfolgte wirklich am 31. Juni 1576, die Truppen durften mit ihren Waffen abziehen und die Bürger behielten ihre städtischen Rechte, nur mußten sie eine starke Kriegsschatzung bezahlen. „Wenn wir," schreibt der Prinz an seinen Bruder, „von irgend einer Seite auch nur die geringste Hilfe von der Welt erhalten hätten, so wäre die arme Stadt nicht in die Hände der Feinde gefallen. Und doch wollen wir nicht den Muth verlieren, sondern hoffen, daß, wenn wir von allen Menschen der Welt verlassen sein werden, der Herr, unser Gott, seine rechte Hand über uns ausbreiten wird." Und diese rechte Hand war es, die er schon so oft und so deutlich gespürt hatte. Sie sollte es auch jetzt sein, von welcher er nicht umsonst Hilfe erwartete, freilich durch Mittel, die er wohl kaum ahnte. Es waren nämlich die Feinde selber, welche ihm eine dankenswerthe Erleichterung verschafften. Gleich nach der Einnahme von Zieriksee meuterten einige Compagnien auf der Insel Schouwen. Schon lange hatten sie keinen Sold mehr erhalten. Die Meuterei nahm zu wie eine Schneelawine, je länger sie währte. Man machte ihnen Versprechungen, man wies sie auf ihren Ruhm hin. Sie ließen sich aber nicht damit abspeisen, selbst als ihr tapferer Führer Mondragon aus seinem Hause unter den meuterischen Haufen sprang und ihnen alle Vorstellungen machte, aber sein Zorn beunruhigte sie nicht im geringsten. Nachdem sie Schouwen ausgeplündert hatten, zogen sie nach Brabant, um sich dort bezahlt zu machen. Ihre

Masse wuchs zusehends. Ihr Haupt hatten, wie gewöhnlich, die Meuterer gewählt und alle Offiziere, die sich ihnen widersetzten, entlassen. Auch Graf Mansfeld, ihr oberster Feldherr, der sich zu ihnen verfügt hatte, um sie wieder ins rechte Geleise zu bringen, richtete nichts aus. Baar Geld oder eine Stadt zum Plündern verlangten sie. Auf etwas Anderes ließen sie sich nicht ein. Endlich warfen sie sich stürmend auf die Stadt Aalst in Flandern. Wer sich ihnen widersetzte, den hieben sie nieder. Es war eine reiche und wohl befestigte Stadt, von wo aus sie ihre Contributionen ins Werk setzen konnten. Und daran ließen sie es nicht fehlen. Natürlich war der Schrecken in dem nahen Brüssel groß, aber er lähmte nicht die Bürgerschaft, sondern legte ihnen die Waffen zur Vertheidigung in die Hand. Da regte sich denn auch der Staatsrath. Am 26. Juli erließ er ein Edikt, das die Meuterer in Acht und Aberacht erklärte, ein noch schärferes Edikt folgte kurze Zeit nachher. Die Meuterei nahm jedoch immer mehr über Hand, alle Vorstellungen der Offiziere wurden mit Hohn zurückgewiesen, die Soldaten zückten sogar die Schwerter gegen sie. In Brüssel durfte sich bald kein Spanier mehr auf der Straße zeigen, so groß war die Erbitterung der Bürger gegen sie. In der Citadelle zu Antwerpen regte sich ebenfalls die Meuterei, und es schien, als ob der Commandant Don Sancho d'Avila ihr nicht abgeneigt wär, denn er veröffentlichte nicht die Edikte des Staatsrathes.

Um jene Zeit kam königliche Botschaft aus Madrid, welche lauter Milde und Versöhnlichkeit zur Schau trug, aber man kannte nur zu gut die heuchlerische Sprache. Am liebsten wäre den Niederländern gewesen, wenn die Spanier alle, namentlich die spanischen Soldaten, aus dem Lande vertrieben worden wären. Sogar deutsche Regimenter schlossen sich den Meuterern an. Die Rebellion gebot jetzt auch über die reichste Stadt nicht blos der Niederlande, sondern Europas, nämlich über Antwerpen. Avila trat bald offen für die Meuterei auf. In Brüssel lebten die Spanier in Todesgefahr. „Halb gefangen," erzählt ein Geschichtschreiber, „werden verschiedene spanische Herren, als Romero, Roda, Vergas, Verdugo und mehrere andere gehalten, und die Spanier durften nicht auf die

Straße gehen, aus Furcht, todt geschlagen zu werden." Der Spanier Roda, Mitglied des Staatsraths, entkam aus Brüssel und floh in die Citadelle von Antwerpen, von wo aus er nun Edikte ergehen ließ, wie wenn er allein der Staatsrath wäre. Er trat auf Seite der Meuterer, und bald war denn auch die ganze spanische Armee einig. Es entbrannte ein Kampf zwischen Spaniern und Niederländern. Die Soldateska plünderte jetzt nach Belieben Städte und Dörfer und wurde von ihnen kein Unterschied gemacht zwischen Katholik und Evangelisch, Priester und Laie, Edelmann und Bauer, die Soldaten behielten überall die Oberhand. Daß dem Prinzen von Oranien dieses Gebahren der Spanier ganz erwünscht kam, dürfen wir voraussetzen, und er war der Mann dazu, die Verhältnisse auszunützen. Wenn auch die beiden Provinzen Holland und Seeland im Punkte der Religion von den andern Provinzen verschieden waren, so stimmte doch der Süden wie der Norden in Betreff der Rechte der Provinzen zusammen und der Haß gegen die Spanier war ein fester Kitt, der sie verband und zusammenhielt. Doch die Ueberzeugung, daß man mit der Herrschaft des Königs brechen müsse, hatte sich noch nicht in den Gemüthern der Südlichen festgesetzt. Der Prinz vermied in allen seinen Briefen und Proklamationen nach dem Süden den Punkt der Religion bei einem Volke, dessen Abgeordnete noch nicht lange her dem Generalstatthalter Requesens erklärt hatten, daß „sie lieber des Todes sterben, als eine Veränderung in der Religion sehen wollten. So schrieb Oranien an die Staaten von Geldern: „Schüttelt von eurem Nacken das Joch der gottlosen spanischen Tyrannei, verbindet euch mit den Freunden des Vaterlandes, den Vertheidigern der Freiheit. Getreu dem Beispiel eurer Ahnen und dem, welches wir euch geben, helfet dem Lande seine alten Gesetze und Privilegien wieder erobern. Duldet es nicht, daß zu eurer und unserer Schande eine Schaar spanischer Landläufer und anderer Fremden in Verbindung mit drei oder vier selbstsüchtigen Feinden ihres Vaterlandes noch länger uns den Fuß auf den Nacken setze, uns vor sich hertreibe gleich einer Herde Schafe, gleich einem Haufen unnützer Knechte." So legte er Zündstoff auf die bereits züngelnden Flammen. Er

steuerte darauf los, eine Verbindung zwischen dem Süden und Norden zu Stande zu bringen. „Zur Empfehlung der Eintracht", schrieb er, „viele Worte zu machen, ist kaum nöthig. Zwietracht ist die Ursache aller unserer Leiden gewesen. Es gibt keine andere Hoffnung, als in brüderlichem Handeln. Mögen alle besonderen Zwistigkeiten der Schlichtung der Generalstaaten anheimgestellt bleiben, damit wir mit einem Willen unser Vaterland aus der Tyrannei der Fremdherrschaft zu befreien streben." Seine Beredtsamkeit und das Einleuchtende seiner Gründe blieb nicht ohne Erfolg. Schon im Sommer traten aus den fünfzehn Provinzen sowohl, als aus Holland und Seeland Abgeordnete in der Stadt Gent zusammen, ein Congreß, welchen der König Philipp nur für eine Versammlung von Rebellen halten konnte. Fast täglich gab es Kämpfe im Lande zwischen Bürgern und Soldaten und die kriegsgeübten Soldaten behielten immer die Oberhand, aber die Besiegten ermüdeten nicht. Auch in Gent gab es eine Citadelle, welche von Spaniern besetzt war. Diese kleine Garnison zu vertreiben, mußte der Congreß bestrebt sein, aber es fehlte ihm dazu an Truppen. Deßhalb wandte er sich an den Prinzen von Oranien, ihm beizustehen. Was konnte ihm erwünschter sein, als gerade solches Begehren? Freilich stellten sie die Bedingung, daß die katholische Religion und die Autorität des Königs nicht angetastet werden dürfe. Der Prinz ging darauf ein, doch verlangte er andererseits, daß seinen Truppen der Gottesdienst in ihren Wohnungen und das Singen von Liedern gestattet würde. Kaum hatten sich die ersten Truppen des Prinzen in Bewegung gesetzt, so bereuten einige Abgeordnete der Staaten ihre Verbindung mit dem Rebellen Oranien, aber die Truppen waren schon in Gent und der Prinz unterdrückte seinen Unmuth, gab vielmehr freundliche Zusicherungen. Nun wurde die Citadelle belagert. Die deutsche Garnison ließ sich auf die Seite des Congresses ziehen. Da fiel denn bald die Citadelle, aber der vertriebene spanische Theil der Truppen sammelte sich wieder und zog noch andere Truppen an sich, so daß er nun die Stadt Mastricht einnehmen und dort seine Grausamkeiten ausüben konnte. Der Fall Mastrichts war nur der Vorbote anderer Unfälle der Provinzen. Die

ausgeplünderte Stadt Aalst genügte nicht den Meuterern, an die sich bald die spanischen und die anderen Truppen der Regierung, hoch und nieder, angeschlossen hatten. Antwerpen, die größte Stadt der Niederlande und die reichste der Welt, stach ihnen schon lange in die Augen. Sie lag unter den Kanonen der gewaltigsten Festung, welche man damals kannte, sie war zur Bändigung der Stadt gebaut worden. Die Garnison gehörte mit ihrem Commandanten d'Avila zu den Meuterern. Dieser gewann sogar die deutschen Truppen der Stadt und schickte nun nach allen Seiten um Zuzug von Truppen gegen Antwerpen, aber auch die Stadt rüstete sich gegen einen Angriff, der vorauszusehen war. Am 3. November zogen die Truppen der Staaten in Antwerpen ein. Stündlich erwartete man den Angriff der Spanier. Champagny, der Bruder des bekannten Granvella, war Gouverneur der Stadt und hielt es nicht mit den eingezogenen Truppen, die sich gegen die Bürger unverschämt benahmen. Sie mußten auf den Straßen bivouakiren. Schon am 29. Oktober donnerten die Kanonen gegen die Stadt und zwar dahin, wo man eine Verschanzung zu bauen im Begriffe stand. Artillerie hatte man nur wenig in der Stadt, und damit war natürlich nichts gegen die Citadelle auszurichten. Am 4. November hing dichter Nebel über der Stadt. Unter diesem Schleier zogen von allen Seiten Truppen in die Citadelle, und statt daß dieselben von den Truppen der Stadt hätten verhindert werden sollen und können, wurden die Truppen in der Stadt aufgestellt, den erwarteten Angriff abzuwehren. Noch graute kaum der Tag, als Champagny schon zu den verschiedenen Truppenaufstellungen ritt und sie ermuthigte. Es währte auch nicht lange, so eröffnete er das Feuer gegen die Citadelle und die bewaffneten Bürger kamen mit spanischen Truppen ins Gefecht. Die spanischen Meuterer brannten vor Kampfluft, gegen eilf Uhr rückten sie zum Sturme vor, und in kurzer Zeit hatten sie schon die dürftige Verschanzung genommen. Die Deutschen fochten tapfer, wurden aber mit den fliehenden Wallonen fortgerissen. Alle Anstrengungen Champagny's, die Fliehenden zurückzuhalten, waren vergebens, und wenn auch die Bürger sich wie Löwen wehrten, gegen die geübten Spanier, die unter

tüchtiger Leitung standen, konnten sie nichts ausrichten. Wüthend drangen die Spanier durch die Straßen Antwerpens, und statt die Stadt zu vertheidigen und bis aufs Blut zu kämpfen, gingen Truppen zu den Spaniern über. Auf einem freien, großen Platze, die Mere genannt, kam es zum blutigen Kampfe. Da entspann sich in den Straßen und an den verschlossenen Thoren ein fürchterliches Gewirre. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in dem Leben des Oraniers alle die gräßlichen Einzelheiten der spanischen Furie zu erzählen, wie es Motley gethan hat. Zu dem Blutvergießen trat noch eine furchtbare Feuersbrunst, die mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Man schätzt die Zahl derer, die im Blutbade und im Feuer ihr Leben verloren, auf achttausend. Geld wollten die Spanier, die Reichthümer Antwerpens waren das Ziel ihrer Furie. Dazu scheuten sie denn keine Gräuel, die sich die Feder sträubt niederzuschreiben. Was für einen Anblick bot der Morgen des 5. November, es sah die herrliche Stadt beinahe wie das zerstörte Troja aus. Eine Stadt voll Glanz und Pracht war zu einem Schlachthause geworden, gegen sechs Millionen an Werth verbrannt und wenigstens ebensoviel geraubt. Niemand wurde verschont. Die Sieger hatten nur einen geringen Verlust, man nimmt höchstens 200 Todte an.

Ein Brief von Roda, den man aufgefangen hatte, wünschte dem Könige Glück zu diesem Siege. Ein wahrer Schauder durchdrang die Niederlande, Alle, welche noch ein Herz hatten für Recht und echte Freiheit. Ehe der Prinz von Oranien von der spanischen Furie Kunde hatte, richtete er an die in Gent versammelten Abgeordneten der Provinzen ein Schriftstück, das mit Recht ein Meisterstück genannt wird. Er stellte sich darin die Aufgabe, die Provinzen zur Einigkeit zu entflammen. Er sagte: „Die Blüthe der spanischen Armee ist gefallen, ohne den armen Geusen, wie sie uns nennen, auch nur eine ihrer beiden Provinzen entrissen zu haben; und was will diese Handvoll Städte bedeuten, verglichen mit der Macht aller Provinzen, wenn ihr euch uns anschließt?" Bisher habe man die Erhebung nur für einen Pöbelaufruhr, der gleich den Wellen entstehen und wieder vergehen werde, gehalten. Wenn aber die ganze Nation einen

Willen zeige, so werde der König nicht zu widerstehen wagen." Der Prinz war aber auch auf seiner Hut, wozu ihn aufgefangene Briefe mahnten, und forderte die Staaten ebenfalls zur Vorsicht auf. Seine Beredtsamkeit und die in Antwerpen verübten Gräuel beschleunigten die Verhandlungen in Gent. An demselben Tage, an welchem die Citadelle von Gent fiel, wurde auch die Pacification von Gent, wie man diesen wichtigen Vertrag nennt, abgeschlossen, es geschah am 8. November des Jahres 1576. Von diesem Vertrage, von dem der Prinz Großes erwartete, schrieb er an seinen Bruder: „Es hat Gott gefallen, uns den Frieden zu geben." Oraniens Gedanken sind es, die hier zur Durchführung kamen. Der Vertrag besteht aus 25 Artikeln. Vergegenwärtigen wir uns aus denselben nur das Wichtigste. Die Provinzen versprachen sich vor allen Dingen Vergeben und Vergessen für alles Vergangene und für die Zukunft treue Freundschaft. Sie verpflichteten sich, zur Vertreibung der Spanier zusammenzuwirken. Zwischen beiden Theilen sollte freier Verkehr und Handel stattfinden. Die beiden nördlichen Provinzen sollten nichts gegen die römisch-katholische Religion in den andern Provinzen unternehmen dürfen, Niemanden um dieser Religion willen beleidigen oder gar beschädigen. Dagegen sollten die Plakate und Edikte, so wie Albas Verordnungen bis zur Entscheidung der Generalstaaten suspendirt sein. Der Prinz von Oranien sollte Generalstatthalter der Provinzen Holland und Seeland bleiben bis zur Entscheidung der Generalstaaten. Alle Gefangenen, besonders Oraniens Sohn, der Graf von Büren, sollten ohne Lösegeld frei und die confiscirten Güter zurückerstattet werden. Auch den geistlichen Personen, die in Holland und Seeland Verluste erlitten, ward Rückerstattung oder Entschädigung versprochen. Den Generalstaaten wurde es überlassen, die von dem Prinzen in seinen Feldzügen gemachten Schulden auf die Provinzen zu übertragen.

Im Namen des Prinzen hatte St. Aldegonde nebst acht Räthen verhandelt und für die Provinzen sprach Leoninus mit andern Vertretern von 12 Provinzen. Es war über Erwarten günstig, was der Prinz in Gent erlangt hatte. Der evangelische Glaube war für Holland und Seeland anerkannt

und durch die Suspension der Edikte derselbe Glaube als Privatsache möglich. Was für die Niederlande von besonderer Wichtigkeit war, darf gewiß der Entschluß angesehen werden, die Spanier von dem niederländischen Boden zu vertreiben. Ueberall wurde daher die Genter Pacification mit Freuden begrüßt. Lobgesänge, Musik, Kanonenschüsse und Feuerzeichen drückten die Freude des Volkes aus. In seiner Apologie sagt der Prinz gewiß ohne Uebertreibung daß der Friede von Gent „mit einer so großen Freude und Zufriedenheit des Volkes, von allen Provinzen im Allgemeinen und im Besondern, daß sich Niemand einer ähnlichen Freude erinnern kann," aufgenommen worden sei. Dazu kam noch für den Prinzen die besondere Genugthuung, daß die Meuterei der spanischen Soldaten es seinen Truppen ermöglicht hatte, ganz Seeland wieder zu gewinnen. Schouwen und Duiveland nahm der Graf Hohenlohe, des Prinzen Stellvertreter den Spaniern wieder ab, war doch die ganze Garnison von Zierikfee desertirt, so daß der sonst so tapfere alte Mondragon genöthigt war, seine Eroberung preiszugeben.

20. Don Juan von Oesterreich Generalstatthalter.

Während der Prinz von Oranien einen seiner größten Siege, den Vertrag von Gent, errungen hatte, traf in Luxemburg als Mohrensklave verkleidet der neue Generalstatthalter der Niederlande, Johann von Oesterreich ein. Um sein Leben, besonders um seine Jugend, haben sich so viele Sagen gewunden, daß man Acht haben muß, Sage und Geschichte von einander zu unterscheiden.

Es war im Jahre 1544, daß Kaiser Karl V., von körperlichen Leiden und Schwermuth, einem Erbstücke seiner unglücklichen Mutter Juana, geplagt, sich in Regensburg aufhielt. Seinen Trübsinn zu vertreiben, führten sie ihm eine hübsche Jungfrau zu, welche sich durch lieblichen Gesang auszeichnete. Sie hieß Barbara Blomberg und war die Tochter eines bemittelten Regensburger

Bürgers. Als der Kaiser im Jahre nachher in Brüssel mit seiner Schwester, der Königin **Maria von** Ungarn, die Angelegenheiten der Niederlande ordnete, erhielt er die Nachricht, daß ihm am 24. Februar 1545 ein Sohn geboren worden sei, eben von dieser Barbara Blomberg. Das war **Don Juan** von Oestreich, wie er hernach hieß, also ein kaiserlicher Bastard. Die Mutter des Knaben wurde an einen in kaiserlichen Hofdiensten stehenden Deutschen verheirathet und war durch ihren störrigen, genußsüchtigen Sinn, besonders in ihrem späteren Wittwenstande bekannt, so daß selbst ein Alba nicht Meister über sie wurde. Der Kaiser machte ein Geheimniß aus dem Kinde, während es doch bald alle Welt wußte. Er ließ es aufs Land nach Spanien bringen. Schon frühe streifte der Knabe lieber im Felde und in den Wäldern umher, als daß er den dürftigen Unterricht in der Schule genossen hätte. Er trug Kleider eines Bauernbuben, ein schöner Knabe, mit funkelnden blauen Augen, hoher Stirne, langem, blonden Haar, kräftig und kühn. Von dort kam er nach dem Wunsche des Kaisers zur Gattin eines Vertrauten seiner Umgebung, des Obersten Quijada. Es war eine gottesfürchtige, gebildete Frau, welche den Knaben zu Gottesfurcht, zu Werken der Barmherzigkeit, zu ehrbarer Zucht und adliger Sitte anhielt, sowie sie ihn auch in den gewöhnlichen Kenntnissen unterrichtete. Als der müde Kaiser sich im Kloster San Juste aufhielt, hatte er ein herzliches Verlangen, das Kind seines Alters zu sehen. Wie hob sich sein Herz, als der Knabe als Page ihn eine Zeit lang bediente, und doch drängte er seine väterlichen Gefühle zurück. Es kam mit dem Kaiser zum Sterben. Der Mann, welcher es bereute, mit den Evangelischen in Deutschland nicht verfahren zu sein, wie mit den Niederländern, starb am 21. September 1558 mit den Worten: „Jesus!" auf den Lippen. Er hatte noch in einem geheimen Testamente, das nur Philipp II. öffnen durfte, für den Sohn seines Wittwenstandes gesorgt. König Philipp ward von dem Kaiser in das Geheimniß eingeweiht. Der Knabe war schon vierzehn Jahre alt, ohne von dem Geheimnisse seiner hohen Geburt etwas zu wissen. Da hielt es der König an der Zeit, ihn mit seinem Stande bekannt zu machen. Das geschah auf einer

Jagd bei Toros. Quijada war mit dem Knaben, der bisher Geronimo hieß, zu der Jagd befohlen. Ganz theatralisch, wie es der Spanier liebt, steigt der König vom Pferde, als er des Knaben ansichtig wird, umgürtet ihn mit dem Schwerte und umarmt ihn mit den Worten: „Getrost, mein Kind, du bist der Sohn eines gar edlen Herrn. Kaiser Karl, der jetzt im Himmel, ist mein Vater und auch der deine!" Von dort an hieß der Sohn Barbaras Don Juan d'Austria und wurde zu den Gliedern des königlichen Hauses gezählt. Während König Philipp ihn gerne im geistlichen Stande gesehen hätte, entriß sich derselbe gewaltsam der königlichen Absicht. Sein Geist strebte nach kriegerischem Ruhm. Erzogen mit Don Carlos, dem krüppelhaften Kronprinzen Spaniens und dem feinen Alexander von Parma, überragte sie beide Don Juan. Die ersten Lorbeeren pflückte er in dem Kriege gegen die Mauren von Granada. Doch als Siegesheld, von der Welt gefeiert, erschien er erst in der Schlacht von Lepanto. Venedig, Spanien und Rom hatten sich verbunden, die Kreuzesfahne wider die Türken zu erheben. Es war an einem schönen Oktobertage des Jahres 1571, daß sich 600 Kriegsschiffe kampfbereit gegenüber standen. Mit einer Tapferkeit, die ihres Gleichen sucht, griff der jugendliche Held die türkische Flotte, namentlich das Admiralsschiff, an, und es währte nicht lange, so wurde der Kopf des türkischen Admirals auf dem Schiffe Don Juan's aufgesteckt. Darauf hin erfolgte eine allgemeine Flucht der Türken. Es war eine der glänzendsten Seeschlachten in der Geschichte. Als Philipp die Nachricht von diesem Siege erhielt, hörte er gerade im Eskurial die Vesper. Keine Muskel des Gesichtes verzog sich, keine Sylbe kam von seinen Lippen. Erst als der Gottesdienst beendigt war, ließ er ein Tedeum anstimmen. Daß der König auf seines Halbbruders Ruhm eifersüchtig war, läßt sich nicht läugnen, besonders als er merkte, daß derselbe nach einer Krone strebte, und wäre es auch nur die Krone eines Reiches in Nordafrika gewesen.

Wir verfolgen seine Geschichte nicht weiter, es genüge uns sein Auftreten und Handeln in den Niederlanden zu begleiten. Hier ging es ja kunterbunt genug her. Deßhalb wurde der Statthalter mit wahrer Sehnsucht erwartet, und

er beschleunigte seine Ankunft. Der Schwierigkeiten, die seiner warteten, waren viele und schwere, er verbarg sie sich nicht, aber im Vertrauen auf seinen bisherigen Glücksstern meinte er, ihrer Meister werden zu können. Hatte er doch ausgedehnte Vollmachten von dem Könige erhalten. Wiederherstellung der alten Rechte der Niederländer, Aufhebung des Blutraths, unparteiische Rechtspflege, Verabschiedung der deutschen Truppen und Verzeihung für alle, nur nicht für Wilhelm von Oranien, das waren die Gaben, welche Don Juan mitbrachte. Es war freilich nicht genug für die, welche Gewissensfreiheit und die vollen Rechte der Provinzen begehrten, deßhalb konnte auch nicht Friede werden.

Der Herzog von Alba blieb im Staatsrathe bei seinem System feststehen. „Gegen Ketzerei hilft nur Feuer und Schwert," äußerte er. „Nur an der Spitze eines starken Heeres kann Don Juan Erfolge erzielen. Reicht der Staatsschatz nicht zu, so muß das Kirchengut aushelfen." Philipp aber war zur Nachgiebigkeit geneigt, und in diesem Sinne sollte auch sein Bruder wirken. Es war ein unerfahrener Mensch, ihm gegenüber ein Mann, wie nicht leicht ein zweiter gefunden werden konnte, scharfblickend und unerschöpflich in Gedanken, sein Ziel zu erreichen, und auf seiner Seite fast der ganze Norden der Niederlande. Im Lagerleben, nicht in der Rathsstube, zeichnete sich Don Juan aus. Während Oranien den christlichen Glauben und darauf die bürgerliche Freiheit gegründet vertrat, stand der jugendliche Statthalter für die Allgewalt des Königs und das Recht der päpstlichen Kirche ein. Noch ehe er angekommen war, wirkte ihm Oranien schon entgegen, denn er kannte Philipp und die Spanier zu gut, als daß er dem Werkzeuge des Königs, was Don Juan war, hätte trauen können. Der Prinz schrieb deßhalb auch seinem Bruder: „Das Gerücht geht, daß, wenn sich die Staaten mit Johann von Oestreich vergleichen können, uns, nämlich denen von der Religion nichts übrig bleiben wird, als davon zu laufen, weil ihre Absicht dahin geht, keinem von der Religion einen Wohnsitz in den Niederlanden zu gestatten, aber wir dürfen hoffen, daß der Gott, welcher bisher so wunderbar seine Kirche geleitet hat, sie auch einem guten Ende zuführen wird

trotz aller Hindernisse, welche man ihr in den Weg legen möchte.“ In einem Schreiben an die Staaten äußerte er, der König habe seinen Bruder wohl deßhalb ohne Truppen ins Land geschickt, weil er und sein Rath ohne Hoffnung seien, mit Gewalt das Land in Ordnung zu bringen. Er stimmte sogar dafür, sich der Person Juans zu bemächtigen, weil alsdann voraus zu sehen wäre, den Krieg ohne Blutvergießen beendigen zu können. Denn der König werde alsdann alle ihre gerechten Forderungen eher gewähren, als seinen Bruder in einem solchen Stande zu lassen. Namentlich drang der Prinz auf Entfernung der spanischen Truppen, und suchte in den Staaten das Mißtrauen gegen Philipp und seinen Bruder zu nähren. Noch im November 1576 kam es zu Verhandlungen zwischen Abgeordneten der Staaten und Don Juan. Als ein Deputirter ihm vorschlug, die Herrschaft selber zu übernehmen, soll er im Zorne den Dolch gezückt haben. Es waren langwierige Verhandlungen, die seine Ankunft in Brüssel verzögerten. Endlich nahm er die Pacification von Gent an. Wir kennen sie schon. Anfangs erklärte er zwar, daß er sie nicht ohne Vorbehalt annehmen könne, aber die Deputirten bestanden fest und mit Derbheit auf der bedingungslosen Annahme. Da kochte in ihm sein spanisches Blut. Ihm stand die Aufrechthaltung der römischen Kirche im Vordergrunde, er wußte, daß sein Bruder nicht einen Finger breit davon weichen werde. Bestimmt erwartete er, daß die Staaten das päpstliche Ansehen gegen Oranien und seinen Anhang wieder herstellen würden. Ein anderer Punkt betraf die Entlassung des Heeres. Don Juan's Sekretär Escovedo hatte aus Spanien die Weisung mitgebracht, daß das Heer entlassen werden müsse, indem alle Klassen der Bevölkerung es begehrten. Es schnitt tief in das Herz Don Juan's, denn sein Lieblingsplan, welchen er hegte, war, mit Hilfe des Heeres die gefangene Königin Maria Stuart von Schottland zu befreien. In einem Briefe an Perez äußert er seinen Schmerz, daß er diesen seinen Plan habe aufgeben müssen, denn nun sei sein Leben begraben, es sei ihm unmöglich, noch länger in seiner Stellung auszuharren. In einem andern Briefe sagt er: „Ich bin so wenig für die Niederlande geschaffen, wie diese für mich, und mich treibts, mit und ohne Recht

diese Gegend zu verlassen.“ Aber er mußte aushalten und die scheinbar nachgiebigen Gedanken Philipps ausführen. Das that er in einem Manifeste vom 12. Februar 1577. Darin versprach er, an dem Vertrage von Gent festzuhalten, nämlich das fremde Kriegsvolk zu entlassen, die Freiheit des Sohnes von Oranien, nämlich des Grafen Philipp von Büren, und die Wiederherstellung der Privilegien der Provinzen zu bewirken. Dagegen erwartete er die Festhaltung des katholischen Glaubens, die Anerkennung der königlichen Oberhoheit und die feierliche Huldigung für ihn selber. Ihm, scheint es, war es ernst damit, obwohl Oranien die Versprechungen nicht glauben wollte, er kannte zu gut die spanische Falschheit. Was ein Freund Juan's sagte, die Ketzerei sei ein Uebel, das nur mit dem Messer geheilt werden könne, war wohl auch Don Juan's Ansicht. Das ewige Edikt (edictum perpetuum) wäre schon recht gewesen, wenn andere Hände es auszuführen den Auftrag gehabt hätten. Oranien hatte Bedenken gegen das Edikt, namentlich daß den Generalstaaten das Recht vorenthalten sei, sich nach ihrem Belieben zu versammeln. Noch immer sei der Graf von Büren nicht freigegeben, so daß man daraus sehe, wie Niemand seiner Freiheit und seines Lebens sicher sei. Daß die Staaten den meuterischen Soldaten auch noch Soldrückstände bezahlen sollten, tadelte er ernstlich, und doch erklärte er sich trotz alledem bereit, das Edikt zu unterzeichnen, wenn sich die Staaten verpflichteten, nicht mit Juan zu unterhandeln, bis die spanischen Truppen abgezogen seien und sie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Denn er wußte, daß der König Philipp nur auf Rache denke, und mahnte deßhalb die Staaten zur Vorsicht. Don Juan sah ein, daß auf Oraniens Zustimmung alles ankomme. Deßhalb schrieb er auch dem Könige: „Rettung oder Verderben dieses Landes liegt in der Hand Oraniens. Könnte man ihn gewinnen, so wäre alles gewonnen.“ Weiterhin fügte er hinzu: „Don Philipps Name ist in den Niederlanden in gleichem Grade gewichtlos und verabscheut, als der Oraniens gefürchtet und geliebt.“ Deßhalb schlug er dem Prinzen eine mündliche Besprechung vor, aber Oranien erinnerte sich an das Schicksal Egmonts und Horns und erklärte, daß die Wiederherstellung des katholischen Glaubens, dem Vertrage

von Gent zuwider sei. Trotzdem beharrte Juan bei seiner Meinung, sich mit Oranien zu vergleichen, um Frieden zu erlangen. „Dafür sehe ich," schrieb er dem Könige, „keinen andern Weg, als diesen Menschen, dessen Einfluß auf das Volk ein übermächtiger ist, zu gewinnen." Aber es gelang ihm nicht. Inzwischen wurde die Entfernung der spanischen Truppen betrieben. Das geschah von Seiten dieser Truppen mit großem Widerwillen, denn sie hatten sich seit zehn Jahren mit Frauen und Kindern so angewöhnt und heimisch gemacht, daß sie nur zähneknirschend abzogen. Schon im April 1577 erfolgte ihr Abzug, den auch Don Juan nur mit schwerem Herzen vollzog, denn man konnte sicher annehmen, daß der Widerstand der Niederlande jetzt von neuem erstarken würde. Die Forderungen der Staaten steigerten sich auch wirklich, sie verlangten die Entfernung der Fremden aus der Umgebung Don Juan's und die Anstellung der Offiziere beanspruchten sie ebenfalls.

Am 1. Mai 1577 zog endlich Don Juan feierlich in Brüssel ein, prächtig gekleidet, zur Rechten der päpstliche Nuntius, zur Linken der Bischof von Lüttich. Tausend berittene Adlige und Prälaten zierten den Zug, „es war ein wahrer Maitag, der durch Leben und Herz der Niederländer zog," sagt Motley. Der junge Held gewann durch seine freundliche Herablassung die Herzen, und am 4. Mai schwur er auf die Evangelien, alle Artikel des ewigen Ediktes halten zu wollen. Jetzt wurde er als Generalstatthalter anerkannt. Nur eins fehlte noch, nämlich Holland und Seeland zum Gehorsam gegen den König zurückzuführen. Das konnte aber Don Juan nicht ausführen, ohne den Prinzen von Oranien vorher zu gewinnen. Damals hielt sich der Prinz mit einigen Gliedern der Stände in Gertruidenberg auf. Dahin schickte der Statthalter Deputirte, um mit ihm zu unterhandeln. Daß der Statthalter die Herrschaft des katholischen Glaubens verlangte, hielt Oranien für einen Gegensatz gegen den Vertrag von Gent. Auch wurden ihm noch immer seine Güter zurückbehalten und sein Sohn nicht ausgefolgt. Deßhalb bot er denn auch nicht die Hand zur Versöhnung, obwohl man ihm von verschiedenen Seiten zuredete. „Wo einmal Feindschaft Wurzel geschlagen hat," äußerte er, „kann kein Vertrauen sich gestalten." Das verhielt sich

wirklich also. Die Feindschaft war bereits zu tief eingewurzelt, und der Judas Philipp hatte Alles gethan, um sie auf sich zu laden. Gegen die Deputirten hatte Oranien sich ausgesprochen, er sei bereits grau und Calvinist, und wolle als solcher ins Grab steigen; auf Philipp könne er kein Vertrauen setzen, weil er ihn zu oft betrogen habe und dem Grundsatze huldige, daß man den Ketzern kein Wort zu halten brauche. Das schrieb Don Juan dem Könige mit voller Offenheit. In einem andern Briefe klagte Juan die Niederländer an, daß es ihnen lieber sei, wenn der Türke Herr des Landes sei. „Wie aber die Dinge gehen mögen, wird es der Prinz von Oranien werden, was auf dasselbe hinauskommt." Obwohl er oft von Mäßigung redete, sagte er doch seinem Bruder, das Land werde nur mit Feuer und Blut zu heilen sein. Darum bat er auch den König um die nöthigen Mittel, die kranken Glieder des leidenden Körpers auszuschneiden.

Während Don Juan sich, fast möchte man sagen, nutzlos verzehrte, und öfters um seine Entlassung bat, war der Prinz von Oranien in Middelburg in voller Thätigkeit. Alles sah auf ihn, der Generalstatthalter schrieb einmal, daß der größere Theil der Staaten ihn anbete, ein anderes Mal: „Die Leute sind wie behext von dem Prinzen." Die großen Angelegenheiten des Landes lagen dem Prinzen allerdings vor Allem am Herzen, aber er gedachte auch seiner Lieben in der Ferne, besonders seiner für ihn so treu besorgten Mutter. Ich muß doch aus einem Briefe derselben anführen, wie sie seiner gedachte. Es war am 4. April 1577, daß sie von Siegen aus schrieb: „Von Herzen verlangt mich gewisse Zeitung, wie es meinem Herrn jetzt in den schweren Sachen geht, zu hören. Denn der gemeinen Sage nach bedünkt mich, daß der jetzige vorhabende Friede eine Seelen- und Gewissenbeschwerung werde bringen, daß sich der Satan in Schafspelzkleidern und in wenig ein reißender Wolf wird sein, dadurch viele fromme Christen in große Betrübniß werden kommen, aber unser Herr Jesus Christus, dem alle Gewalt von seinem himmlischen Vater im Himmel und auf Erden gegeben, der kann allen denen, die ihn anrufen und von Herzen vertrauen, aus aller Gefahr helfen. Den bitte ich, bei meinem herzallerliebsten Herrn mit seiner göttlichen Gnade

und heiligen Geist zu sein, daß dieselbe sich in nichts begebe oder willige, das wider Gott und meines Herrn Seelen Seligkeit möge sein. Es ist besser, das Zeitliche, denn das Ewige zu verlieren." Ein solch treues ernstes Mutterwort war gewiß dem Prinzen von Segen, der sich von seinem klugen Geiste leicht auf ein anderes Gebiet hinüberziehen ließ, das seinem ewigen Heile nachtheilig werden konnte. Auch sein unglücklicher Sohn, der Graf Philipp, der ihm nicht zurückgegeben wurde und schon zehn Jahre gefangen saß, ließ hie und da ein Brieflein ausgehen, das noch von seiner kindlichen Liebe Zeugniß ablegte. Er war zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen. Diese Kraft erfuhr auf eine schauerliche Weise jener Hauptmann der spanischen Wache, der verächtlich von seinem Vater sprach. Er packte den Lästerer und warf ihn zum Fenster hinaus, daß er todt auf dem Platze liegen blieb. Von jener Zeit an legte die Regierung es darauf an, ihn zu zähmen und den Seinigen zu entfremden.

Wir wissen, daß drei Brüder des Prinzen für die niederländische Sache ihr Leben eingebüßt hatten, aber wenn Gott auch des Prinzen und seines Bruders Johann Leben bisher erhalten hatte, so war ihr Vermögen doch sehr klein geworden. Der Graf Johann stak damals tief in Schulden, sie beliefen sich über 600,000 Gulden, wie er im Mai 1577 schrieb, und wahrhaft rührend sagt: „Wir haben nicht allein unser Land und Leute und beste Renten verpfändet und versetzt, sondern unser Silbergeschirr, ja unserer Frau Mutter, Hausfrau und Kinder Ketten und Kleinodien vom Halse genommen und um ihret (der Staaten) willen versetzt und verkauft, ja solche und dergleichen Mobilien, als ob wir Krämer oder Kaufleute, selbst feil geboten und fürwahr mit vielen Dingen uns nicht wenig beschwert und verkleinert, welches doch die Staaten Gottlob nicht dürfen thun, sondern uns sonst ohne große Beschwerung, da sie nur ein wenig den Ernst brauchen wollten, wohl aus Nöthen helfen könnten." Er erklärte, daß er weder dem Prinzen, noch den Staaten diese hohe Summe aufrechnen, sondern gerne die Last mittragen wolle. Die Staaten hatten sich bisher nicht dankbar erwiesen, er verlangte nur von ihnen, daß sie etwas thun und einige Sicherheit für die

Schuld geben möchten. So edelmüthig hatte der Graf gehandelt.

Während sich derselbe also aussprach, um jene Zeit machte der Generalstatthalter einen neuen Versuch, den Prinzen von Oranien zu gewinnen. Kurz vorher im April lag der Prinz krank zu Bett am dreitägigen Fieber. „Wir spüren aber jetzt," schrieb er an seinen Bruder, „Gott hab Lob, etwas Besserung und hoffen, der Allmächtige werde es bald wiederum zur Besserung schicken." Die Besserung trat auch wirklich ein, so daß er im Mai die Abgeordneten Don Juan's empfangen konnte. An ihrer Spitze stand der Herzog von Aershot, und hatte unter andern Rathgebern den Leoninus, der an die Stelle des verstorbenen Viglius getreten war, zur Seite. Oranien hatte außer seinem treuen Freunde St. Aldegonde noch vier Beiräthe bei sich und hatte es mit sieben katholischen Männern zu thun. Die vorläufige Besprechung fand in Gertruidenberg statt. Wir dürfen nie vergessen, was der Prinz fest im Auge behielt, daß er die Pacification von Gent mit den fünfzehn Provinzen zu Gunsten von Holland und Seeland abgeschlossen hatte, und daß es ihm nicht beikommen konnte, mit denselben Provinzen zu Gunsten Philipps sich gegen die beiden ihm so ergebenen Provinzen zu verbinden. Während nun die Abgesandten des Don Juan eine blos mündliche Besprechung wünschten, erklärte der Prinz: „Wir lassen uns auf nichts ein, es sei denn schwarz auf weiß." Im Genter Vertrag war Utrecht nicht namentlich aufgeführt, und deßhalb bestritten sie dem Prinzen die Autorität darüber. Doch gab Leoninus in diesem Punkte nach. Als man aber den Prinzen fragte, worin die Pacification verletzt worden sei, fand er fast kein Ende mit Beschuldigungen. War ihm doch sein Sohn nicht ausgefolgt, seine Besitzungen nicht zurückgegeben. Noch waren die deutschen Garnisonen vorhanden, die Citadellen nicht zerstört. Auf volle Ausführung des Genter Friedensvertrages bestand er entschieden. Namentlich verlangte er Einberufung der Generalstaaten. Diese Einberufung wollte eigentlich Don Jnan nicht, aber wenn sie nun einberufen würden, fragten die Deputirten den Prinzen, ob er sich in der Religionsfrage den Beschlüssen der Versammlung unterwerfen würde. Da er=

widerte er, es werde nicht geschehen, weil sie wüßten, daß man nur mit der Aufrichtung der katholischen Religion und mit der Ausrottung der evangelischen umgehe. Das wollten aber die Gesandten nicht Wort haben, obwohl es in Wirklichkeit der Fall war. Die Verhandlung über diesen Gegenstand veranlaßte heftige Reden. Der Prinz warnte den Herzog von Aershot vor dem Könige. Wer denselben vertraue, der riskire seinen Kopf. Man ersah aus der ganzen Verhandlung, daß die Regierung eben auf ihren alten zwei Sätzen, auf der Machtvollkommenheit des Königs und auf der Herrschaft der katholischen Kirche bestehe. Der Prinz von Oranien mit seinen beigegebenen Räthen erklärte schriftlich, daß das ewige Edikt und die Genter Pacification sich einander widersprächen. Das Versprechen, die alten Landesrechte zu achten, werde nicht gehalten, die deutschen Truppen nicht entlassen, der Graf von Büren nicht freigegeben. Die Statthalterschaft über Utrecht werde ihm vorenthalten, und der Generalstatthalter setze es in sein Belieben, die Generalstaaten zu berufen, während sie das Recht hätten, nach ihrem Belieben zusammenzukommen. Er klagte, daß man den Anhängern des reformirten Glaubens nicht erlaube, in den Provinzen frei zu verkehren; daß sich Don Juan mit Fremden umgeben habe, um eine Hinterthüre offen zu halten. Auch fand die Denkschrift des Prinzen im ewigen Edict aufs neue die Inquisition eingeführt.

So verlief die Verhandlung ohne Erfolg. Don Juan war natürlich darüber sehr aufgebracht und konnte dem Könige den Prinzen von Oranien nicht schwarz genug schildern. Was der Prinz schon lange von Don Juan gesagt hatte, daß er eben, wie König Philipp, ein Feind des evangelischen Glaubens sei, das stellte sich nur zu bald heraus. Eine der ersten Kundgebungen des Generalstatthalters zeigte deutlich, wie er die Genter Pacification auslege, es war ein Edict, worin er die geistlichen Behörden aufforderte, die Aufsicht über ihre Herden zu verdoppeln und sie vor den räuberischen Wölfen zu schützen. Wie er diesen Schutz verstand, bewies er an einem Schneider von Mecheln, der angeklagt wurde, in einer Versammlung gepredigt zu haben. Derselbe gab seine Anwesenheit zu, aber läugnete, gepredigt zu haben, und die Theilnehmer

nannte er nicht, was man von ihm verlangte. Während des Prozesses wandte sich der Prinz von Oranien an den Rath von Mecheln, doch die Verfolgung nicht wieder zu beginnen. Es half nichts, der christliche Mann wurde am 15. Juni enthauptet, Don Juan sah selber der Hinrichtung zu. Solches Auftreten konnte ihm natürlich die Zuneigung des Prinzen und seiner zahlreichen Anhänger nicht gewinnen. Auch wußte man von ihm, daß er die deutschen Truppen, welche noch über 10,000 Mann in den Provinzen standen, zurückhielt, während sie doch das Land verlassen sollten. Mit ihrer Hilfe wollte er eben herrschen, ohne sie fühlte er sich verlassen. Ueberhaupt war er in steter Sorge um sein Leben. Einst theilte ihm der zweideutige Herzog von Aershot mit, daß es von dem Prinzen auf eine Gefangennahme Don Jouan's abgesehen sei. Als er nun wissen wollte, was denn damit bezweckt werde, legte ihm Aershot dar, daß die Staaten seine gewaltsame Verhaftung dazu benützen würden, ihn zur Unterschrift jeder Urkunde zu nöthigen. Da dünkte es ihm, nicht mehr geheuer zu sein, er floh nach Mecheln, aber auch hier war seines Bleibens nicht, er erwählte die feste Stadt Namur zu seiner Zuflucht.

Namur liegt gar schön an dem Zusammenflusse der Maas und Sambre in einem fruchtbaren Thale. Hoch oben auf einem Felsen drohte die düstere Festung. Diese feste Burg hätte Don Juan gerne gehabt, und es gelang ihm wirklich, sich in ihren Besitz zu setzen. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu reiten, ließ er den Castellan der Citadelle bereden, den Generalstatthalter zu empfangen. Kaum ist aber Don Juan in der Festung, so klommen seine Soldaten der Verabredung gemäß die Bergwände hinauf und in die Festung hinein. Nun mußte der Castellan mit seinen alten Soldaten und Invaliden die Festung verlassen. Don Juan wußte recht gut, was für eine treffliche Stellung er durch den Besitz der Namurer Feste gewonnen hatte. Auch der Prinz kannte recht gut den Werth von Namur. Schon im Dezember 1577 hatte er dem Grafen von Bossu geschrieben: „Ihr sehet leicht ein, von welcher Wichtigkeit diese Stadt sowohl durch ihre Lage, als auch als Grenze ist, und was für ein Uebel und Kummer uns ihr Verlust verursachen würde. Das

drängt mich, Euch zu bitten, gute Sorge für ihre Erhaltung zu haben.“ Doch der Generalgouverneur hätte auch gerne die stärkste Festung der Niederlande, die Citadelle von Antwerpen, zu seiner Verfügung gehabt und that deßhalb Schritte, aber diesmal sollte es ihm nicht gelingen. Der Prinz hatte die Zeit der Ruhe seit der Meuterei der Truppen reichlich ausgekauft. Seine Thätigkeit galt zunächst und hauptsächlich den beiden Provinzen Holland und Seeland. Hatten sie in ihren Kämpfen mit den Spaniern den Ocean zu ihrem treuesten Bundesgenossen, so mußten doch die Zerstörungen, die er angerichtet, wieder in Ordnung gebracht werden. Das erforderte große Anstrengungen, aber gerade hier war der Prinz so recht an seinem Platze. Durch seine persönliche Anwesenheit belebte er die Arbeiten. Er entschloß sich damals, die beiden Provinzen zu bereisen, es war ein wahrer Triumphzug, nicht durch äußerliche Schaustellungen, sondern dadurch, daß das Volk in ihm den Vater des Vaterlandes erkannte, ihn ehrte und liebte. Des Prinzen Bestreben ging aber hauptsächlich dahin, auf die Generalstaaten den Haupteinfluß zu gewinnen. Es gelang ihm auch wirklich, indem Don Juan ja alles that, um sich die Generalstaaten zu entfremden. Ein Schreiben des Prinzen vom 20. Juni wirkte mächtig dazu mit. Er ermahnte darin, an der Genter Pacification als einem Anker im Sturme festzuhalten. Daß er die gewaltsame Wegnahme von Namur durch Don Juan reichlich ausbeutete, läßt sich von einem so klugen Politiker, wie Oranien war, voraussetzen. Er schickte zu dem Ende zwei seiner vertrauten Räthe, St. Aldegonde und Taffin, an die Staaten, mit ihnen zu verhandeln. Er gab ihnen zugleich ein Schreiben in französischer Sprache mit, das Motley zum ersten Male veröffentlicht hat. In diesem Schreiben stellt er sich und seine Thaten denen des Don Juan gegenüber und schließt: „Ich füge nur noch den Ausdruck meines aufrichtigen Entschlusses bei, mich unablässig in Eurem Dienste und für das Wohl des ganzen Volkes zu bemühen, ohne irgend eine Mühe, ja ohne selbst mein Leben zu schonen.“ Man überzeugte sich auch je länger je mehr, daß der Prinz ein Herz für die Niederlande hatte, während Don Juan sich als einen Verschwörer herausstellte. Es wurden zwischen dem Statthalter und den Staaten

Schriften auf Schriften gewechselt, welche keinen Erfolg hatten. Er sah überall Verschwörer, die ihm nach dem Leben standen und blos um seiner Sicherheit willen habe er die Feste von neuem weggenommen. Die Staaten glaubten das nicht, und sie hatten alle Ursache, ihm alles Vertrauen zu entziehen, da der Prinz von Oranien ihnen ein Packet Briefe zugeschickt hatte, die in die Hände Heinrichs von Navarra gefallen und von demselben dem Prinzen übermittelt worden waren. Hier hatten sie denn schwarz auf weiß, wie falsch der kaiserliche Bastard war. Als drei Edelmänner an ihn geschickt wurden, ihm die Entschlüsse der Staaten zu überbringen, brach er in eine wahre Wuth aus. Den Prinzen nannte er einen Erzverräther, der den Samen der Ketzerei und Empörung mit vollen Händen aussäe, und überall gehe die Saat auf. Die Staaten sollten von ihm lassen und sich um den König sammeln. Die Gesandten erinnerten ihn daran, daß er die deutschen Truppen nicht entlassen habe, er solle die Generalstaaten berufen und ihre Beschlüsse ausführen. Auch diese Zusammenkunft war fruchtlos und gleich darauf mußte er noch erfahren, daß es mit der Citadelle von Antwerpen für ihn nichts sei. Es entstand ein Kampf zwischen der Garnison der Citadelle und den Staatentruppen, der zu Gunsten der Staaten endete. Was für eine Freudenbotschaft war es für die Stadt Antwerpen, als durch die Straßen das Geschrei erscholl: „Die Citadelle ist geusisch!" Die Bürger hatten sie in Besitz, aber die deutsche Garnison der Stadt verlangte ihren Sold, und es war von ihr Aehnliches zu befürchten, wie von der spanischen Furie. Sie standen bereits unter den Waffen, und mußten befriedigt werden. Mit einer weißen Fahne kamen Abgeordnete aus der Citadelle, um mit den Truppen zu unterhandeln. Der Handel zog sich lange hinaus, da sah man die Schelde herauf ein Geschwader von Schiffen des Prinzen kommen, der von den Dingen in Antwerpen Wind bekommen hatte. Einige Schüsse von den Schiffen erdröhnten, und die Verhandlung hatte ein Ende ohne Ende. Mit dem Geschrei: „Die Geusen, die Geusen! Da sind sie!" stoben die Truppen aus einander mit Zurücklassung ihres Gepäcks und ihrer Waffen. So fand der Plan des Generalgouverneurs, sich in den Besitz der Antwerpener

Citadelle zu setzen, ein klägliches Ende. Er konnte sich, als er die Nachricht davon erhielt, fast nicht fassen. Und trotz dieses Fehlschlages stellte er gerade jetzt Forderungen an die Staaten, wie sie nur ein Sieger diktiren konnte. So verlangte er, daß sie die Waffen gegen Oranien ergreifen sollten. Es geschah natürlich nicht, Don Juan beschwerte sich bitterlich in einem Briefe an seine Schwester über das niederländische Volk: „Sie gehorchen dem verworfensten und ketzerischsten Rebellen in der ganzen Welt, welches dieser verfluchte Prinz von Oranien ist, während sie für den Namen und die Befehle ihres Königs und natürlichen Herrschers ohne Scheu vor Gott oder Scham vor Menschen nichts, als Abscheu und Beschimpfung haben." Den Staaten gegenüber zog er freilich mildere Saiten auf, aber sie ließen sich nicht täuschen, und waren so frei, es ihm geradezu zu sagen. Namentlich warfen sie ihm vor, daß er im Geheimen Kriegsrüstungen mache. Und damit trafen sie die Wahrheit, er zog allmälig Truppen herbei, aber die Staaten erhoben sich immer mehr und führten dem Generalstatthalter gegenüber eine Sprache, wie er sie kaum ertragen konnte. In Antwerpen thaten sie jetzt einen Schritt, der schon längst hätte geschehen sollen, sie schleiften die Seite der Citadelle, die nach der Stadt sah. Da fanden sie auch die große Erzbildsäule des Herzogs von Alba in einem Winkel versteckt. Requesens hatte sie nämlich auf die Seite geschafft. Kaum war sie aber ans Licht gezogen, als tausende herbeistürzten, sie durch die Straßen schleiften und zertrümmerten. Das Erz wurde zu Geschütz verwendet. Nach dem Beispiele von Antwerpen richteten sich bald andere Städte. So wurde die Genter Festung niedergerissen, aber das Mißtrauen gegen den zweideutigen Don Juan hörte nicht auf. Die Staaten in Brüssel wandten sich an den König und schilderten seinen Bruder ganz der Wahrheit gemäß, so wie sie ihm auch die Lage des Landes nicht verhehlten.

21. Oraniens Einfluß steigt.

Vor elf Jahren hatte der Prinz von Oranien zum letzten Male die Hauptstadt Brüssel gesehen, es geschah bei seiner letzten Unterredung mit dem unglücklichen Grafen Egmont. Jetzt war es drauf und dran, daß er wieder Brüssel betrat. Die Staaten baten ihn dringend um seinen Rath und seine persönliche Anwesenheit. Von den ersten Männern, die sich bei ihm in Gertruidenberg einstellten, wurde er gebeten, nach Brüssel zu kommen. Behalten wir den Umschlag der Gesinnungen im Auge, aber diese Abgeordneten blieben dennoch bei der Autorität des Königs und der katholischen Kirche stehen. Die reformirte Religion hatte sich in der letzten Zeit mächtig ausgebreitet, der Prinz sah diese Ausbreitung nur mit Freuden, und konnte deßhalb dem Begehren der Abgeordneten, daß die Provinzen Holland und Seeland keine Veränderung des Gottesdienstes und in den übrigen Provinzen die Einführung eines neuen Gottesdienstes nicht unterstützen sollten, nicht zustimmen. Auch hier zeigte der Prinz seine Weisheit. Was sein Kommen nach Brüssel betraf, so überließ er es der Entscheidung der Versammlung der Abgeordneten von Holland und Seeland, auch den Religionspunkt betreffend, verwies er auf sie. Er machte auch hier geltend, daß er sich an den Vertrag von Gent halte. Was die katholische Religion betreffe, so machte er sich anheischig, keine Störung derselben zuzugeben. Damit waren denn die Abgesandten zufrieden.

Unter denen, welche die Reise des Prinzen nach Brüssel ungerne sahen, steht seine Gemahlin voran. Der Abschied von ihrem Gemahle war ein schwerer, thränenreicher. Trübe Ahnungen durchzogen ihre liebende Seele, denn sie wußte, daß gerade in der Hauptstadt die Häupter so mancher seiner Freunde auf dem Schaffot gefallen waren, und daß es dort nicht wenige Feinde des Prinzen gab, die sich kein Gewissen daraus machten, dem Erzketzer und Rebellen das Leben zu nehmen. Die Staaten der beiden Provinzen gaben zwar ihre Einwilligung zu seiner Reise, aber nur ungerne, und ordneten täglich in allen Kirchen Gebete für ihn während seiner Abwesenheit an. Am 17. Sep-

tember 1577 gelangte er nach Antwerpen, mit Jubel empfangen. Dem Prinzen war es aber nicht so um's Jubeln, als er die Verwüstungen ansah, welche die spanische Furie hier angerichtet hatte. Als er fünf Tage nachher die Stadt verließ, hätte man sehen sollen, wie alles Volk zusammenströmte, um dem großen Patrioten der Niederlande das Geleite zu geben. Er fuhr auf dem Kanal nach Brüssel. Schon vor den Thoren der Stadt hatte sich die Bevölkerung versammelt und nun hielt er am 23. September seinen Einzug in der Hauptstadt. „Es war der stolzeste Tag seines Lebens," sagt Motley. Galt doch der freudige Empfang, welchen Vater Wilhelm fand, seinen Grundsätzen, die er bereits in Holland und Seeland durchgeführt hatte, und deren Einführung er so gerne auch in allen Provinzen gesehen hätte. Er kam zu rechter Zeit an, denn gerade hatten die Generalstaaten einem Vertrage mit Don Juan, welcher der Sache der Freiheit und Religion nachtheilig gewesen wäre, ihre Zustimmung ertheilt. Oranien veranlaßte eine neue Berathung und setzte Forderungen durch, welche Don Juan nicht zugestehen konnte. Die Herausgabe der Citadelle von Namur, die Entlassung der deutschen Truppen, die Loslassung aller Gefangenen, die Zurückerstattung der confiscirten Güter und Einsetzung der entlassenen Beamten gehörten zu diesen Forderungen. Ferner sollte Don Juan auf alle Festungen des Landes verzichten und in zwei Monaten den Grafen von Büren beibringen. Auch wurde von ihm verlangt, daß er sich an die Beschlüsse der Generalstaaten zu halten habe. Seine Residenz wies man ihm in Luxemburg an. Als Don Juan mit der Nachricht von dem Einzuge des Prinzen von Oranien in Brüssel diese Beschlüsse der Generalstaaten empfing, kam er ganz außer sich vor Wuth. Es war vorauszusehen, daß ein Bruch erfolgen mußte. Die Staaten ließen eine Rechtfertigung ihres Verfahrens an alle Höfe der Christenheit ergehen, Don Juan that bald darauf dasselbe von seinem Standpunkte aus.

Mitten in diese Zwistigkeiten hinein erschien damals der Erzherzog Matthias von Oestreich, ein Bruder des Kaisers Rudolph II. Die katholischen Adligen hatten denselben veranlaßt, nach den Niederlanden zu kommen, offenbar um den überwiegenden Einfluß des Prinzen von

Oranien zu schwächen. Matthias war ein junger Mensch von zwanzig Jahren und hatte sich von den Abgesandten des Adels schnell bereden lassen, die Rolle zu spielen, die sie ihm zugedachten. Es war am 3. Oktober 1577, daß er sich bei Zeiten zu Bett legte, und nachdem sein Bruder Maximilian, der in demselben Zimmer schlief, fest eingeschlummert war, erhob sich Matthias eilends, ohne auch nur seine Pantoffeln anzuziehen. Draußen warteten seine Entführer und als Bedienter verkleidet entkam er aus der Stadt Wien. Nicht leicht setzte den Prinzen von Oranien etwas in Verlegenheit, im Gegentheil ist das ja ein Vorzug seines Geistes, daß er die Umstände zum Wohle des Vaterlandes zu benützen verstand. Der Prinz war es, der an der Spitze von 1000 Reisigen und in Begleitung eines zahlreichen Volkes den Erzherzog in Antwerpen empfing. Er brach damit den Stachel ab, welchen die katholische Adelspartei ihm mit dem Erzherzoge entgegengehalten hatte. Mit Recht konnte er sich über diese Partei beklagen, die in Beziehung auf Charakterlosigkeit ihres Gleichen suchte. Erst hat sie dem Alba und Requesens wie Lakaien gedient, dann verhandelte sie mit Oranien. Kaum ist Don Juan da, so folgt sie ihm und denkt auf Oraniens Untergang. Als Don Juan mit Antwerpen unterliegt, so verläßt sie ihn und wendet sich wieder an den Prinzen. Er ist auf ihre Einladung nach Brüssel gekommen und bald ruft sie, ohne sich mit dem Prinzen oder den Staaten berathen zu haben, den Erzherzog Matthias ins Land. „Sind die Wellen des Meeres unbeständiger?" fragt mit Recht Oranien. Der Adel richtete aber doch nichts mit seinem Vorgehen aus, der Prinz wurde gerade damals zum Ruward von Brabant erwählt, eine Stellung, die von großem Einflusse war. Am 22. Oktober trat er seine neue Würde an, das Volk jubelte ihm zu. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Niederlande sich im Stande der Revolution befanden. Das zeigte sich namentlich in Gent, wo die Volksparthei einen Aufruhr machte. Da wurde denn der Prinz ersucht, die Stadt zu besuchen. Er kam, konnte er doch etwas Gutes wirken. Auch hier fehlte es nicht an Schaustellungen zu Ehren des Prinzen. Doch wichtiger und folgenreicher war der Beschluß, welchen die Generalstaaten am 7. Dezember 1577 faßten. Sie erklärten näm-

lich den Don Juan für einen Feind des Vaterlandes und setzten ihn von seiner Stelle als Generalgouverneur ab, und erklärten die für Verräther, welche ihm Beistand leisten würden. Damit war natürlich der Krieg ausgesprochen, und des Prinzen Ansicht angenommen, daß der Krieg besser sei, als ein unsicherer Friede. Nur durch Krieg mit Spanien könne ein guter dauerhafter Friede errungen werden. Der Prinz konnte sich darüber nur freuen, so wie noch mehr darüber, daß Katholiken und Protestanten am 10. Dezember sich vereinigten, einander zu achten und zu schützen. So stand denn die neue Religion, wie sie gewöhnlich genannt ward, auf einer Linie mit der alten. Nun brauchten die, welche bisher in Wäldern und Klüften ihres Gottesdienstes gepflegt hatten, sich nicht mehr zu verstecken, sie konnten sich am hellen Tage und öffentlich in ihrer allerheiligsten Religion erbauen. Das war der innige Wunsch des Prinzen, daß die Mitglieder beider Kirchen sich gegenseitig duldeten, ja achteten und liebten. Aber das Werk der Vereinigung hatte nur kurze Dauer, weil wenigstens auf Seiten der Katholiken die tiefere Grundlage fehlte. Bei dem Prinzen war es nicht religiöse Gleichgiltigkeit, die ihn die Duldung betonen ließ, sondern gerade aus Religion, auch echt christlicher Ueberzeugung wollte er alle Verfolgung um der Religion willen aus den Niederlanden verbannt wissen. Nicht viele konnten sich zu der Höhe seines in Gottes Wort gebundenen Gewissens emporschwingen. Deßhalb währte auch die religiöse Union von Brüssel nicht lange. Eine einzige Schlacht, die Don Juan gewann, zerriß sie. Ehe aber diese Schlacht geschlagen wurde, sah Brüssel abermals einen Triumpheinzug. Das Verhältniß des Erzherzogs war bisher nicht geregelt worden. Die Generalstaaten kamen auch auf diesen Punkt, sie verfaßten unter der Leitung des Prinzen einen Vertrag, wornach Matthias zwar zum Generalstatthalter ernannt wurde, aber so ziemlich ohne Gewalt war. Das gemeine Volk, welches in solchen Dingen oft das Richtige trifft, nannte ihn nur den Schreiber des Prinzen. Er war eine Puppe in der Hand der Staaten, und dem Könige blieb nur das Recht, dies alles zu bestätigen. Am 18. Januar 1578 fand der Triumphzug dieser erzherzoglichen Null statt. Am folgenden Tage leisteten Matthias,

so wie der Prinz von Oranien als Generallieutenant und Ruward den Eid. Don Juan aber saß in Namur in Aerger und Verdruß über diese Vorgänge in Brüssel. Seinen Aerger schüttete er in einem Briefe an den Kaiser Rudolf aus, an dessen Schlusse er sagt: „Euer Majestät würde einen rühmlichen Entschluß fassen, wenn Sie ihn aus diesem Lande zurückriefe.“ Als der englische Gesandte ihm in einer Audienz aufwartete, brach er in seiner heftigen Weise aus und sprach nur von Krieg gegen die Rebellen. Es waren keine leeren Drohungen, und schon verfügte er über eine tüchtige Arme. Der Prinz Alexander von Parma hatte einige Veteranenregimenter beigebracht. Eine Macht hinter sich, erließ er am 25. Januar eine Proklamation an die Niederländer, die Autorität des Königs und die katholische Religion wieder zu Ehren zu bringen, und wenn sie zurückkehrten, werde er ihnen Verzeihung angedeihen lassen. Die Staaten stellten ihm 20,000 Mann entgegen, Don Juan verfügte über eben so viele und bessere, und war selber einer der bedeutendsten Helden des Jahrhunderts. Es währte nicht lange, so standen sich die beiden Heere einander gegenüber. Es war ein paar Meilen nördlich von Namur bei Gemblours, daß sich die Heere am 31. Januar trafen. Don Juan, begleitet von Alexander von Parma, ritt im Mitteltreffen, über ihm flatterte die Fahne mit dem Gekreuzigten und den lateinischen Worten: „In diesem Zeichen besiegte ich die Türken, in diesem werde ich auch die Ketzer besiegen.“ Unter Gonzaga und dem alten Mondragon schickte der Heerführer 600 auserwählte Reiter und 1000 Fußgänger gegen den Nachtrab des Feindes. Es entspann sich ein Gefecht, da sah Alexander von Parma, daß die Patrioten durch eine tiefe Kluft gedeckt waren, und unten durch Schlamm und Wasser vorgerückt werden mußte. Er kannte in seinem Feuer keine Schwierigkeit. „Entweder umkommen, oder als Sieger hervorgehen will Alexander von Parma,“ ließ er Don Juan sagen. Gesagt, gethan. Er stürzte mit seinen Reitern hinab und über den Morast hinüber, und ließ sie dann auf die Patrioten stürzen. Das wirkte, die niederländische Reiterei ergriff die Flucht, das Mitteltreffen war bloßgestellt, es wich dem Angriffe Parmas. Die Patrioten hatten eine Menge Soldaten verloren, während

die Königlichen kaum ein Dutzend eingebüßt hatten. Die Gefangenen wurden theils von der Brücke in Namur hinuntergestürzt, theils gehängt. Es war auch kein Wunder, daß es so gehen mußte, denn Helden standen an der Spitze bewährter Truppen, während die Führer der Patrioten nur mit halbem Herzen kommandirten, die drei höchsten Befehlshaber noch obendrein bei einem Hochzeitsschmause in Brüssel statt bei der Schlacht sich aufhielten. Ihnen schreibt man denn auch hauptsächlich den Verlust der Schlacht zu.

Rasch rückte Don Juan vor und nahm Stadt um Stadt ein. Wo er Widerstand fand, wurden die bekannten Gräuel ausgeübt. In Brüssel hatte sich der Bewohner nicht Bestürzung, sondern Zorn gegen die Adligen, die die Niederlage hauptsächlich verschuldet hatten, bemächtigt. Der Prinz von Oranien hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Was für einen Eindruck die Niederlage von Gemblours auf die Patrioten gemacht hat, darüber spricht sich die Gräfin Marie, eine Tochter des Prinzen, in einem Briefe an ihren Onkel den Grafen Johann aus: „Ich zweifle nicht, daß Euer Liebden gehört werden haben, daß unser Volk vor Namur großen Schaden gelitten hat und sich getrennt haben, und auch daß der Feind Gemblours und Löwen schon weg hat, welches uns in der erste ein wenig erschreckt hat, doch hoffe ich, daß dasselbige werde Ursache sein, daß diejenigen, die so lange geschlafen haben, nun aufgeweckt werden sein. Ich hoffe zum lieben Gott, daß alle Sachen noch zu einem guten Ende werden kommen, welches ich vom Herzen wünsche, daß es geschehen möge." Während aber die Niederlage von Gemblours ein harter Schlag für den Prinzen war, wurde sie reichlich ersetzt durch die friedliche Uebergabe der großen, wichtigen Handelsstadt Amsterdam. Die Mönche und die gut katholischen Stadträthe hatten bisher die Uebergabe der Stadt verhindert, obwohl die Bevölkerung großen Theils dem Evangelium zugethan war. Der Prinz sträubte sich gegen alle Gewalt, die man den maßgebenden Kreisen anthun wollte. Für die Gewalt standen die Holländer und namentlich die wilden Seeländer ein. Abgeordnete von Utrecht brachten am 8. Februar 1578 ein Abkommen mit der Stadt zu Stande. Die katholische Religion behielt darin

die Oberhand, während die reformirte die geduldete war. Die Reformirten durften ihren Gottesdienst nur vor den Thoren der Stadt abhalten, jedoch ihre Todten innerhalb der Stadt beerdigen, ein Recht, welches, wie der Prinz sagt, kaum den Hunden versagt werden kann. Der Vertrag wurde dennoch mit Freuden begrüßt, denn man hatte doch endlich die Stadt, und was noch nicht war, konnte jetzt werden, und ward auch mit der Zeit. Wie in Amsterdam, so wünschte der Prinz überhaupt nicht eine Ausrottung der katholischen Religion, aber er wollte auch nicht, daß die neue ausgerottet werde. Und das letztere war doch die Absicht des Königs Philipp und seiner bigotten Helfershelfer. Das zeigte ein Schreiben des Königs an die Generalstaaten vom 18. Dezember. So gnädig und versöhnlich es auch gehalten war, es bestand eben, wie immer, auf seinen zwei Gedanken, der Herrschaft des Königs und der Kirche. Auch Don Juan forderte dies und behauptete, die Staaten hätten es eidlich beschworen. Alsbald erwiderten sie voller Entrüstung, daß sie die Pacification von Gent beschworen hätten, und diese schließe gerade die Plakate und die Inquisition aus. Don Juan gab die stolze barsche Antwort, daß sie dem königlichen Befehle Folge zu leisten hätten. Man sah wohl, die Sache mußte auf die Spitze der Schwerter gesetzt werden. Oranien that nun auch alles, um die nöthigen Mittel zur Kriegführung beizutreiben, aber auch Don Juan war nicht müßig. Den König in seiner Unthätigkeit munterte er auf, ja drängte ihn, sich zu rühren. Feuer und Schwert könnten allein die Autorität des Königs noch retten, denn die Provinzen seien dem größten Ketzer und Tyrannen hingegeben, ihm gehörten sie und Niemanden anders, behauptete der Bruder Don Juan. Das wirkte, Geld traf ein, und Don Juan erließ nun einen Befehl, daß die Generalstaaten auseinander gehen und sich ohne seine Genehmigung nicht wieder versammeln sollten. Das hatte jedoch keinen Erfolg, die Staaten rüsteten sich zum Kampfe und hatten in kurzer Zeit 20,000 Mann auf den Beinen. Im Juli 1578 lagerte dieses Heer bei Herentals und Lier, um hier die Truppen des Herzogs Johann Kasimir von der Pfalz abzuwarten, der sich entschlossen hatte, den Patrioten beizustehen, obwohl ihm von vielen Seiten abgerathen worden

war. Er hatte 12,000 Deutsche unter seinem Befehle. Nun setzte es Scharmützel ab, in einem derselben erlitten die Königlichen eine Niederlage. Darauf hin zog sich Don Juan nach Namur zurück. Endlich vereinigte sich Johann Kasimir bei Mecheln mit den Patrioten, deren oberster Anführer Bossu war. Auch die Königin von England Elisabeth griff in die niederländischen Angelegenheiten theils durch Geldunterstützung, theils durch Truppen ein. Doch nahm sie sich in Acht, nicht zu viel zu thun. Das that sie hauptsächlich deßhalb, weil der französische Prinz Alençon, von einem Theile des niederländischen Adels veranlaßt, bereits das Gebiet der Niederländer betreten hatte. Da diese Adelspartei mit dem Erzherzoge Matthias nichts gegen Oranien bezweckt hatte, so wollte sie ihm eben in dem französischen Prinzen ein Gleichgewicht gegenüberstellen. Bereits war er schon in Mons angekommen. Seit sein Bruder Heinrich III. den Thron Frankreichs bestiegen hatte, hieß er Herzog von Anjou. Er gehört zu den versunkensten, niederträchtigsten Männern, die auf der Bühne der niederländischen Geschichte eine Rolle spielten. Tief in Süden verstrickt, konnte er zu keiner religiösen Ueberzeugung gelangen. Bald hielt er es mit den Hugenotten, bald mit den Katholiken, je nachdem er glaubte, seinen Ehrgeiz befriedigen zu können. Man hat oft versucht, durch das Verhältniß Anjou's zu dem Prinzen einen Schatten auf denselben zu werfen, ich glaube, nicht mit Recht. Oranien, welcher vielleicht all das Sündenleben des französischen Prinzen nicht gekannt haben wird, suchte denselben, da er von der Adelspartei hereingeschoben war, für die Niederlande zu verwenden, wie er es mit dem Erzherzoge gemacht hatte. Gleich nach der Schlacht von Gemblours hatte Anjou seinen Beistand angeboten und erklärte, nur mit den Staaten und dem Prinzen von Oranien verhandeln zu wollen, den Erzherzog setzte er gänzlich auf die Seite, der sich dadurch so gekränkt fühlte, daß er in Thränen ausbrach. Anjou's Unterhändler verstand schon damals die Kunst, die Sprache zur Verheimlichung der Gedanken zu mißbrauchen, denn er erklärte dem Prinzen, daß sein Herr nur drei Dinge wolle, nämlich den Ruhm Gottes, den Ruhm des Herzogs und die Größe des Prinzen und seines Hauses. Das mittlere Ding aber

der Ruhm Anjou's, war gewiß das einzige, was er suchte, das übrige nur Redensart. Wer jedoch diesen Ruhm der Franzosen nicht gerne sah, war die Königin Elisabeth, die ihre Hand zurückzuziehen drohte. Der Prinz von Oranien schiffte durch diese Klippen glücklich hindurch, er ordnete mit Hilfe der Generalstaaten die Bedingungen, welche den Herzog von Anjou in die niederländischen Angelegenheiten eingreifen ließen. Anjou erhielt den Titel eines „Vertheidigers der Freiheit der Niederlande gegen die Tyrannei der Spanier und ihrer Anhänger." In Folge dieses Titels sollte er 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter ins Feld führen. Würden die Generalstaaten schlüssig, einen fremden Herrscher zu wählen, so sollte er den Vorrang haben. Er mußte sich der Landesregierung unterwerfen, mit andern Worten, der Prinz von Oranien war sein Gebieter.

Die Generalstaaten machten mit Beihilfe zweier englischen Gesandten einen erneuten Versuch, mit Don Juan Frieden zu schließen. Ihre Hauptbedingung bestand darin, daß er mit seinen Truppen das Land und die Festungen verlassen und den Erzherzog Matthias als Generalgouverneur anerkennen sollte. Als Don Juan die Engländer um ihre Privatmeinung über die Bedingungen fragte, mußten sie selber sagen: „Sie sind zu hart!" Darauf erwiderte Don Juan: „Mit solchen Bedingungen ist bei mir nichts auszurichten." Und als er dennoch ihren Rath zu hören wünschte, sagte der eine Gesandte: „Wir können nur sagen, was jener Arzt sagte, der keine Arznei verschreiben wollte, bis er sich versichert hatte, daß der Patient sie auch annehmen werde." Kurz sie ertheilten keinen Rath und reisten gegen Ende August 1578 wieder ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Auch der Graf Schwarzburg, der kaiserliche Gesandte, machte Versuche, Don Juan zur Annahme der Vorschläge der Staaten zu bestimmen. Wenigstens ihm gegenüber fuhr Don Juan nicht mehr so barsch auf. Das hatte seinen Grund in der trostlosen Lage, in welcher er sich den Staaten gegenüber befand. Schöne Worte bekam er genug von Spanien zu hören, aber Geldmittel, die er so nöthig brauchte, flossen keine. So oft er auch um seine Abberufung gebeten hatte, so wenig hörte man auf seine dringenden Bitten. Was ihn aber aufs tiefste erschütterte,

war die Ermordung seines vertrautesten Rathgebers Escovedo, der auf Befehl des Königs in Madrid ein gewaltsames Ende fand. In solcher Stimmung ließ er sich mit dem Grafen Schwarzburg in keine Verhandlungen ein, er selber erwartete seine Abberufung.

Während sich Don Juan auf solche Weise verzehrte und noch eine schleichende Krankheit dazu trat, schritten die Leute der neuen Religion immer weiter vorwärts. Im Juni hatten sich die Deputirten der niederländischen reformirten Kirche zu einer Synode in Dordrecht versammelt und über 101 Artikeln sich vereinigt. Sie legten darin ihre Ansichten über den Religionsfrieden dar, und wandten sich damit an den Erzherzog Matthias und den Staatsrath. Als die Angelegenheit bei den Staaten zur Verhandlung kam, ersuchte der Prinz die Mitglieder, sich offen zu äußern, aber sie überließen ihm die Lösung der wichtigen Angelegenheit, und wir müssen sagen, sie war damit in gute Hände gelegt. Dennoch fand sein Entwurf, den er vorlegte, nicht den erwünschten Anklang. Dazu schob man die Sache auf die lange Bank, indem man die einzelnen Versammlungen der Provinzen entscheiden ließ. Oranien hatte in seinem Entwurfe verlangt, daß in allen Städten und Flecken die katholische oder die reformirte Religion frei ausgeübt werden dürfe, wenn hundert Familien es begehrten. In Antwerpen, wo Religionsunruhen im Anzuge waren, wurde alsbald bestimmt, daß fünf Kirchen dem reformirten Gottesdienste dienen sollten. Auch gab man den Calvinisten die Beerdigung ihrer Todten auf den Pfarrkirchhöfen, jedoch ohne Predigt und ihre sonstigen Gebräuche zu. Die gegenseitige Verspottung war verpönt. Allen Parteien wurde Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit aufgelegt und von ihnen im Falle der Noth Unterstützung verlangt. Aehnliche Bestimmungen wurden in vielen Städten der Provinzen getroffen. Man findet leicht den Einfluß des Prinzen von Oranien heraus, der die wahre Toleranz geübt und kein Aergerniß gegeben haben wollte. Aber so gemäßigt auch und so billig diese Grundsätze waren, so lehnte doch die Adelspartei dieselben ab. An ihrer Spitze übergab Champagny den maßgebenden Behörden in feierlichem Zuge eine Bittschrift, worin sie auf Reinhaltung der fünfzehn Provinzen von der neuen

Religion drangen. Nur dadurch könne Ruhe und Wohlstand erhalten werden. Auf dem Rathhause wurden besonders die jungen Adligen so heftig und so laut, daß der Stadtrath für gerathen hielt, die Sitzung aufzuheben. Auf der Straße sammelte sich bald ein Volkshaufe, der die Vorlesung der Bittschrift verlangte. Als in der Schrift auch Paris genannt war, schrie das Volk: „Paris! Bartholomäusnacht!" Und nicht lange, so griffen die Haufen nach den Adligen und steckten sie in das Gefängniß. Nach mehreren Tagen fanden sie auch Champagny, der sich versteckt hatte, und brachten ihn nach Gent in enge Gewahrsam. Ihn, als den Bruder des Kardinals Granvella, hielten sie für den Anstifter eines Complottes. Dieser innere Zwiespalt konnte auf die Entwicklung der niederländischen Dinge nicht günstig einwirken.

Die beiden Heere standen sich bei Namur unthätig gegenüber. Es fehlte beiden am Nerv der Kriegführung, nämlich am Gelde. Don Juan fühlte sich in seiner wirklich bemitleidenswerthen Lage geistig und körperlich schwer angegriffen. Die Briefe, die er um jene Zeit schrieb, drücken so recht seine Schwermuth aus. „Ich freue mich," schrieb er an seinen Freund D o r i a nach Genua, „zu sehen, daß Euer Leben so ruhig dahin fließt, während die Welt, die mich umgiebt, so voll lärmenden Getümmels ist." Dann schildert er seine trostlose Lage und schließt: „Ich hoffe, Ihr werdet meiner im Gebete gedenken." An M o n d o z a schrieb er: „Es ist klar, daß man uns hier verschmachten läßt, bis wir unsern letzten Athemzug gethan. Gott lenke uns alles, wie Er will. In seiner Hand stehen alle Dinge." Bereits zehrte ein Fieber an seinem Leben, in seiner Armee wüthete die Pest und schon lagen 1200 Kranke in den Spitälern. Immer wieder drang er darauf, ihn aus seiner Stellung abzuberufen, aber der König blieb kalt und unthätig. Die Ermordung Escovedo's ruhte wie ein schwerer Alp auf Don Juan. Da lag denn der Held von Lepanto in einer elenden Hütte, welche früher den Schweinen zum Aufenthalt gedient hatte. Jetzt war sie gereinigt und mit Tapeten behängt. In den letzten Tagen hatte das Fieber seinen Geist so sehr umflort, daß er phantasirte. In seinen Phantasien beschäftigte er sich mit dem Kriegswesen, wie Napoleon anf St. Helena. Er

ordnete eine Schlacht und kommandirte Reitergeschwader, horchte auf Trompetenschall und rief Victoria. Kurz vor der Todesstunde wurde er noch klar. Man hat noch von seinem Beichtvater einen Bericht über seine letzte Zeit, in der der Sterbende einmal äußerte: „Wie sollte ich mich nicht nach der Weite des Himmels sehnen, da von der Erde keine Hand breit mir gehört.“ Er ließ sich noch die Sterbesakramente seiner Kirche reichen und schlief am 1. Oktober 1578 sanft ein. Es hätte vielleicht ein rechter Christ aus ihm werden können, wenn er eine andere Leitung gefunden hätte. So war sein Geist mit der römischen Finsterniß umhüllt. Alexander von Parma trat auf seine Anordnung das Kommando der Armee und die Staathalterschaft an, bis der König anders verfügt haben würde. Das ganze Heer geleitete in Trauer den tapfern Helden nach Namur. Er wurde in der Kathedrale einstweilen beigesetzt, bis sein Wunsch erfüllt wurde, neben der Leiche seines Vaters im Escurial zu ruhen. Philipp II. ließ die Leiche, in drei Theile zerlegt, in einem mit Sammt ausgeschlagenen Koffer nach fünf Monaten durch Frankreich nach Spanien verbringen. Am 24. Mai traf der feierliche Leichenzug im Escurial ein, wo dann unter dem Hochaltar der wieder zusammengefügte Leib in der Gruft beigesetzt ward.

Aus dem feindlichen Lager erhielt der Prinz von Oranien die Nachricht von der schweren Erkrankung und dem Tode des Don Juan. Ich habe keinen Brief desselben auffinden können, worin er sich über den Tod des Helden ausgesprochen hätte. Wenn ein Zwischenreich eingetreten wäre, wie nach dem Tode des Großkommandeurs Requesens, so wäre dies ohne Zweifel dem Prinzen erwünscht gewesen, aber bald sollte er erfahren, daß Parma ein glücklicherer Feldherr und ein geschickterer Staatsmann war, als dessen Onkel Don Juan.

22. Alexander von Parma und der Oranier.

Ottavio Farnese, der Vater des Prinzen Alexander von Parma, stand zu Kaiser Karl V. im Verhältnisse eines treu ergebenen Mannes und zeichnete sich als Kriegsmann aus. Seine Gemahlin war die uns hinlänglich bekannte Regentin der Niederlande, Margaretha von Parma. Sie hatte ihrem jugendlichen Gemahle Zwillinge geboren, von denen eben Alexander eine bedeutende Rolle spielen sollte. Sein Urgroßvater Papst Paul hatte einst dem Kinde die Hände aufgelegt und in ihm einen bedeutenden Kriegsmann vorausgesagt. Und wirklich stachen auch von Kind auf seine militärischen Neigungen hervor. Obwohl er auch in den Wissenschaften Fortschritte gemacht hätte, so strebte sein Sinn doch frühe nach Kriegsthaten. Schon als elfjähriger Knabe wollte er als Freiwilliger in der Schlacht bei St. Quentin mitkämpfen, und brach in Thränen aus, als ihm sein Onkel König Philipp II. seinen Wunsch abschlug. Dieser nahm ihn mit nach Spanien und ließ ihn mit seinem Sohne Don Carlos und Don Juan erziehen. Er sehnte sich auch dort und je länger je mehr nach Kriegsthaten. Das sollte denn auch bald geschehen. Als er zwanzig Jahre alt war, wurde er schon vermählt mit einer Prinzessin Maria von Portugal und nahm seinen Aufenthalt in Parma. Doch die Unthätigkeit hier plagte ihn. Wie froh war er daher, als sein Onkel und Jugendfreund Don Juan zum Oberkommandirenden der Flotte Roms, Venedigs und Spaniens gegen die Türken ernannt war. Da ließ er sich nicht mehr länger halten, er eilte auf den Kriegsschauplatz und in der berühmten Seeschlacht von Lepanto zeichnete er sich durch seine Tapferkeit, die an Tollkühnheit grenzte, glänzend aus. Als König Philipp sich entschlossen hatte, Don Juan von seinem Posten abzurufen, hatte er im Sinne, den Parma mit seiner Mutter in die Niederlande zu senden. Die Herzogin that es trotz alles Zuredens nicht, Alexander aber ging gerne. Er kam im Dezember 1577 mit seinen Veteranen in den Niederlanden an, und schon im Januar des folgenden Jahres hatte er den Hauptantheil an dem Siege von Gemblours. Er

war ein schöner Mann, mittlerer Größe, damals 33 Jahre alt, von fürstlicher Haltung und wohl für Philipp II. der beste Generalstatthalter der Niederlande, für die Niederlande selber von höchst nachtheiligem Einflusse. Als äußerlich strenger Katholik haßte er die, welche dem Evangelium huldigten. Gegen sie kannte er, wie Alba, keine andern Ueberzeugungsgründe, als hängen, ersäufen, verbrennen, niedermetzeln. Er ließ sich regelmäßig jeden Tag die Messe lesen. Damit hielt er seine Religion für abgemacht, sonst war er ein Weltmann. Was ihm an Religion fehlte, das hatte seine Gemahlin, die eine fromme Katholikin gewesen sein muß. Sie ersetzte seinen etwaigen Mangel, wie er meinte.

Das war der neue Statthalter, dem die Geschicke der Niederlande jetzt anvertraut waren. Sowohl an militärischen Fähigkeiten, als an politischem Geschicke war er seinem Vorgänger überlegen, und die Verhältnisse in den Niederlanden standen so, daß im Interesse des spanischen Königs, so wie der katholischen Kirche nur Vortheile in Aussicht standen. Die katholischen Adligen, wie wir sie kennen lernten, fielen ihm denn auch bald zu. Es gab ganze Haufen katholischen Volks, die man Malcontenten (Unzufriedene) und spottweise auch Paternosterknechte nannte, sie durchzogen das Land und bedrohten eben die Stadt Gent. In Gent ging es auch wirklich kunterbunt her, die äußersten Parteien hatten ihren Parteigeist dort abgelagert. Hier hatte sich der Pfalzgraf Johann Kasimir niedergelassen, nur um die Verwirrung und das Elend zu vermehren. Seine zahlreichen Truppen, die er mitgebracht hatte, glichen den Heuschreckenschwärmen des Ostens, die, wohin sie kommen, des Landes Gewächse zerstören. Sie raubten und plünderten das ohnehin heruntergekommene Land. Auch Gent hatte darunter zu leiden. Einst eine reiche Stadt, die zweite in den Niederlanden, sah sie jetzt Gras in ihren Straßen. Sie war ein Herd der Zwietracht geworden. Die große Mehrzahl der Bürger huldigte dem Evangelium, es gab aber auch Mißvergnügte, welche vom katholischen Adel aufgestachelt waren. An ihrer Spitze stand ein nichtswürdiger Mensch, Hembyze, beredt und ränkesüchtig, während Ryhove, ein schamloser, rachsüchtiger Mann, sich für einen Freund

Oraniens ausgab. Er war es, welcher nicht ruhte, bis er zwei Gefangene, den alten Blutrath Hessels und den Exprocurator Visch, zum Tode gebracht hatte. Am 4. Oktober 1578 ließ er beide Gefangene in einer Kutsche zum Thore hinausfahren und in einigen Minuten halten. Ohne Untersuchung und Urtheil wurden sie an den nächsten Baum aufgehängt.

Bei solchen und ähnlichen Vorfällen stieg die Erbitterung immer mehr, die Mißvergnügten plünderten auf dem Lande, und in Gent wurden vom Gegentheile die Klöster beraubt und die katholischen Geistlichen mißhandelt. Der besser und ruhig gesinnte Theil der Stadt, welcher den Prinzen von Oranien hoch schätzte, wandte sich deßhalb an ihn, der sich damals in Antwerpen aufhielt, um Vermittlung. Er schlug darauf hin drei Punkte vor, die ein friedliches Abkommen zur Folge haben mußten. Die katholische Geistlichkeit sollte in ihrem Eigenthum geschützt, die katholische Religion nicht gehindert und die Oktobergefangenen frei gelassen werden. Die Stadt gab die zwei ersten Punkte mit der Bedingung zu, daß die reformirte Religion gesichert sein müßte. Was die Gefangenen betreffe, zu denen Champagny gehörte, so sollte über sie eine gesetzliche Untersuchung geführt werden. So kam denn auch wirklich ein Vertrag zu Stande, aber da brach auf einmal in Gent ein Aufstand aus. Der Pöbel, von Volksverführern aufgehetzt, stürmte in die katholischen Kirchen, zerstörte Bilder und Bildsäulen, raubte Schätze und verjagte die Priester, „mit einem solchen Gerase, daß man meinte, alle Einwohner wären toll und rasend," sagt ein alter Erzähler. Alles Bitten der Behörden, davon abzulassen, war vergeblich, der Pöbel ist eben zu allen Zeiten Pöbel. Wir wissen schon aus früherer Zeit, was für ein Feind solcher sinnlosen Bilderstürmerei der Prinz war, er hielt es darin mit Dr. Luther und allen ruhig und christlich denkenden Männern, daß eher die innerlichen Götzen, als die äußerlichen gestürzt werden sollten. Der Landgraf Wilhelm von Hessen schrieb gewiß ganz evangelisch in dieser Beziehung: „Daß die Lehre des heiligen Evangeliums ausgebreitet wird und allenthalben zunimmt, hören wir gerne, es ist auch jeder Christ schuldig, dasselbige befördern zu helfen. Aber Kirchen und Bilder stürmen, sich geistlicher

Güter zu bemächtigen und die armen Personen mit Gewalt auszutreiben, das finden wir nirgends in keinem Evangelio geschrieben, denn Paulus sagt: Fliehet, aber nicht, zerstöret die Götzen. So sollte man auch nach der Lehre Luthers die Bilder eher aus den Herzen nehmen, darnach würden sie wohl aus der Kirche selbst kommen. Wir haben aber fürwahr Sorge, es werden sich die losen Götzen mit Vergießung vieles Menschenblutes rächen, aber Gott regieret die Dinge Aller, der wolle sie zu einem gnädigen Ende schicken!" Das schrieb der Landgraf am 3. Oktober 1578, und wie begründet seine bange Ahnung war, das bewies die Folgezeit. Gerade so urtheilte auch der besonnene Prinz. Damals beschäftigte ihn der Gedanke, ob es nicht besser wäre, sich von einem Lande, das ihn so wenig verstand, hinweg zu wenden. Kam doch dazu, daß sogar von Holland und Seeland üble Nachreden über seine Redlichkeit ausgestreut wurden, besonders deßhalb, weil er in Beziehungen zu dem französischen Prinzen Anjou stand. Er kam jedoch von seinem Gedanken, dem Lande den Rücken zu kehren, auf Abreden seiner Freunde zurück. Languet, der ihm nahe stand, schrieb in jener Zeit über ihn: „Ich bewundere seine Weisheit alle Tage mehr. Die sich seine Freunde nennen, machen ihm mehr Verdruß und Schwierigkeiten, als seine Feinde, er bleibt sich aber immer getreu, läßt sich durch alle Stürme nicht aus seinem Gleichgewicht schrecken, durch alle Beleidigungen nicht zu unüberlegtem Handeln drängen."

Trotzdem die Verhältnisse von Gent im höchsten Grade verwirrt waren und nichts Einladendes hatten, ließ sich der Prinz dennoch bewegen, dahin zu gehen. Es geschah im Anfange des Dezember. Es war keine Kleinigkeit, mit den verschiedenen, sich einander entgegenstehenden Parteien zu verhandeln. Dem Prinzen gelang es dennoch, noch ehe der Monat verflossen war, einen Vertrag zu Stande zu bringen, wonach für beide Bekenntnisse freie Ausübung gewährleistet, jede Störung und Beleidigung mit schwerer Strafe bedroht und jeder verpflichtet war, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Die äußersten Parteien waren natürlich mit diesem Vertrage nicht zufrieden, sie konnten mit nichts anderem, als mit Ausrottung ent-

weder der katholischen oder der reformirten Religion zufriedengestellt werden. Darnach fühlte sich der Pfalzgraf Johann Kasimir auch nicht mehr behaglich in Gent. Dieser Mann ohne tiefern Blick, obwohl er es gut meinte, hatte sich nicht warnen lassen. Er bedachte nicht, was der alte Landgraf Philipp zu sagen pflegte, „er wolle lieber 30 oder mehr tausend Teufel, als viel tausend deutsche Reiter oder Landsknechte bei sich haben, die er nicht bezahlen könnte, dieweil man der Teufel mit einem gläubigen Kreuz, aber des Kriegsvolks ohne Geld oder Schläge nicht könnte loswerden.“ Der Pfalzgraf befand sich in der peinlichsten Lage, er hätte die Verwirrung in den Niederlanden, statt ihr zu wehren, nur vermehrt. Der Prinz von Oranien half ihm heraus, Kasimir verließ Gent und kam nach Deutschland zurück, weil sein Aufenthalt, wie er endlich einsah, den Provinzen weder nützlich, noch angenehm sei. Wir lassen ihn und sehen uns nach den Truppen, die er nach den Niederlanden geführt, man möchte lieber sagen, verführt hatte. Sie waren zerlumpt und zogen sich halb hungernd nach Deutschland zurück. Auch der Herzog von Anjou entließ seine Truppen und verließ selber die Niederlande, nachdem er sich bei den Staaten bitter darüber beklagt hatte, daß sie den mit ihm abgeschlossenen Vertrag nicht gehalten hätten. Die Antwort darauf war höflich, denn Oranien wußte, wie viel darauf ankomme, es weder mit Frankeich, noch mit England zu verderben. Die Königin Elisabeth machte nämlich den Staaten Vorwürfe, daß sie den Herzog von Anjou undankbar behandelt hätten. Das suchten sie durch ein artiges, anerkennendes Schreiben gut zu machen, und der Herzog nahm es freundlich auf. Es wäre ja kein Verlust gewesen, wenn Anjou nie mehr die Niederlande betreten hätte. Wir werden ihn noch näher kennen lernen. Für einen Verlust hielt der Prinz den Tod des Grafen Bossu, der noch am Ende dieses Jahres vom Schauplatz abgerufen wurde. Er schrieb, als er von der lebensgefährlichen Krankheit des Grafen Nachricht erhielt, an seinen Bruder: „Wir sind hier in der größten Traurigkeit der Welt wegen der schweren Krankheit des Herrn von Bossu. Man berichtet mir, daß sehr wenig Hoffnung auf sein Leben vorhanden ist. Gewiß das Land würde an

einem solchen Manne viel verlieren. Ich hoffe, daß Gott uns nicht so schwer heimsuchen wird." Und doch sprengten die Feinde des Prinzen damals das Gerücht aus, er habe den Grafen in Austern vergiften lassen. So wütheten diese Leute, so zu sagen, in ihren eigenen Eingeweiden und waren auch deßhalb den Verführungen des schlauen Prinzen von Parma leicht zugänglich. Er wandte das Bestechungssystem an. Es kam nur auf die Summe an, welche er ihnen anbot, so fielen sie ihm zu. Dazu unterstützten ihn natürlich auch die römischen Priester. Ein solcher rieth auch, dem Prinzen den Garaus zu machen. Nach und nach setzte sich der Gedanke in den bigotten Leuten fest, nur der Dolch oder die Kugel des Banditen könnte der „eingefleischten Rebellion" ein Ende machen. Ueberhaupt übte die katholische Geistlichkeit in den wallonischen Landestheilen einen entschiedenen Einfluß aus. Ihr ist die Trennung der Niederlande in den Norden und Süden hauptsächlich zuzuschreiben. Es ist schmerzlich, zu lesen, wie so viele von den Adligen, welche der Sache der Freiheit bisher, freilich nur mit halbem Herzen, gedient hatten, sich durch Geld und Würden, die ihnen angeboten wurden, bestechen ließen, diese gute Sache zu verlassen und in die Reihen der Königlichen zu treten.

Die Generalstaaten und alle, welche der Sache der Freiheit anhingen, sahen solche Vorgänge mit schwerem Herzen. Der Prinz von Oranien fühlte es wohl am schmerzlichsten, aber in seinem reichen Geiste fand er einen Ausweg, der ihn uns aufs neue als den großen Mann darstellt, der er auch in Wahrheit war. Die Pacification von Gent war von allen Seiten durchlöchert worden, er hatte ganz in der Stille die Union von Utrecht, wie sie in der Geschichte heißt, vorbereitet. Mit seinem edeln, tüchtigen Bruder Johann, welcher die Statthalterschaft der Provinz Geldern bekleidete, knüpfte er noch im Dezember mit einflußreichen Personen in Geldern, Friesland und Groningen Verbindungen an. Graf Johann leitete diese Angelegenheit. Holland und Seeland schlossen mit Geldern, Gent, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Groningen in Utrecht einen Vertrag am 23. Januar 1579 in 26. Artikeln. Sie verpflichteten sich darin, auf ewig vereinigt zu bleiben, als ob sie nur Eine Provinz wären.

Ihre Sonderrechte wurden natürlich gewährleistet. Streitigkeiten sollten durch die Gerichte, oder auch durch gute Männer geschlichtet werden. Mit Gut und Blut sollten sie für einander einstehen und die Kosten durch Steuern gedeckt werden. Wie im Genter Frieden sollte Religionsfreiheit gelten. Keine Provinz habe sich übrigens in die Religionsangelegenheiten der anderen zu mischen. Obwohl der Prinz von Oranien eigentlich die Utrechter Union hervorgerufen hatte, unterzeichnete er sie doch erst am 3. Mai 1579. Das kam daher, weil er hoffte, unter der Leitung des Erzherzogs Matthias noch mehr Provinzen zur Unterschrift bewegen zu können. Merkwürdig bleibt dabei, daß die unirten Provinzen noch immer von dem Könige von Spanien sich nicht losgesagt hatten, so tief eingewurzelt war der monarchische Sinn. Ihre Verbindung hatte nur den Zweck, sich gegenseitig gegen Unterdrückung zu schützen, aber sie wurde das Fundament des nachherigen holländischen Freistaates.

23. Alexander von Parma rückt vor.

Es war im Anfang des März des Jahres 1579, daß Alexander von Parma mit seinen Truppen eine Bewegung gegen Antwerpen unternahm. Antwerpen war fest und hier konnte nicht so leicht etwas ausgerichtet werden. Der Erzherzog und der Prinz von Oranien leiteten selber die Vertheidigung, es kam zu Gefechten, in denen Parma den Kürzeren zog und mit Verlust sich zurückziehen mußte. Er hätte natürlich Antwerpen genommen, wenn es möglich gewesen wäre, aber eigentlich war sein Ziel die Stadt Mastricht. Von Deutschland her konnte man sie als den Schlüssel zu den Niederlanden ansehen. Der Schlüssel war aber nicht leicht zu nehmen. Eine längere Belagerung war vorauszusehen. Diese begann denn auch rasch und zwar so enge, daß kein Verkehr mit der Stadt möglich war. Oranien stellte den Generalstaaten den Ernst der Lage dringend genug vor. Während Parma auf der einen Seite militärisch vorging, führte er auf der anderen

die Verhandlungen mit den Wallonen so geschickt, daß an einem Erfolge nicht zu zweifeln war, schon deßhalb nicht, weil die zu ihm und zu seinem Haupte König Philipp abgefallenen Großen sich alle Mühe gaben, die wallonischen Provinzen zu gewinnen. Artois, Hennegau und ein Theil von Flandern konnten leicht auf die königliche Seite gezogen werden, der König zeigte sich so gnädig in seinen Anerbietungen gegen sie, daß sie bald in die Falle gingen. Aber auch die Generalstaaten blieben nicht unthätig. Es kam zu bitteren Verhandlungen mit den Staaten von Artois, die letzteren hatten sich eben schon für den König entschieden und achteten nicht auf die Warnung der Patrioten: „Trauet doch nicht dem Pfeifen und Flöten des arglistigen Feindes!“ Auch Abgesandte der Stadt Brüssel versuchten in Mons dem Vorgehen der Wallonen Einhalt zu thun, aber sie erhielten die barsche, unverschämte Weisung, als Unheilstifter das Land zu verlassen. Weil Alexander von Parma hier so gefügige Werkzeuge traf, so meinte er, auch bei den Generalstaaten Anklang finden zu können, und schlug ihnen vor, das System Kaiser Karls V. wieder herzustellen. Die Staaten kannten nur zu gut diese Regierungsweise, welche die katholische Kirche mit Feuer und Schwert schützte. Das wollten sie nicht mehr. Auch der Prinz von Oranien warnte auf das entschiedenste vor den Spaniern. Er wies auf den Verräther La Motte und andere Adlige hin, welche sich mit Geld hätten bethören lassen. Die Wallonen gingen immer weiter in der Annäherung an die Spanier. Der April war noch nicht herum, da kamen ihre Abgeordneten schon im Lager Parmas vor Mastricht an, und wurden aufs glänzendste und schmeichelhafteste empfangen. Eine vorläufige Uebereinkunft war die Frucht der Gesandtschaft. Die herrlichsten Dinge wurden versprochen, die Genter Pacification, die Landesrechte, die baldige Entlassung der fremden Truppen. Rasch verbreitete sich die Nachricht, die Katholiken jubelten, die Patrioten trauerten. Die Wallonen nannten den Oranier damals den Fürsten der Finsterniß. Er ließ sich aber dadurch nicht schrecken, sondern wandte alle Mühe an, die Theilung der Niederlande in zwei Länder zu verhüten, aber es gelang ihm nicht. Der Riß war bereits vollzogen und klaffte fort bis in die neueste Zeit. Die

Katholiken triumphirten von einem Ende Europas zum andern, und zum Bedauern des Prinzen von Oranien erlaubten sich fanatische Reformirte Dinge, die ein ruhig denkender Christ nicht billigen kann. Wie im Jahre 1566 in Antwerpen während einer Prozession der Katholiken durch die Stadt ein trauriger Aufstand ausbrach, so jetzt am 28. Mai 1579. Mit dem Geschrei: „Pfaffen hinaus!“ wurden Priester und Mönche zur Stadt hinausgetrieben. Selbst der katholische Erzherzog Matthias, der in der Hauptkirche der Festlichkeit anwohnte, kam in Lebensgefahr. Es war dem Prinzen unmöglich, die aufgeregten Wogen des Aufruhrs zurückzustauen. Er erklärte des andern Tages den Behörden, daß er seine Aemter niederlegen werde, wenn sich ähnliche Dinge wiederholten. Es wurde nun ein Erlaß ausgegeben, nach welchem die Katholiken zurückkehren und ihren Gottesdienst abhalten sollten, wozu sie berechtigt waren. Wie hier in Antwerpen, so wurde auf ähnliche Weise auch in Utrecht ein Aufruhr hervorgerufen. Es traten noch andere Ereignisse ein, welche der Sache der Spanier und des katholischen Glaubens förderlich waren. Dahin dürfen wir vor allen Dingen die Belagerung und endliche Eroberung von Mastricht rechnen. Parma hatte über 30,000 Mann der besten Truppen um die Stadt gelegt, und es gelang ihm doch erst nach vier Monaten und einem Verlust von mehr als 10,000 Mann, Mastricht im Sturm zu nehmen. Wir können hier die Einzelheiten der Belagerung mit ihren Merkwürdigkeiten nicht erzählen. Der Muth und die Geschicklichkeit der Belagerten ist wirklich bewunderungswürdig. Ein Brief, der ihnen vom Erzherzog und Oranien Entsatz in Aussicht stellte, munterte sie zwar auf, aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich, eine Stadt, wie sie Parma durch seine Belagerung errichtet hatte, zu überwinden, um der Stadt Mastricht zu helfen. Ja, wäre die Zersplitterung in den Niederlanden nicht eingerissen, hätte geholfen werden können. So aber siegte zuletzt Parma, und nun erfolgten die gräulichsten Auftritte in der Stadt Mastricht. Mit Entsetzen wendet man sich von den Gräueln weg, die von den Spaniern verübt wurden. Am Tage des Sturmes wurden 4000 Menschen, Alt und Jung, Männer und Frauen niedergemetzelt, und das Gemetzel

währte noch zwei Tage fort. Während Parma in der letzten Zeit krank in seinem Zelte darniederlag, erhob er sich nach der Eroberung der Stadt von seinem Lager und zog, auf einem Thronsessel getragen, in einer prachtvollen Begleitung in der Stadt ein. Der Anblick des Blutes und der herumliegenden Leichen rührte ein solch fanatisches Herz, wie Parma eins hatte, nicht im mindesten. Der konnte noch seinem Gott und seinen Heiligen in der Kirche danken. Der Prinz von Oranien aber, der alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um dieses Unglück abzuwenden, mußte jetzt nach dem Urtheile gar Mancher die ganze Last tragen. Er sei das Hinderniß eines ehrenvollen Friedens. Einmal war er in der Versammlung der Generalstaaten, ein Bote überbrachte den Brief eines Unbekannten. Der Schreiber wurde angewiesen, den Brief vorzulesen. Kaum hatte dieser angefangen, so hielt er auch schon wieder inne, denn die giftigsten Schmähungen waren darin über den Prinzen ausgeschüttet. Was thut Oranien? Er nimmt den Brief und liest ihn mit der größten Ruhe von Anfang bis zu Ende vor, aber nimmt nun auch Gelegenheit, sein Verhalten zu rechtfertigen. Er erklärt aufs bestimmteste, daß er, wenn er das Hinderniß des Friedens sei, alsbald das Land verlassen wolle. Die Versammlung jedoch gab ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen und er fühlte wohl, daß er noch immer in den Gemüthern der Patrioten einen festen Platz einnehme. Was dem Herzen des treuen Mannes schwer auflag, waren die verworrenen Zustände in Gent. Wir kennen sie schon. Der schon genannte Volksverführer Hembyze hatte keine Ruhe. Im Anfange des März 1579 zettelte er aufs neue eine Empörung des Pöbels an, der ja in solchen Zeiten immer bereit ist, zu plündern und zu mißhandeln. Auch dies Mal sind es wieder die Katholiken, welche die ärgste Unbill erfahren. Oranien wandte sich alsbald am 11. März an die Stadtbehörden von Gent, um ihnen seinen Schmerz über solche Vorfälle auszusprechen. Das müßte Zerrüttung über das Land und die größte Gefahr für die reformirte Religion herbeiführen. Es erscheine ihm gerade so, als ob ein Patient aus Ungeduld das Pflaster von seiner Wunde wie ein Wahnsinniger herunterreißen und sich das Messer in das Herz stoßen wolle, um Linderung in seinen

Schmerzen zu suchen. Auf vernünftige Leute wirkten solche handgreifliche Beweise, aber die Empörer, an ihrer Spitze Hembyze und der Prediger Petrus Dathenus, ein ehemaliger Mönch und jetzt ein überspannter Volksredner, ließen sich in ihrem unsinnigen Unterfangen nicht zurückhalten. Sie tobten und schimpften über den Prinzen, Dathenus mißbrauchte sogar die Kanzel, um an dem edeln Oranier auch nicht einen einzigen guten Faden von Religion zu lassen. Darauf hin schickte ein ansehnlicher Theil der Stadt einen Boten mit der Bitte an den Prinzen nach Antwerpen, ihnen seinen Rath und seinen Besuch zu gönnen. Da erließ er an den Magistrat von Gent unter'm 24. Juli 1579 ein Schreiben, welches zu seinen besten insoferne gehört, weil man darin so recht in die Reinheit seiner Gesinnung einen gar wohlthuenden Blick erhält. Gegen die Verläumdungen der Feinde sagt er: „Mein vergangenes Leben und die Dienste, die ich dem Lande mit so vielen Verlusten und Arbeiten geleistet habe, sollten doch ein hinreichend genügendes Zeugniß von meiner Treue ablegen." Weil man ihm vorwarf, daß er selbständig Verhandlungen führe, so erklärte er: „Ich weiß Gott sei Dank, daß man über Friede, oder Krieg, oder Bündnisse nur mit der Uebereinstimmung des Volkes verhandeln muß." Er konnte sich auch in dieser Hinsicht auf sein bisheriges Verfahren in Holland und Seeland und anderwärts berufen. Besonders ergreifend ist, was er in Beziehung auf sein Verhalten zur Religion sagt: „Es ist unglaublich, daß es Leute gibt, welche meinen Eifer für die Religion, für welche ich doch so viel gelitten habe, bezweifeln. Ich wünsche, daß man das, was solche Ankläger seit zehn Jahren gethan haben, mit dem vergleiche, was ich gethan habe. Ich bekenne, daß ich die Art, deren Andere sich bedienten, nicht gebilligt habe, aber in dem, was die wahre Förderung der Religion betrifft, möchte ich Niemanden weichen. Die, welche mich so kecklich anklagen, haben keine andere Freiheit, als die ich ihnen durch das Blut der Meinigen, durch meine Arbeiten und meine außerordentlichen Geldopfer erworben habe, und die mir wenigstens so viel verdanken, daß sie mit solcher Frechheit gegen mich sprechen können." Er konnte mit gutem Gewissen sagen, was er gegen das Ende seines Schreibens bezeugt: „Ihr wer-

det das herzliche Verlangen erkennen, das ich fühle, daß die Ehre Gottes in eurer blühenden Stadt und in guter Ruhe befördert werde.“ Auch sagte er seinen baldigen Besuch zu. Diesem Besuche, den er fürchtete, zuvor zu kommen, machte Hembyze einen Gewaltstreich. Gestützt auf eine Macht von 2000 Mann, setzte er rasch alle Personen der Behörden, die ihm entgegen standen, geradezu ab, und schob an ihre Stelle seine Freunde, und Dathenus hatte die Frechheit, diesen Schritt in einer Schrift, die er verbreitete, zu rechtfertigen. Um die Ankunft des Verräthers Oranien in Gent, der auf einem Schleichwege das ausgerottete Papstthum und die gestürzte Tyrannei Spaniens wieder herstellen wolle, zu verhindern, sei die außerordentliche Maßregel nothwendig gewesen. Noch am letzten Juli schrieb der so schwer beschimpfte Prinz dem Magistrat von Gent in einer Nachschrift, daß er gehört habe, Dathenus habe in einer öffentlichen Versammlung von ihm gesprochen, „als einem Menschen ohne Glauben und Treue und voll von Ehrgeiz und andere Nachreden, wie sie seinem Berufe übel anstehen,“ und sagt dann mit Ruhe: „Wir wollen euch für jetzt nichts anderes sagen, als daß wir uns deßhalb dem Urtheile derer, die uns gekannt haben, unterziehen.“

Der Prinz traf in Gent ein, und alsbald gingen auch die Rebellen, besonders die Anführer durch. Hembyze hatte sich in einem Schiffe versteckt, aber einer seiner Freunde führte ihn aus seinem Versteck heraus gerade vor den Prinzen. Dieser richtete ernste Worte an den Aufrührer, der nur froh war, daß er nicht an den Galgen gehängt wurde. Er floh mit Dathenus zu seinem Gönner Johann Kasimir, der sie gastlich aufnahm. Oranien stellte die Ordnung in Gent wieder her und kehrte nach Antwerpen zurück, nachdem er die oft abgelehnte Statthalterwürde von Flandern endlich angenommen hatte.

Während dieser betrübenden Vorgänge in Gent hatten sich seit Anfang des Monats Juni in Köln Abgesandte des Königs von Spanien, der Generalstaaten, des Kaisers und des Papstes versammelt, um die niederländischen Wirren beizulegen. Sieben Monate haben diese Herren getagt, und haben am Ende nichts getagt. Ihre Aufgabe bestand darin, die Alleinherrschaft des Königs von Spa-

nien und der römisch-katholischen Kirche aufrecht zu erhalten. Alle sehnten sich nach Frieden, denn Alle waren in zwölf Jahren müde geworden, nur ein Mann hielt die Augen offen und war unerschöpflich thätig, und ihm hat man es gewiß zu verdanken, daß nicht ein fauler Friede geschlossen worden ist. Der Kölner Congreß war ganz dazu angethan, durch Verzögerung die Geister zu ermüden und zu theilen, um den Zweck zu erreichen. Ganz richtig hat darüber ein einsichtiger und christlicher Mann geurtheilt, du Plessis Mornay, wenn er sagt: „Der Vertrag von Köln hat genugsam gezeigt, was die eigentliche Absicht des Feindes war, indem er den schönen Namen „Friede" vorschlug, nämlich die Provinzen zu theilen und zu brechen und die Städte zu unterwerfen." Hätten die Friedensstifter den Prinzen von Oranien gewinnen können, so wäre ihre Sache gewonnen worden. Er hat aber später in seiner Apologie gesagt, daß er „weder um seiner Güter, noch um seines Lebens, weder um seiner Frau, noch um seiner Kinder willen auch nur einen einzigen Tropfen Gift des Verraths in seinen Becher mischen würde." Und doch, obwohl Jedermann diesen noblen Charakter kannte, versuchte man, ihn von der Bahn des Rechts und der Wahrheit abzulenken. Was er auch fordern werde, man werde es ihm gewähren, war die lockende Verheißung. Man wollte ihm seinen Sohn und seine Güter zurückgeben, seine Schulden zahlen, Religionsfreiheit für seine Familie gewähren. Ziehe er aber, was ihnen natürlich am liebsten gewesen wäre, die Rückkehr nach Deutschland vor, so solle sein Sohn in alle Würden und Güter eingesetzt, er selbst in Deutschland entschädigt werden und eine Million baar erhalten. Er lehnte alles ab mit der Erklärung, er werde sich von der Sache der Staaten nicht trennen. Die Spanier freilich meinten, es handle sich bei dem ganzen Streite nur um die Person des Prinzen von Oranien. Er erklärte den Staaten, daß er nicht im Wege sein wolle. Wählten sie ein anderes Haupt zur Leitung ihrer Angelegenheiten, so versprach er, unter ihm zu dienen und ihm Gehorsam zu leisten. Und es war ihm voller Ernst damit, aber auch den Staaten war es voller Ernst, den treuen, bewährten Prinzen als ihren Führer beizubehalten. Sie schickten ihre Gesandten

nach Köln und diese überreichten am 18. Mai in vierzehn Artikeln ihre Forderungen, die sich um Religionsfreiheit und ihre alten Landesrechte drehten. Was die Religion betraf, drangen sie auf Gewissensfreiheit, denn die Religion sei nicht Sache der Menschen, sondern Gottes. Solche Sprache erschien der Kölner Friedensversammlung tadelnswerth. Sie bestand auf Gehorsam gegen den König, wie in den Zeiten des Kaisers Karl, und in Sachen der Religion verlangte sie die alleinige Herrschaft der katholischen Kirche. Daß die Gesandten der Staaten solche Vorschläge für unannehmbar erklärten, war voraus zu sehen, sie erklärten ihr Befremden, daß man die Edikte anführe, „als ob nicht genug Bluts um der Religion willen vergossen worden sei.“ Bei dieser Gelegenheit deuteten sie auch an, daß, wenn nicht bald Friede gemacht werde, sie sich von dem Könige von Spanien lossagen würden.

Endlich kam der Kölner Friedenscongreß zum Schlusse, es war ein Schluß ohne Ende, denn die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten den Staatenabgeordneten am 13. November 1579, daß ihre Geduld jetzt erschöpft sei, sie überließen nun die Sache den Händen Gottes und den streitenden Parteien. Die Gesandten der Staaten blieben die Antwort nicht schuldig. Wenn sie gewußt hätten, daß man keine freundlicheren Absichten hegte, so hätte sich die Sache in sechs Tagen statt in sechs Monaten abmachen lassen. So ging man denn aus einander, aber das war von den Spaniern erreicht, daß überall Zwietracht ausgesäet war, und die Folgen blieben nicht aus. Ein Abfall von der Sache der Patrioten um den andern erfolgte. Am letzten Juli schrieb der Graf Johann von Nassau aus Utrecht an seine Räthe in Dillenburg: „Es haben der Statthalter von Friesland und die Deputirten der uniirten Provinzen, welche jetzt in großer Anzahl hier versammelt sind, mich durch den Herrn Prinzen ganz fleißig bitten lassen, auch hernachmals mich selbst vielfältig angesprochen und gebeten, daß ich diese Lande in der jetzigen Noth und Gefahr nicht verlassen wollte, wie denn der Herr Prinz solches, insonderheit Seiner Gnaden Person halben, weil Dieselbe sonsten von allen Herren, ausgenommen dem Statthalter von Friesland und mir verlassen wären und unter den Herren Niemanden hätten, dem

Sie vertrauen dürften, ganz hoch an mich begehrt und mir alle Umstände weitläufig remonstriren und zu Gemüth führen lassen." So stand es damals, und der Statthalter von Friesland, der Graf von Renneberg, auf den sich die beiden Brüder als einen guten Patrioten verließen, sollte sich nur zu bald als eine häßliche Schlange entpuppen. Ehe dieser traurige Fall eintrat, wurde die Stadt Mecheln dem Prinzen von Parma überliefert. Oranien gab sich alle Mühe, den dortigen Gouverneur, de Bours, von dessen verrätherischen Absichten er Wind erhalten hatte, zu seiner Pflicht zurückzuführen. Ihn unterstützte ein Freund des de Bours, aber vergeblich, obwohl derselbe ihm seinen früheren Eifer für die reformirte Kirche ins Gedächtniß zurückrief. Alles war vergeblich. De Bours übergab die Stadt Mecheln dem Prinzen von Parma und wurde natürlich von ihm aufs herzlichste aufgenommen.

Wie dort in Köln die Gesandten der Staaten den Abfall von dem Könige von Spanien angedeutet hatten, so entwickelte sich derselbe auch nach und nach. „Mit welchem Rechte kann man verlangen," sagten die Generalstaaten, „daß die Lande allezeit von ihrem Herrn mit Rauben, Brennen, Würgen und Morden sollen vergewaltigt werden?" Nachher haben sie geradezu erklärt: „Die Unterthanen sind von Gott nicht um des Fürsten willen, sondern der Fürst um der Unterthanen willen eingesetzt, ohne welche er kein Fürst wäre." Der Prinz stimmte mit solchen Ansichten überein, aber er sprach es auch aus, daß ohne ein erbliches Oberhaupt nicht auszukommen wäre. Es war jedoch leichter, den König von Spanien abzusetzen, als einen andern Herrscher zu finden. Jeder Patriot hat wohl in seinen Gedanken keinen besseren gewußt, als gerade den Prinzen von Oranien, nur der Prinz selber theilte nicht diese Ansicht. Er lehnte bestimmt die Krone ab, und erklärte sich bereit, Jedem, den die Generalstaaten zu seinem Nachfolger erklärten, wie der geringste Edelmann des Landes zu gehorchen. Er sagte in der Versammlung der Staaten: „Ich verspreche Euch, meine Schuldigkeit zu thun mit all meiner Kraft und Geschicklichkeit, wie Gott und mein Gewissen mir Zeugniß geben, daß ich sie bisher gethan habe." Wen sollte man aber zum Oberhaupte erwählen? Der Erzherzog Matthias hatte sich un-

fähig gezeigt, und von den deutschen Fürsten ließ sich nichts erwarten. Mit Recht schreibt Hubert Languet damals: „Deutschland ist nach seiner Gewohnheit ein müssiger Zuschauer der Trauerspiele, die sich bei seinen Nachbarn abspielen und schöpft aus ihrem Schaden seinen Nutzen." Das rührte hauptsächlich außer seiner Kleinstaaterei von der Religion her, indem die lutherische Kirche das Aufkommen der reformirten ungerne sah. War aber von England viel zu hoffen? Es ist nicht zu läugnen, daß es die kräftige Unterstützung der Provinzen wünschte, und England hatte auch bereits schon Geld und Menschen geliefert. Es handelte sich um den Herzog von Anjou, der von dort aus, besonders von Seiten der Königin Elisabeth begünstigt wurde. Ihm standen aber die Provinzen Holland und Seeland aufs entschiedenste entgegen, indem sie den Prinzen von Oranien zu haben wünschten. Die Generalstaaten machten ihnen alle Vorstellungen, ihnen den Anjou zu empfehlen.

24. Trübe Erfahrungen.

Um jene Zeit war es, in welcher der Prinz von Oranien schriftlich und mündlich den Staaten ernste Wahrheiten sagte. Er fühlte sich mit Recht tief gekränkt, denn traf ein Unfall die Nation, so wurde es ihm zur Last gelegt, während man das Gute, das er gestiftet habe, mit Stillschweigen hinnehme. Namentlich tadelte er die Knauserei der Staaten, welche Schuld war, daß der Erzherzog seinen Haushalt aufzugeben genöthigt war. Auch der Prinz war in seinen Mitteln aufs Aeußerste beschränkt, weßhalb er auch jetzt wieder die Niederlegung seiner Aemter anbot. Dem Feinde wäre dies erwünscht gewesen, indem er ohnehin alle seine Thätigkeit darauf richtete, Zwietracht zu säen. Der Friede, den der Feind anbiete, würde wie in vergangenen Zeiten tausende von unschuldigen Leuten in die Hände der Inquisitoren liefern. In Beziehung auf die üblen Nachreden über seinen Charakter konnte er mit gutem Gewissen auf sein Leben hinweisen, welches der beste

Vertheidiger gegen die Verläumdungen war. An die Generalstaaten schrieb um jene Zeit Languet: „Pfleget, ich ersuche Euch, die Freundschaft des Prinzen, denn es ist kein zweiter Mann, wie er, in der ganzen Christenheit. Dennoch unterliegt er dem Loose aller verständigen Männer, von allen Parteien getadelt zu werden. Das Volk klagt, von ihm verachtet, der Adel behauptet, von ihm gehaßt zu sein."

Der Prinz besaß eine ausgezeichnete Gabe der Beredtsamkeit. Selbst einer seiner heftigsten Gegner sagt in dieser Hinsicht von ihm: „Mit einem eigenen Tone und einer passenden Action, worin der Prinz von Oranien sich auszeichnete, bewirkte er auf die Versammlung einen solchen Eindruck und Ueberzeugung, daß er die Frucht, die er wünschte, fand." Im Anfang des Januars 1580 übergab er den Generalstaaten eine gründlich ausgearbeitete Denkschrift, worin er die Lage des Landes nach der Wahrheit schilderte und eine hinreichende Zahl von erfahrenen Soldaten verlangte. Er schloß diese Denkschrift mit den Worten: „Erwäget die Sache wohl, die ich Euch ans Herz lege und die von der allergrößten Wichtigkeit ist. Ich bitte Euch, zu glauben, daß, was ich hier sage, nicht bloße Worte sind. Es ist eine getreue Darstellung der Lage, die, wenn sie nicht verbessert wird, zum schnellen und völligen Untergange des Landes führen wird. Was jedoch auch geschehen mag, ich bitte Euch, versichert zu sein, daß ich mit Gottes Hilfe entschlossen bin, mit Euch zu leben und mit Euch zu sterben." Es geschah aber so viel Schweres, daß es den ganzen Glauben eines Mannes bedurfte, wie ihn der Prinz besaß, um es ertragen zu können. Zu diesem Schweren gehörte der Verrath des Grafen von Renneberg, des Statthalters von Friesland, dem der Prinz und sein Bruder Johann großes Vertrauen schenkten. Sie ließen sich in ihrem Vertrauen nicht irre machen, obwohl schon seit Monaten üble Gerüchte über ihn umliefen. Und doch waren die Gerüchte begründet, wie sich leider nur zu bald herausstellte. Schon im November 1579 hatte er mit dem Herzoge Terra Nova einen Vertrag abgeschlossen, wornach ihm für seinen Verrath viel Geld und Ehre zugesagt war. Eigennutz und zugleich Eifersucht auf den Einfluß der Nassauer ließ ihm keine Ruhe, bis er das Bubenstück ausgeführt hatte. In

der höchsten Noth des Landes verrieth er dasselbe. Der Prinz war durch aufgefangene Briefe von dem Unterfangen in Kenntniß gesetzt, und um ihm zuvorzukommen, lud er den Grafen zu einer Zusammenkunft ein. Der Verrath war noch nicht ganz zur Reife gediehen. Deßhalb mußte die Ausführung beschleunigt werden, ehe der Prinz nach Groningen kam, wo Renneberg seine Residenz hatte. Am 3. März 1580 gab derselbe ein Ballfest. Bei der Tafel machte der Bürgermeister Hildebrand dem Grafen wegen der üblen Gerüchte Vorhalt. „O mein Vater," heuchelte der Graf, „könnt Ihr mich denn einer solchen That schuldig glauben? Ich bitte Euch, vertrauet mir und fürchtet nichts." Und noch in derselben Nacht ließ dieser Judas die Häupter der Patrioten ins Gefängniß werfen und ein Haufe gedungener Matrosen und Tagdiebe nahm Besitz von Groningen, pflanzte Kanonen auf und errichtete Barrikaden. Der Graf selbst zeigte sich zu Pferd im vollen Harnische, ein alter Bericht sagt: „Er sah nicht anders aus, als ein todter Mensch." Dem Pöbel rief er zu: „Verlaßt mich nicht, jetzt erst bin ich euer Statthalter." Da traten Magistratspersonen dazwischen und forderten den Pöbel auf, aus einander zu gehen. Einer, der also sprach, ward von einem gewappneten Begleiter des Grafen niedergeschossen, und das war der Bürgermeister Hildebrand, der, tödtlich getroffen, niedersank. Renneberg hatte zu früh losgeschlagen, die ganze Provinz stand ihm feindlich gegenüber. Die verfügbaren Staatentruppen rückten alsbald vor Groningen und Renneberg mußte Parma um Hilfe bitten. Zu diesem Verrathe kam noch ein anderer schwerer Verlust, es war die Gefangennahme eines bedeutenden Kriegshelden, des de la Noue. Die Staaten boten dem Prinzen von Parma zwei Gefangene, den jungen Grafen Egmont und den de Selles zur Auswechslung an. Parma soll geantwortet haben, er habe nicht Lust, einen Löwen für zwei Hasen auszutauschen. Er hätte den de la Noue am liebsten hingerichtet, fürchtete aber die Wiedervergeltung an den Gefangenen in Oraniens Händen. Dafür ließ er ihn aber in einen Kerker werfen, in dem der Held das größte Ungemach auszustehen hatte, und zwar fünf Jahre lang. Gleich groß war derselbe mit der Feder, wie mit dem

Schwerte. Wie sehr die Gefangennahme de la Noue's den Prinzen betrübt hat, darüber schreibt dessen Gemahlin Charlotte am 9. Juni 1580 an ihre Schwiegermutter, die Gräfin Juliane von Nassau: „Die Gefangennahme de la Noue's hat Ihren Herrn Sohn sehr betrübt, weil er ein tapferer und ergebener Edelmann von vielen seltenen Tugenden ist, und außerdem ein treuer und liebhabender Freund und Diener meines Herrn; aber weil es Gott also wohlgefallen, zu thun, muß man sich zufrieden geben. Uebrigens kann ich Sie für jetzt versichern, daß Ihr Herr Sohn, welcher seit drei Wochen außerordentlich krank war, sich einer guten Gesundheit erfreut."

Wir lassen uns gewiß eine Unterbrechung von dem Kriegsgetümmel gerne gefallen und fügen aus einem Briefe des Prinzen vom 8. Juni an seine „herzallerliebste Frau Mutter," die zehn Tage nachher heimgegangen ist, folgendes bei: „Ich kann Euer Liebden nicht verhalten, wie mich das Fieber vor etlichen Tagen hat angestoßen, dermaßen, daß ich sieben oder acht Tage zu Bett gelegen, bin aber Gottlob wieder frisch und gesund. — Was die Sachen in diesen Landen angeht, sind wir noch in einem Wesen, so tief im Krieg, als wir je gewesen sind. Heute gewinnen wir, morgen verlieren wir; dermaßen, daß der Feind noch wenig Vortheile auf uns hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß uns Gott die Gnade wollte thun und uns einen guten Frieden geben, sehe aber noch wenig Hoffnung, denn alle die Mittel, die man uns anbeut, das ist, daß wir Gottes Wort sollen verlassen, welches dann Gottlob Niemand gern thun will, sondern lieber das Aeußerste daran zu wagen, denn den Schatz zu verlieren." Seine vielen Arbeiten hinderten ihn, öfters der lieben treuen Mutter zu schreiben. Darum schreibt er in seinem Briefe: „Ich weiß, Eure Liebden sollen ein Mitleiden mit mir haben, wann Sie sollte sehen, wie ich mit großen Sachen alle Tage bemüht bin. Nun Gott, der wird es einmal bessern, und mir die Gnade thun, daß ich bald Euer Liebden einmal wiederum mag sehen, wozu ich denn ein sonderlich Verlangen hab." Dieses sehnliche Verlangen wurde für diese Welt dem lieben Sohne nicht gewährt. Vor ihrem Heimgange wünschte sie noch ihre Nachkommen zu sehen, es ergingen deßhalb nach allen Seiten hin Einladungen, in Folge deren sich im

Schlosse zu Dillenburg 120 Kinder und Kindeskinder einstellten. O wie freute sich die 75jährige Matrone darüber und ermahnte ihre Nachkommenschaft zu rechter Gottesfurcht. Und als sie auf ihr letztes Lager gelegt wurde, gedachte sie fürbittend ihrer Nachkommenschaft, wie ein Bericht aus dem Idsteiner Archiv sagt: „Sie hat ihrer Söhne, des Prinzen, des Grafen und des gefährlichen Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten gedacht und es von Gott erfleht, daß er den beiden Söhnen und dem ganzen Hause Nassau alles das bescheeren wolle, was zu deren Seelen- und Leibeswohlfahrt möge nützlich sein und es nie so tief sinken lasse, daß es des Zeitlichen halber das Ewige verlieren wolle.“ Am 18. Juni 1580 verschied sie. Der Prinz schreibt darüber am 12. Juli an seinen Bruder Johann: „Lieber Bruder, wir haben Euer Liebden Schreiben empfangen und daraus verstanden, daß es dem Allmächtigen geliebet hat, unsere herzliebe Frau Mutter den 18. nächst verschienenen Monats Juni aus diesem Zeitlichen zu sich in das Ewige abzufordern. Wir hätten fürwahr von Herzen nichts Liebers begehrt, denn daß uns der Allmächtige so viel Gnade erzeigte, daß wir Ihro Liebden vor ihrem Abschiede noch einmal hätten sehen mögen. Dieweil es aber ihm also wohlgefallen, wollen wir's, wie auch alle andere unsere Actiones und Zustand Seinem göttlichen Willen hiemit heimgestellt haben.“ Eine Enkelin derselben schreibt um jene Zeit an ihren Vater, den Grafen Johann in Beziehung auf den tödtlichen Hingang ihrer Großmutter: „Ich weiß, Ihre Liebden wird von vielen beklagt werden, denn es war fürwahr eine fromme, gottesfürchtige Frau. Der liebe Gott verleihe uns allen, daß wir ihr nachschlagen mögen!“

Groningen war zwar von den verfügbaren Staatentruppen belagert, aber sie waren nicht im Stande, die Stadt einzunehmen. Die Truppen Parmas kamen in Eile zum Entsatze herbei. Der wilde Hohenlohe, der die staatischen Truppen kommandirte, ging ihnen rasch entgegen. Sie stießen auf der Hardenberger Haide auf einander, Hohenlohe ward geschlagen, Groningen damit befreit und Renneberg im Stande, seine Operationen auszudehnen. Es entwickelte sich nun ein kleiner Krieg und Oranien stand jetzt wieder recht allein, denn auch sein Bruder, der Graf

Johann, dachte auf die Rückkehr in seine Heimath. Das war wohl für den Prinzen der schwerste Verlust, den er erleiden sollte. Was den Grafen aus seiner Stellung trieb und sie ihm verleidete, waren die Nöthe, durch die er fortwährend gehen mußte. Einmal wollte der Bäcker ohne Bezahlung kein Brot mehr, der Metzger kein Fleisch mehr liefern. Manchmal ging er ungegessen zu Bett und fror gewaltig in dem dachlosen Hause, das er bewohnte. Zu dem Schaden, bekennt er selber, hatte er noch den Spott. Bei den Truppen, die man nicht bezahlen konnte, genoß er, sowie überhaupt die Beamten, kein Ansehen und auch das Volk fragte nicht viel nach den Beamten. Da gab es denn viele Streitigkeiten, und Graf Johann besaß nicht die Ruhe seines Bruders Wilhelm, der unter den tobenden Wellen gelassen blieb. Kurz, er war es endlich müde, „als wenn er's mit Löffeln gegessen hätte," wie er sich ausdrückt, zumal da seine Lande in der Heimath in Unordnung gerathen waren und die Erziehung seiner zahlreichen Kinderschaar darniederlag. Sein ältester Sohn, Wilhelm Ludwig, diente bereits als echter Nassauer der niederländischen Sache. Was ihn noch mehr zu seiner Rückkehr bewog, war der Tod seiner Gemahlin. Der Prinz Wilhelm stimmte mit seines Bruders Absicht, seine Stellung in den Niederlanden aufzugeben, nicht überein. Im April 1580 sagte er demselben in einem Briefe: „Man muß sein Bestes thun und gedenken, wenn solche Sachen geschehen, daß Gott uns will versuchen. Siehet er, daß wir darum den Muth nicht verlieren, ohne Zweifel er wird uns helfen, wie er viel andern gethan hat. Sollten wir daran gedacht haben, und uns damit beschwert, wir sollten nimmermehr die Deiche haben lassen durchstechen, denn es war ein ungewiß Ding und ein großer Jammer für die armen Leute, doch hat man gesehen, daß Gott die Sache gesegnet hat. So kann er noch thun, denn sein Arm ist nicht verkürzt." Der Graf Johann aber war fest entschlossen, zurückzukehren, und alle solche und andere Vorstellungen änderten nichts an seinem Entschlusse. Im Sommer 1580 verließ er die Niederlande.

25. Acht und Apologie.

Schon seit längerer Zeit hatte der alte Feind Oraniens, Kardinal Granvella, dem Könige Philipp an die Hand gegeben, man müsse einen namhaften Preis auf den Kopf des Prinzen setzen, um ihn aus der Welt zu schaffen. Dem alten Meuchelmörder in Madrid leuchtete dieser Rath des Kardinals ein. Schon im November 1579 schrieb er an den Prinzen von Parma: „Es wird gut sein, 30,000 Kronen oder eine ähnliche Summe auszusetzen, wer ihn todt oder lebendig bringt. So kann das Land des gefährlichen Mannes los werden, oder im schlimmsten Falle wird er in beständiger Angst leben und nicht im Stande sein, seine Pläne in Muße auszuführen.“ Im Monat Juni 1580 wurde denn eine Achtserklärung gegen den Prinzen veröffentlicht. Darin war ihm Undankbarkeit gegen den Kaiser Karl und Heuchelei vorgeworfen. Er soll der Urheber der bekannten Bittschrift, des Bildersturmes und der Feldpredigten sein. Seine Vermählung mit einer Aebtissin, seine Feldzüge gegen Alba, die Rebellion in Holland und die darauf folgenden Metzeleien der Spanier, die Einführung der Religionsfreiheit waren lauter Verbrechen. Seine Ernennung zum Ruward, der Bruch des Genter Vertrags, sein Verhindern des Friedens, die Errichtung der Union von Utrecht und noch anderes ward ihm vorgeworfen. Darauf gründete die Acht ihr Strafurtheil gegen den verworfenen Heuchler. „Wir erklären ihn,“ heißt es, „zum Verräther und zum Treubrecher, zum Feinde unser selbst und des Landes. Wir erlauben Jedermann, ihn am Leben oder Eigenthum zu kränken. Wir geben den besagten Wilhelm Nassau preis als einen Feind des Menschengeschlechts, und überliefern sein Eigenthum Allen, die desselben habhaft werden können. Und wenn sich ein Unterthan von uns oder ein Fremder finden sollte, muthig genug von Herzen, uns von dieser Pest zu befreien, indem er ihn uns lebend oder todt auslieferte, oder ihm das Leben nähme, so werden wir ihm unverzüglich, nachdem er die That vollbracht, die Summe von 25,000 Kronen auszahlen lassen. Sollte derselbe sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben, so ab-

scheulich es auch immer sei, so versprechen wir ihm, zu verzeihen. Und sollte er nicht bereits adlig sein, so werden wir ihm den Adel für seine Tapferkeit verleihen."

Es ist begreiflich, daß der Prinz von Oranien zu solchen Vorwürfen nicht schweigen konnte. Wir verdanken der spanischen Acht eine der merkwürdigsten Schriften, nämlich die Apologie des Prinzen, und es ist nur Schade, daß wir des Raumes wegen nicht die ganze Denkschrift, die er in den damals am meisten bekannten Sprachen ausgehen ließ, mittheilen können, sondern uns nur auf Bruchstücke aus derselben beschränken müssen. Der Kern dieser Apologie ist jedenfalls das Werk des Prinzen, die Ausführung und Ausschmückung der Form nach wird einem seiner Freunde, dem begabten und gelehrten Geistlichen Villiers, zugeschrieben. Ehe sie gedruckt wurde, wurde sie der Versammlung der vereinigten Staaten zu Delft am 10. Dezember 1580 vorgelesen und von ihr gebilligt. Darüber schreibt einer der Patrioten: „Mich verlangt darnach zum höchsten, daß sie möge gedruckt werden, dieweil sie dermaßen verfaßt ist, daß dem Feinde nicht wohl mehr könnte oder möchte gesagt werden, auch verhoffentlich den Freunden darin wird Genüge geschehen und meines Herrn Prinzen Unschuld desto mehr an Tag kommen."

Der Prinz stellte die Anklagen gegen ihn in Kürze in den Worten zusammen, er sei „undankbar, treulos, ein Ketzer, ein Heuchler wie Judas und Kain, ein Verwirrer des Landes, ein Rebelle, ein Ausländer, ein Feind des Menschengeschlechts, eine öffentliche Pest des christlichen Staates, ein Verräther und Bösewicht, und daß er dem Morde wie eine Bestie preisgegeben sei mit einer Belohnung an alle Mörder und Vergifter, die es ausführen wollen." Oranien gab in seiner Vertheidigungsschrift zu, daß es in dieser Welt nichts Verdammlicheres giebt, als Undankbarkeit und Treulosigkeit, und daß, je höher Jemand steht, um so ehrloser er ist, wenn er solcher Sünden überführt werden kann." Wenn aber ihm dies vorgeworfen werde, so thue man ihm Unrecht. „Das Andenken an Kaiser Karl wird mir immer ehrenwerth sein, sowohl wegen seiner Thaten, als auch daß er mir die Ehre erwiesen hat, mich in seiner Umgebung während 9 Jahren auferzogen zu haben, wofür ich ihm sehr treuen und sehr willigen Dienst erwiesen habe."

Was nun die Güter betraf, die er vom Kaiser erhalten haben sollte, so konnte Oranien, ohne widerlegt zu werden, sagen, daß er nichts erhalten habe. Bekanntlich war Kaiser Karl sehr karg. Oranien führt nun weitläufig aus, daß die Gnaden und Ehren, die er von dem Kaiser empfangen habe, durch die Dienste, die seine Vorfahren und er selbst dem Hause Oestreich erwiesen haben, reichlich aufgewogen seien. Dem Könige Philipp war Oranien für die Macht, Ehren und Titel zu keinem Danke verpflichtet, da sie mit großen Kosten verknüpft waren, auch nicht für das goldene Vließ, dessen Vorrechte bei ihm, sowie bei Egmont, Horn und anderen so schmählich verletzt wurden. Philipp hatte an die Spitze seiner Aechtung des Oraniers einen Haufen von Herrschertiteln gesetzt, der Prinz konnte getrost sagen, daß seine Ahnen ihm diese Titel erwerben halfen, dem Philipp, „der mich fälschlicher und verläumderischer Weise einen Verräther und Boshaftigen nennt, was noch nie einer meines Geschlechts war und, wie ich hoffe, niemals sein wird."

Was seine Ehe mit Charlotte von Bourbon betraf, die ihm Philipp zum Ehebruche stempelte, so konnte Oranien mit Recht verlangen, daß, wer einem Andern Vorhalt mache, selber von jedem Verbrechen frei sein müsse. Es ist aber bekannt, daß, wenn König Philipp auch nicht aller Gräuel, die man ihm vorwarf und die auch der Prinz ihm vorhielt, schuldig ist, er doch ein wollüstiger, ehebrecherischer und mordsüchtiger Mensch war und es ihm schlecht anstand, einem Oranien gegenüber den Sittenprediger zu spielen. Der Prinz konnte seine dritte Ehe „eine heilige, ehrbare, gesetzliche, vor Gott geschlossene, nach den Vorschriften der Kirche Gottes gefeierte" nennen. Für seine Verbrechen hat König Philipp Nachlaß erhalten. „Von wem? Vom Papst zu Rom, welcher ist Gott auf Erden, denn der Gott des Himmels würde es ihm nicht bewilligt haben."

Was den Vorwurf betraf, daß der Prinz ein Ausländer wäre, so war es ihm leicht, zu beweisen, daß auch Philipp dasselbe sei, da er nicht in den Niederlanden geboren war. „Er ist in Spanien, einem den Niederlanden natürlich feindseligen Lande geboren und ich bin in Deutschland, dem Reiche geboren, welches den Niederlanden freund-

schaftlich gesinnt und verbunden ist. Man wird mir antworten, daß er König ist, und ich sage im Gegentheil, daß mir der Name König unbekannt ist." Oranien wies nun nach, daß Philipp für die Niederlande nur Herzog und Graf sei, dessen Macht durch die Privilegien beschränkt sei, die er bei seinem Einzuge beschworen habe. Aber das Haus Nassau besaß seit alten Zeiten in den Niederlanden bedeutende Güter nnd man rechnete solche Besitzer zu den Einheimischen. Als Philipps Vorfahren noch Grafen von Habsburg waren und in der Schweiz wohnten, waren die Nassauer bereits Herren von Geldern.

Die Schrift des Königs warf ihm ferner vor, daß er nach der Entfernung Philipps aus den Niederlanden durch Schleichwege die Unzufriedenen, die mit Schulden beladen waren, die Gerechtigkeit haßten, nach Veränderungen haschten und besonders die in der Religion Verdächtigen an sich gezogen habe. Darauf erwiderte er mit fröhlichem Gewissen, besonders was den letzten Punkt betraf, und that ein Bekenntniß, das wir schon früher anführten. Bereits in seiner Jugend war von seinen gottseligen Eltern der Same der Wahrheit in sein Herz gelegt worden. Wenn auch die Welt, der er einen Theil seines Lebens widmete, diesen Samen bedeckte, so konnte er doch nicht erstickt werden. Er haßte nie die Leute, welchen das Evangelium die Hauptsache in ihrem Leben war. Zuwider waren ihm aber die grausamen Hinrichtungen im Feuer, mit dem Schwerte, im Wasser. Bei dieser Gelegenheit theilte der Prinz das Geheimniß mit, das wir schon erzählt haben, welches er aus dem Munde des Königs Heinrich von Frankreich selber erfahren hatte, daß der Herzog von Alba mit demselben die Mittel besprach, alle in der Religion Verdächtigen in Frankreich, in den Niederlanden und in der ganzen Christenheit auszurotten. „Ich bekenne," sagt er „daß ich von Mitleid erfüllt war gegen so viele rechtschaffene Leute, die dem Morde geweiht waren, und überhaupt gegen dieses ganze Land, gegen welches ich eine so große Verpflichtung halte und in dem man eine Inquisition einführen wollte, die schlimmer und grausamer war, als die spanische, indem nämlich ihre Netze ausgebreitet waren, sowohl die Adligen des Landes, als das Volk zu fangen. So wären denn die, welche die Spanier auf kei-

nem anderen Wege ergreifen konnten, durch dieses Mittel in ihre Hände gefallen, denen man nicht entgehen konnte, weil, wenn man nur ein Bild schief ansah, es genug war, um zum Feuertod verdammt zu werden. Wenn ich das ansah, sage ich, so bekenne ich, daß ich von da an mit gutem Gewissen unternommen habe, mit zu helfen, dieses spanische Gewürm aus diesem Lande zu treiben, und ich bereue es nicht, es gethan zu haben. Ebenso achte ich, daß ich und die Herren, meine Freunde, mit allen, welche ein so lobenswürdiges Unternehmen begünstigt haben, eine That unsterblichen Lobes ausgeführt haben."

Was den Vorwurf betraf, daß er der Haupturheber der bekannten Bittschrift der Adligen gewesen sei, so gab er darüber Aufschluß. Er sah das Unglück mit Macht kommen, indem es sich nicht mehr allein um die Verbrennung der armen Leute handelte, sondern mehrere des bessern Adels und der Vornehmsten unter dem Volke davon murmelten. In Frankreich war Bürgerkrieg, der Prinz fürchtete dieselbe Krankheit auch für die Niederlande. Er ließ daher seine Freunde zu Hogstraten zusammenkommen und stellte ihnen die offenbare Gefahr für das Land vor. Er rieth ihnen zu allen rechtlichen Mitteln, dem Bürgerkriege vorzubeugen und die Kreaturen des Kardinals auszuschließen, die nichts als Blutvergießen, Verbannung, Gütereinziehung forderten. Eine Bittschrift zu überreichen, hielt er für ein sanftes und rechtliches Mittel, sowohl für seine Ehre, als für den Dienst des Königs und des Landes. „Aber," fährt er sehr ernst fort, „wenn sie die wahre und nächste Ursache der genannten Bittschrift zu wissen begehren, so sollen sie sie in ihrer unersättlichen Grausamkeit suchen, die sich nicht begnügte mit der unerträglichen Strenge der Plakate, sondern dem Exempel des närrischen Rehabeam folgte, und indem sie dem Rathe eines schlecht unterrichteten Weibes, eines Kardinals, welcher die Kreatur des Papstes ist, und anderer ähnlicher Leute glaubten, sagten: „Der Vater hat euch mit Ruthen gezüchtigt und der Sohn wird euch mit Skorpionen züchtigen." Einige Zeit vorher wurden die Bisthümer errichtet, um die armen Christen zu verbrennen und die Freiheiten zu Boden zu treten. Der Prinz ließ es nicht fehlen, die Herzogin und die Mitglieder des Raths auf die großen Unzuträglichkeiten

aufmerksam zu machen, die auch wirklich folgten, so daß ihnen alles Unglück angerechnet werden muß. Ferne davon, daß sie ihm Gehör schenkten, dachten sie im Gegentheil, jetzt die Gelegenheit gefunden zu haben, ihre schon lange gefaßten Pläne auszuführen, nämlich, wenn sie die, welche in der Religion verdächtig waren, ruinirt hätten, den Rest leicht unter eine elende und unerträgliche Sklaverei zu bringen. Aber nicht blos der Prinz war ein treuer Warner, auch mehrere andere ehrenwerthe Männer, Freunde ihres Landes, machten dem Könige Vorstellungen „mehr als er verdiente." Man sandte sogar den Grafen Egmont zu diesem Zwecke nach Spanien. Die Briefe, die Philipp in die Niederlande schickte, enthielten das gerade Gegentheil von dem, was der König mündlich gesagt hatte, so daß Egmont zu bekennen gezwungen war, es sei alles so gekommen, wie der Prinz vorausgesagt hatte. „Und diese Jünger Machiavelli's wollen uns die Augen verblenden mit schönen Redensarten von Gesetzlichkeit, Treue, natürlicher Milde und ähnlichen glänzenden Worten. Das sind die Urheber, die Beförderer und Unterweiser der Unruhen." Voll Entrüstung fährt Oranien fort: „Was den Herrn Grafen Ludwig, meinen Bruder, betrifft, von dem sie reden, so würden sie besser thun, einen so guten Ritter im Frieden zu lassen, da er ein im Vergleich mit ihnen ehrenhafterer Mensch und besserer Christ ist. Sie nennen ihn einen Ketzer, unser Herr Jesus Christus ward ein Samariter gescholten."

„Was die öffentlichen Predigten angeht, die sie nach ihrer Weise ketzerisch nennen, so ist es bekannt genug, durch wen und wie sie eingeführt worden sind." Man hat den Prinzen darüber nicht gefragt, als aber die Dinge so weit gekommen waren, hat er der Herzogin Margaretha den Rath gegeben, sie zu gestatten, was sie auch that. „Was die Bilderstürmer und andere Unordnungen betrifft, so weiß Jedermann, daß mir solche Wege durchaus nicht gefallen, und daß mehrere von denen, die mich unterstützen sollten, mich geschmäht haben, weil ich niemals damit übereinstimmen wollte, daß solche Dinge ohne Befehl der Vorgesetzten gethan würden."

Sie wissen nicht genug hervorzuheben die Voraussicht der Herzogin von Parma, daß ich gezwungen war, das

Land zu verlassen. Sie würden vielleicht etwas sagen, wenn sie sagen würden, die Täuschereien der Herzogin und ihre Eidbrüchigkeiten. Er und die anderen Seigneurs überredeten Berghe und Montigny, Männer, die durch ihre guten Dienste und den Adel ihrer Herkunft bekannt waren, nach Spanien zu gehen und dem Könige persönlich die Lage des Landes vorzustellen, was sie besser konnten, als die Spanier. Aber als man sah, wie sie behandelt wurden, „glaubte ich gerechte Ursache zu haben, mich in Acht zu nehmen. Jedoch schon ein Jahr vorher hatte ich mich entschlossen, mich zurückzuziehen und meine Aemter niederzulegen." Warum er sich das Jahr darauf nach Deutschland zurückzog, legte er schon im Jahre 1567 in seiner Vertheidigungsschrift dar. Der Hauptgrund war, weil er, wie er sagt, mit der Einführung der spanischen Inquisition in seine Statthalterschaft nicht einverstanden war. „Ich legte meine Aemter in die Hände der Herzogin in der Absicht, in Ruhe und Frieden mit meinen Eltern und Freunden zu leben, und in Erwartung, ob es entweder Gott gefiele, den König besser zu berathen, oder wenn es noch schlimmer ginge, ob nicht Gott selber die Pforte öffnete, dieses arme Land zu befreien, das ich in einen Abgrund von Jammer und Elend versenkt sah. Denn wer kann ohne tiefe Trauer erzählen die Verbannungen, die Güterberaubungen, die Gefangenschaften, die erlittenen Folterqualen, die schrecklichen und elenden Todesarten, mit denen diese blutgierigen Menschen, die an Grausamkeit den Phalaris, Busyris, Nero, Domitian und alle Tyrannen überbieten, die armen Unterthanen dieses Landes verfolgt haben? Und trotzdem hielt ich mich ruhig, weil ich kein Mittel sah, das Land in seinem Elende zu erleichtern." Sie hätten sich, sagt er, mit seiner freiwilligen Verbannung begnügen sollen, aber das thaten sie nicht, im Gegentheil, das thaten sie alles, um zu reizen. „Zuerst machen sie sich an meinen Sohn, einen jungen Knaben und Schüler und gegen die Privilegien der Universität ziehen sie ihn mit Gewalt aus Löwen, selbst auf die Protestation der Universität antwortet dieser barbarische Vargas barbarisch: Non curamus vestros privilegios! Sie nehmen ihn aus Brabant gegen die Privilegien des Landes, gegen den Eid des Königs und schicken ihn nach Spanien, um

ihn von mir zu entfernen, der ich sein Vater bin, und bis jetzt halten sie diesen Unschuldigen in harter und grausamer Gefangenschaft." Daß der Prinz alle Mittel versuchte, um seinen Sohn aus solcher schmählichen Sklaverei zu befreien, konnte man ihm nicht übel nehmen. Er kam auch auf den Prozeß zu reden, den man gegen ihn, sowie gegen andere Ritter des goldenen Vließes anstrengte wider die Statuten des Ordens und wider den Eid des Königs. Man brachte sie unter die Hände von Schurken, wie er sich ausdrückt, „die nicht werth waren, meine Ordensgenossen und meine Diener zu sein, sie degradiren mich, sie berauben mich meiner Güter, sie verdammen mich zum Tode. Was ist das anders, als mich von meinem Eide zu entbinden, mir Freiheit zu geben zum Angriff auf meinen Feind durch alle Mittel, die mir Gott an die Hand gegeben haben würde? Seht, ich suche Ruhe, sie erregen Unruhe, ich suche Friede, sie stoßen mich in den Krieg, und in welchen Krieg? Es ist ein Krieg, den ich unternehme, mein Kind zu befreien, mein Leben sicher zu stellen, meine Güter wieder zu erlangen und was das theuerste ist, für meine Ehre."

Es war dem Prinzen, welcher mit der Geschichte genau vertraut war, nicht schwer, nachzuweisen, wie oft Philipp seinen Eidschwur gebrochen hatte, er weist auf die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre hin. Namentlich ergeht er sich in heftigen Anklagen gegen den Herzog von Alba, dessen Grausamkeiten er mehr, als barbarisch nennt. Besonders hebt er in seiner Apologie den Vorwurf hervor, den ihm Philipp machte, daß er Gewissensfreiheit befördert habe. „Ich will gerne bekennen," sagt er, „daß der Schimmer der Feuer, in denen man so viele arme Christen gequält hat, meinen Augen nie angenehm gewesen ist, wie er die Augen des Herzogs von Alba und der Spanier erfreut hat. Als der König von Seeland abreiste am letzten Orte, befahl er mir, mehrere ehrbare Leute, die in der Religion verdächtig waren, sterben zu lassen, was ich nicht im Sinne hatte, zu thun, und sie selbst davon in Kenntniß setzte, indem ich wohl wußte, daß ich es nicht mit gutem Gewissen thun konnte und daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Mögen denn auch die Spanier sagen, was ihnen gut dünken

wird, so weiß ich doch, daß mehr Völker und Nationen, die ein größeres Gewicht haben, und welche erfahren haben, daß man mit Feuer und Schwert nichts ausrichtet, mich loben und meine That billigen werden." Daß man von spanischer Seite ihm vorwarf, er habe Leute ihrer Kirche niedermetzeln lassen, darüber hätten sie sich schämen sollen, denn das widersprach nicht nur seinem zarten Gemüthe, sondern alle Welt wußte, daß er Niemanden hinrichten ließ, sondern daß er vielen Gefangenen die Freiheit verschaffte. Gegen die zahllosen Lästerungen, die sie auf die evangelische Religion werfen, und daß sie die Anhänger derselben Ketzer nennen, machte er geltend, daß sie bisher vergeblich sich bemüht haben, es zu beweisen. Besonders nennt er es eine Gewissenstyrannei, daß man einem Theile der Christenheit die Ehe verbietet, welchem Verbote die Kirchen des Morgenlandes, ebenso auch die deutschen und gallikanischen sich widersetzten."

Wir haben im Verlaufe unserer Erzählung schon die ungerechte Steuer des Zehntels und Zwanzigstels, die der Herzog von Alba auflegte, besprochen. Der Prinz kommt in seiner Vertheidigungsschrift ausführlich darauf zurück. Er erklärt den Herzog von Alba für einen Feind des Landes, „der sich gerne in unserem Blute und in dem aller Christen gebadet hätte, inwendig aber trug er ein muhamedanisches Herz." Weiterhin sagt er von Alba: „Wie Hannibal in einem Alter von neun Jahren an dem Altare seiner Götter schwur, daß er sein ganzes Leben lang ein Feind der Römer sein werde, ebenso ist dieser Herzog von Alba von seiner Kindheit auf in einem unversöhnlichen Hasse gegen dieses Land genährt und aufgezogen worden. Dieser Haß konnte nie durch so viel Blut das er vergossen hat, gestillt werden. Obwohl er Blut in allen Städten dieses Landes rieseln ließ, bis er, wie er sich selber gerühmt hat, 18,000 arme unschuldige Menschen hatte sterben lassen durch die Hände des Henkers, so konnte er doch diese grausame Blutgier nicht sättigen; so daß, wenn Jemand wissen will, welches die geheimen Pläne Spaniens sind, welches der Wille des Königs ist und wie er uns liebt, der wird alles entziffert sehen in den blutigen Thaten des Herzogs von Alba, wie wenn er es vor seine Augen gehalten und auf einem Gemälde dar-

gestellt hätte. Denn es gab keine Art von Verstellung, von Verrath und Treulosigkeit, deren er sich nicht bedient hatte, um sich die ersten Seigneurs dieses Landes mit Anerbietungen, Versprechungen und neuen Ehrentiteln zu unterwerfen. Aber die ehrbaren Männer, die er gewinnen konnte, ließ er grausamer Weise sterben, ohne irgend eine Rücksicht auf ihre Unschuld, noch auf die Privilegien des Landes. Und dies alles geschah immer auf Befehl des Königs. Wo könnten wir einen gewisseren, bekannteren, augenfälligeren Beweis, und wie zum Schauspiel der ganzen Christenheit haben, mit einer unerträglichen Verachtung aller dieser Länder, als in dieser stolzen, ehrgeizigen, gemeinen, heidnischen und zugleich thörichten Aufrichtung seiner Bildsäule in Mitte der Citadelle von Antwerpen, die auf dem Leibe der Herren Staaten, des ganzen Volkes dieses Landes marschirt, ein Denkmal seiner Tyrannei, ein Zeugniß seines Stolzes?"

Der Prinz geht den Vorwürfen, welche die spanische Acht ihm vorhielt, im Einzelnen nach. So kommt er denn auch auf die Pacification von Gent. Sein Verhalten in dieser bedeutsamen Staatshandlung ist uns bekannt genug und auch gerechtfertigt genug. Ebenso konnte er sich dem Vorwurfe gegenüber, als habe er mit Gewalt und durch Tumult dahin gewirkt, zum Statthalter von Brabant gewählt zu werden, rechtfertigen, denn er hatte sich lange gesträubt, diese Würde anzunehmen. Hatte er sie aber angenommen, so war er auch der Mann dazu, sie geltend zu machen. „Ich bereute es noch nie," sagt er, „sie also gebraucht zu haben, und ich werde mich alle Zeit darüber freuen, lieber Unrecht gelitten, als gethan zu haben, indem ich nicht zweifle, daß Gott, der ein gerechter Richter ist, es auf den Kopf der Verräther und Gesetzlosen fallen läßt, die das Brot mit uns aßen und an unseren Rathschlägen sich betheiligten, nichts desto weniger aber jetzt in jener Rath sitzen, aber wie als Lohn ihrer Bosheit jetzt schon die Rache sie verfolgt mit steter Unruhe und Aufregung ihres Geistes."

Die Thoren warfen ihm auch das große Ansehen vor, welches er bei dem Volke genoß. Daß sie selber keines mehr besaßen, kam von ihrer Tyrannei und Grausamkeit her, die sie sich auf alle Weise gegen das Volk

erlaubten. „Wenn dieses Volk mich freiwillig erwählt hat, seine Freiheit zu behaupten, was kann man anders sagen, was werden fremde Nationen sagen, was wird die Nachwelt anders sagen, als daß das Volk in mir etwas gefunden hat, was der Liebe, der Gunst und Freundschaft werth ist, und in ihnen etwas, was des vollen Hasses werth ist? Ich bekenne ihnen demnach, daß ich bin und mein ganzes Leben sein werde ein Mann des Volkes, das heißt, daß ich seine Freiheit und Privilegien festhalten und vertheidigen werde." Auch hatten ihm schlechte Schriftsteller in thörichten Schmähschriften vorgehalten, er hasse den Adel. „Werde ich," ruft er aus, „diesen Haß bei mir, meinen Verwandten und Freunden beginnen, die wir alle Gottlob von edlem und berühmten und so altem Stamme und von solchen Reichthümern und Würden sind, daß ich nicht zu fürchten brauche, als ob mehrere meiner Feinde mit gutem Rechte uns übertreffen und wenige sich finden werden, die sich uns gleichstellen können? Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß ich alles, was in meiner Macht stand, zur Förderung des Adels gethan habe." Freilich ehrgeizige, dem Lande schädliche Köpfe hat er nicht befördern können.

Daß der Prinz die Friedensartikel von Köln, welche der König für so vernünftig hielt, daß jeder Mensch von gesundem Urtheile sie billigen müßte, mit dem ganzen Volke verwarf, wurde ihm als Last aufgelegt. Er erwiderte, daß ein solcher Friede schlechter sei, als der Krieg, der süße Honig seiner Sprache mehr zu fürchten sei, als das scharfe Eisen der Schwerter." Das Volk hat deßhalb auch einstimmig die Friedensbedingungen verworfen. Man hatte allerdings die Fürsten um Vermittlung eines guten Friedens gebeten. „Aber nun dafür halten, daß wir uns ihnen damit unterworfen hätten, das kann kein vernünftiger Mensch denken." Die Union der Provinzen zu Utrecht fanden sie außerordentlich schlecht. Warum? „Alles, was für uns gut ist, ist ihnen böse und was uns heilsam, ist ihnen tödtlich. Was für ein besseres Mittel könnte man gegen die Uneinigkeit finden, als die Einigkeit? Und welches gewissere Gegengift gegen das Gift der Zwietracht, als die Eintracht? Ich bekenne ihnen, daß ich die Union angebahnt, befördert und darauf studirt habe, sie zu unterhalten; und ich sage es so stark, als ich

kann, daß es nicht blos sie, sondern ganz Europa vernehme: Haltet eure Union, hütet eure Union, aber macht, daß es nicht in Worten, nicht in Schriften geschehe, sondern führet in Wahrheit aus, was euer Bund vorstellt, an einem Punkt zusammengeknüpfte Pfeile in eurem Siegel. Jetzt klagen sie mich an, daß ich durch die Stiftung der Union alles in Verwirrung gebracht hätte. Darüber werde ich nie erröthen."

Am auffallendsten war der Vorwurf der Heuchelei, den man dem Prinzen machte. „Es ist lächerlich," sagt er, „daß sie mich einen Heuchler heißen, da ich doch nie gegen sie Verstellung angewandt habe. Denn als ich noch ihr Freund war, habe ich ihnen frei vorausgesagt, daß sie den Faden ihres Unterganges spännen, wenn sie diese barbarischen Wege von Verfolgungen erwählten. Wenn ihre Wuth und maßlose Leidenschaft, verbunden mit einer Verachtung unser sie nicht abgehalten hätte, meinen Rath zu befolgen, so wären sie nicht an dem Punkte angekommen, wo sie sich jetzt befinden. Als ich ihr Gegner und Feind war zu Gunsten der Freiheit, so weiß ich nicht, was für Heuchelei sie an mir gefunden haben, es müßte nur sein, daß sie das Heuchelei nennen, mit ihnen offenen Krieg zu führen, ihnen Städte zu nehmen, sie aus dem Lande zu treiben und ihnen ohne Verstellung das anzuthun, was das Kriegsrecht erlaubt. Aber man lese nur die Vertheidigung, die ich vor 13 Jahren veröffentlicht habe, so kann man darin die Briefe eines trügerischen und heuchlerischen Königs sehen, welcher im Sinne hatte, mich durch die Stricke seiner süßen und täuschenden Briefe zu fangen, wie er jetzt meint, durch die Drohungen und Donner von Worten zu schrecken. Aber Gott sei Dank, ich habe Gegengift gegen das eine und das andere Gift." Man warf ihm ferner vor, daß er sich auf Mißtrauen gründe. „Wenn ich es thun würde," antwortet er, „würde ich dann dem Kain und Judas ähnlich sein, wie er mich beschuldigt? Denn es ist etwas anderes, den Verheißungen und der Gnade Gottes, der nicht lügen kann, zu mißtrauen, und etwas anderes, den Worten eines trügerischen und täuschenden Königs nicht zu glauben, der weder Treue, noch Gesetz hält, wie die armen Mauren in Granada nur zu viel davon sagen könnten, wie der Tod der

Grafen Egmont und Horn guten Andenkens davon einen genügenden Beweis liefert. Aber wenn diese guten Gottesgelehrten wären, wie der Kardinal, eine der Säulen seiner Kirche, so würden sie die wahre und nächste Ursache des Falles und Unterganges des Judas und Kain untersucht und gefunden haben, daß es die Verzweiflung ist, wohin ich durch Gottes Gnade nicht gekommen bin und, wie ich hoffe, nie kommen werde. Im Gegentheil, wenn man die entsetzlichen und donnerähnlichen Ausdrücke dieser barbarischen und mehr als türkischen Acht betrachtet, wird man nicht darin den Styl der Verzweifelten finden, wie uns die Dichter die Rasenden schildern?"

Gute Redner sparen ihre stärksten und treffendsten Gründe auf das Ende und gute Feldherren stellen ihre besten Soldaten in die letzte Reihe, so kamen auch die Verfasser der Acht zuletzt auf den gewichtigsten Vorwurf. „Man hat mir," sagt der Prinz, „sehr große Vortheile angeboten, daß ich mich an den Ort meiner Geburt zurückzöge (wo Jeder am liebsten zu leben wünschen sollte), worauf ich nicht hören wollte. Wenn es für Jeden so süß ist, in seinem Lande zu leben, warum zieht denn diese verfluchte Race von Spaniern von Land zu Land, um alle Welt zu quälen? Wenn ich für so viele Verbindlichkeiten den Dienst des Landes vorziehe dem Lande meiner Geburt, bin ich deßhalb ein Verräther und Bösewicht und eine öffentliche Pest der Welt? Wenn sie mir Versprechungen gemacht haben, wenn sie mir, wie sie sagen, sehr große Vortheile angeboten haben, und ich sie nichts desto weniger zurückgewiesen habe, was können sie an mir verdammen, als nur meine Beständigkeit und Treue gegen Gott und gegen das Land, das ich allen Gütern der Welt vorgezogen habe?" Weiterhin sagt er: „So lange es Gott gefallen wird, mir einen Blutstropfen, einen einzigen Denar meiner Güter, ein wenig Verstand, Eifer, Credit und Ansehen zu verleihen, werde ich es zum Dienste des Landes anwenden, hingeben, opfern."

In seiner Apologie kommt nun der Prinz auf die Strafe zu sprechen, die gegen ihn verhängt war. Gar schön sagt er: „Ich werde in Verachtung ihrer Wuth mit meinen Freunden so lange leben, als es Gott gefallen wird, mir die Gnade zu erweisen, dem allein die Macht

über meine Leben und meinen Tod zusteht und der alle Haare meines Hauptes gezählt hat, dessen große Huld und Beistand ich bis auf diesen Augenblick gefühlt habe und ich hoffe, daß er sie mir bis zu meinem Ende bewahren wird." In Betreff der Strafe, ihn um einen Preis von 25,000 Goldgulden todt oder lebendig einzuliefern, äußert er: „Obwohl der König bis jetzt darüber nichts veröffentlicht hat, denkt er denn, ich wisse nicht, wie viel Mal er und die Seinigen mit Mördern und mit Giftmischern unterhandelt haben, mir das Leben zu nehmen? Und wenn mir Gott die Gnade erwiesen hat, mich erhalten zu können, als ich nicht darüber in Kenntniß gesetzt war, so hoffe ich, daß er mir nicht weniger die Gunst erweisen wird jetzt, wo ich es weiß." Ganz besonders richtet er seinen gerechten Unwillen gegen die Belohnung des Mörders mit Erhebung in den Adelstand und Nachlaß aller Verbrechen, die er etwa begangen hat. Der König mißbrauchte noch bei dieser Gelegenheit den Namen Gottes, indem er sich dessen Diener nannte. „Hat denn," fragt er, „der Diener diese Macht, nicht allein zu erlauben, was Gott verboten hat, sondern sogar eine Belohnung von Geld, Adel und Nachlaß von Verbrechen dafür anzubieten? Und von welchen Verbrechen? Von allen Verbrechen, so fürchterlich sie auch sein mögen. Aber ich zweifle nicht, daß Gott nach seinem sehr gerechten Gerichte die gerechte Rache seines Zornes auf das Haupt solcher Diener fallen lassen, und daß er nach seiner großen Güte meine Unschuld und meine Ehre, so lange ich lebe, und bei der Nachwelt retten wird. Was meine Güter und mein Leben betrifft, so habe ich sie schon längst seinem Dienste geweiht, er wird damit thun, was ihm wohl gefällt, zu seinem Ruhme und zu meinem Heile."

Der Schluß seiner Apologie ist wirklich erhaben und ergreifend. Die Spanier sagten, daß, so lange der Prinz in den Niederlanden sei, der Krieg kein Ende nehmen werde. Er antwortet: „Sollte meine immerwährende Verbannung oder selbst mein Tod dem Lande eine wahre Befreiung von so großen Leiden bringen, o wie süß würde mir diese Verbannung, wie angenehm dieser Tod sein. Denn warum habe ich alle meine Güter preisgegeben? Etwa um mich zu bereichern? Warum habe ich meine

Brüder verloren, welche ich mehr liebte, als mein Leben? Etwa um andere zu finden? Warum habe ich schon so lange meinen Sohn in der Gefangenschaft gelassen? Meinen Sohn, sage ich, nach dem ich ein so großes Verlangen trage, ich bin ja sein Vater? Kann man mir einen andern dafür geben? Warum habe ich mein Leben so oft in Gefahr begeben? Welchen anderen Lohn kann ich für meine Arbeiten erwarten, die für euren Dienst bis in mein Alter und bis zum Schiffbruche aller meiner Güter gethan worden sind, als nun auch, wenn es sein sollte, auf Kosten meines Lebens die Freiheit zu erringen? Wenn ihr jedoch glaubt, daß entweder meine Entfernung oder mein Tod euch dienen kann, siehe, ich bin bereit, zu gehorchen. Befehlt, schickt mich bis an die Enden der Erde, ich werde gehorchen. Siehe, da ist mein Haupt, über welches kein Fürst, kein Monarch Gewalt hat, nur ihr verfügt darüber zu eurem Wohle, zum Heile und zur Erhaltung eures Gemeinwesens. Wenn ihr aber glaubt, daß das bescheidene Maaß meiner Erfahrung und meines Eifers, das ich durch lange und anhaltende Arbeit erlangt habe, wenn ihr glaubt, daß der Rest meines Vermögens und daß mein Leben euch noch dienen kann — wie ich es denn euch alles widme und dem Lande opfere — so faßt einen Entschluß über die Punkte, die ich euch vorschlage. Und wenn ihr dafür haltet, daß ich einige Liebe zum Vaterlande in mir trage und daß ich etwas im Stande bin, zu rathen, so seid überzeugt, daß es das einzige Mittel ist, uns zu befreien. Nun, so laßt uns gemeinsam mit demselben Herzen und Willen gehen, umfassen wir gemeinsam die Vertheidigung dieses guten Volkes, welches nur guten Rath verlangt und nichts wünscht, als ihm zu folgen. Und wenn ihr mir noch die Gewogenheit schenkt, die ihr mir bisher zugewendet habt, so hoffe ich mit Hilfe eurer Unterstützung und der Gnade Gottes, welche ich bisher und in den verwickeltsten Angelegenheiten so oft erfahren habe, daß ich alles, was zum Wohle und zur Erhaltung eurer selbst, eurer Frauen und Kinder, aller heiligen und geheiligten Angelegenheiten fest halten werde."

So sprach, so handelte er, und die Versammlung der Staaten stimmte ihm bei. Als St. Aldegonde, sein theurer Freund, von der königlichen Acht gehört und die Apo-

Logie gelesen hatte, äußerte er voll Besorgniß: „Nun ist der Prinz ein todter Mann!“ Und leider war diese Besorgniß nur zu gegründet. Die Wuth der Römlinge und der Monarchisten war zu groß, als daß es nicht Henker gegeben haben sollte, den reichen Judaslohn der Silberlinge zu verdienen, und man mußte sich sagen: „Die Tage des Prinzen sind gezählt.“ Aber voll Vertrauen auf Gottes Güte und Macht blieb der Prinz im Vordergrunde der Ereignisse stehen und arbeitete unermüdlich fort an dem Werke, das er angefangen hatte.

26. Die letzten Thaten des Prinzen.

Der Verräther Renneberg wollte sich einer nicht bedeutenden Stadt Steenwyk bemächtigen. Das ging aber nicht so leicht, als er dachte. Obwohl nur eine kleine Garnison darin lag, so kommandirte sie doch ein muthiger Hauptmann, Cornput, der auch die Bürger zum Widerstande und zur Ausdauer zu begeistern verstand. Renneberg bedrängte die Stadt hart und lange, so daß die Belagerten anfingen, bittern Mangel zu leiden, und sich in der Bürgerschaft das Verlangen nach Uebergabe regte. Cornput aber wußte sie durch Scherz und Ernst hinzuhalten. Endlich erschien Hilfe. Ein englischer Oberst, Norris, rückte mit 6000 Mann der Stadt zu Hilfe. Es kam zu einem Treffen, Rennebergs Truppen erlitten eine Niederlage, er selbst hatte sich schwerer Krankheit halber zurückziehen müssen. Da lag er denn auf dem letzten Lager, von Gewissensbissen gequält. Mehrmals rief er im Todeskampfe aus: „Groningen, Groningen, wollte Gott, ich hätte deine Mauern nie gesehen!“ Als seine Schwester, die ihn hauptsächlich zum Verrathe verleitet hatte, ihm einen Besuch abstatten wollte, ließ er sie nicht vor. Mit bitterer Reue über seinen Verrath schied er aus dieser Welt am 23. Juli 1581, sein Herz war „so verdorrt und klein wie eine welsche Nuß,“ sagt der alte Erzähler Bor.

Bedeutende Ereignisse, bei denen der Prinz von Oranien mitwirkte, entwickelten sich in dieser Zeit in den Pro-

vinzen. Die in Delft versammelten Staaten erwählten einen Landrath von 30 Mitgliedern, welche namentlich bei Verträgen mit auswärtigen Mächten mitwirken sollten, ohne die Generalstaaten und die Verhandlungen mit dem Herzoge von Anjou zu hindern. Ein noch viel wichtigerer Schritt war es jedoch, als die im Haag versammelten Stände am 26. Juli 1581 dem König von Spanien den Gehorsam aufkündigten und ihre Unabhängigkeit erklärten. Diese Erklärung hatte eine Spaltung der Niederlande in drei Theile zur Folge. Wie gerne hätte der Prinz Wilhelm von Oranien die siebzehn Provinzen in einem Bunde gehalten, aber es ging nicht. Ein Theil derselben hatte sich mit Philipp ausgesöhnt, die vereinigten Provinzen anerkannten die Souveränetät des Herzogs von Anjou, während Holland und Seeland sich von dem Prinzen von Oranien nicht trennen wollten. Einige Wochen vorher hatten diese letzteren dem Prinzen die volle Autorität angetragen. Er nahm sie nur für die Dauer des Krieges an. Der Name des Königs ward jetzt aus allen Urkunden entfernt, sein Siegel zerbrochen und dafür trat des Prinzen Namen und Siegel an die Stelle. Noch im Juni rechtfertigten die im Haag zusammengetretenen Stände die That ihrer Unabhängigkeits-Erklärung. Die Rechtfertigung ist weitläufig. Wir können daher nur ein paar Sätze daraus mittheilen. Im Anfange derselben stellen sie den Grundsatz auf: „Ein Fürst ist von Gott eingesetzt, seine Unterthanen zu schirmen, wie ein Hirte seine Heerde hütet. Wenn aber der Fürst seine Schuldigkeit als Beschützer nicht thut, wenn er sogar seine Unterthanen unterdrückt, ihre alten Freiheiten vernichtet und sie wie Sklaven behandelt, so ist er nicht mehr als Fürst, sondern als Tyrann zu behandeln. Als solchen kann ihn das Land nach Recht und Vernunft absetzen und einen andern an seine Stelle erwählen." Es war der Rechtfertigungsschrift wahrlich nicht schwer, aus der Geschichte der mehr als zwanzig letzten Jahre nachzuweisen, wie König Philipp die Niederlande mißhandelt habe. Nachdem sie „von ihrem König verlassen worden seien," erklärten sie, hätten sie alle Ursache, ihn zu verlassen. Natürlich ließen die monarchischen Anschauungen, namentlich aus dem römisch-katholischen Lager, solche Grundsätze nicht gelten. St. Alde-

gonde, der treue Freund des Prinzen, schrieb schon im März 1580 an denselben, daß er nicht glaube, „daß Gott einem sterblichen Menschen eine absolute Macht verliehen habe, seinen Willen gegen alle Gesetze und alle Vernunft durchzusetzen." Die Gegner ließen das natürlich nicht gelten, er fährt darum fort, „daß, nachdem wir alle möglichen Mittel versucht hatten, uns nichts anderes übrig blieb, um uns gegen seine tyrannische Rache sicher zu stellen und um die unschuldigen Diener Gottes gegen seine schreckliche Grausamkeit, die sie mit dem Mantel der römisch-katholischen Religion decken, zu schützen, uns erlaubt sei, ihn abzusetzen und einen andern Fürsten zu wählen." Daß der Prinz diese Ansichten theilte, ist unzweifelhaft. Die vereinigten Provinzen hätten am liebsten ihn zu ihrem Souverän erwählt, aber er weigerte sich, solche Macht anzunehmen. Man kann ihn gewiß in dieser Hinsicht von Ehrgeiz und Eigennutz freisprechen. Und doch hat er diesem Vorwurfe nicht entgehen können. Mit Recht klagt er deßhalb in einem Briefe an seinen Bruder Johann, dem er zu seiner Wiederverheirathung Glück wünscht: „Es scheint mir, daß ich auf diesem bösen Planeten geboren bin, damit alles, was ich thue, bös ausgelegt werde." Den Gedanken des Prinzen drückt wohl sein Bruder in einem Briefe vom April 1580 am besten aus, wenn er sagt: „Diese Länder sind fürwahr ungern zu dieser Handlung mit dem Herzog von Anjou gekommen, haben sonst alle andern Mittel und Wege, so immer zu versuchen gewesen, an die Hand genommen, und wäre der meiste Theil noch viel mehr dazu geneigt, den Herrn Prinzen anzunehmen, als mit dem von Anjou zu unterhandeln, wie denn derenthalben Ihre Gnaden ersucht und noch täglich ohne Unterlaß angelegt werden. Es wollen aber Ihre Gnaden dazu in keinerlei Weg sich verstehen, und solches nicht der Ursache halber, daß Ihre Gnaden sich etwa vor Ungnad, Verlust der Güter und großer Gefahr zu besorgen, denn Ihre Gnaden darin ja so tief stecken und wie man zu sagen pflegt, so naß sind, als sie immer werden können oder mögen; und daher, wenn sie ihr ganz Geschlecht und ihres Hauses Nutzen ansehen wollen, anders nicht, denn große Ehre, Geld und Gut und alle Wohlfahrt zu erwarten; sondern allein darum, damit männiglich spüre, daß Ihre

Gnaden anstatt der Religion, wie man sie beschuldigt, ein Königreich und also ihren Privatnutzen sucht; vornehmlich aber, weil Ihre Gnaden sehen, daß, soferne in der Handlung mit Frankreich recht und wie sich das gebührt, gehandelt wird, beides diesen Ländern und dem Reich, ja der ganzen Christenheit mehr Dienst und Nutzen entstehen kann, als wenn man sich mit Spanien sollte einlassen, oder ob Ihre Gnaden sich der Lande begehrter Maßen annehme." Richtig aber sagt er am Schlusse, „obschon die Franzosen in ihrer Art und Handlung zwar nicht viel besser, als die Spanier zu achten sind."

Der Erzherzog Mathias, der sich als eine Null während seines Aufenthalts bewiesen hatte, nahm seinen Abschied und erhielt ihn auch. Es wäre für ihn überhaupt besser gewesen, wenn er nie gekommen wäre. Die Generalstaaten bewilligten ihm eine jährliche Pension von 50,000 Gulden. Ob sie ihm aber regelmäßig ausgezahlt worden ist, darüber schweigt die Geschichte. An seine Stelle trat jetzt der Herzog von Anjou. Eigentlich wollte ihn fast Niemand, und hätte der Prinz von Oranien nicht seinen ganzen Einfluß in die Wagschale gelegt, wahrhaftig der Anjou wäre als zu leicht auf die Seite geworfen worden. Seine Wahl, die hauptsächlich der Prinz betrieb, gehört gewiß zu den Punkten seines Lebens, die wir nicht billigen können. Er rechnete zu menschlich in dieser Angelegenheit. Man hat schon damals den Herzog von Anjou gekannt, freilich jetzt kennt man diesen Lastermenschen aus dem königlichen Hause der Valois noch genauer. Weil er ein ganz unzuverlässiger Mensch war, wie seine Mutter, die berüchtigte Katharina von Medici, und noch obendrein ein Katholik, der im Grunde seines Herzens die Bekenner der wahren Religion haßte, so hielt man ihn in den Niederlanden nicht für den richtigen Mann, die Provinzen zu regieren. Aber was wollte man machen? Von Deutschland war keine Hilfe zu erwarten. Deßhalb schrieb denn auch der Prinz in einem Briefe vom März 1580, daß das arme Volk, welches schmachte und beinahe die letzten Seufzer von äußerster Noth und Hunger aushauche, sich entschließe, Erquickung und Brot aus der Hand dessen zu nehmen, der sie ihm reiche, ohne sich um die Versprechungen eitler Hoffnungen zu bekümmern.

Das Land hatte nicht Kraft genug, sich selber zu helfen. Deßhalb mußte es sich nach fremder Hilfe umsehen, und das war Frankreich, wie mit dem Prinzen auch andere Leute meinten. Weil sein Bruder, der Graf Johann von Nassau, am meisten gegen eine Verbindung mit einem französischen Prinzen war, erließ Oranien unterm 20. Juni 1581 von Amsterdam aus, wo er sich damals aufhielt, ein sehr interessantes Schreiben, aus dem wir doch Einiges mittheilen wollen. Wenn man die Landstände, die in ihrer äußersten Noth und von aller Welt ganz und gar verlassen die Hilfe, die der Herzog von Anjou ihnen präsentirt, annahmen, deßhalb schmähen will, sagt er, „so möchte man zwar den, der gen Jericho reist, wie im Evangelio vermeldet wird, gleichfalls beschuldigen, welcher, nachdem er unter die Mörder gefallen und zum Tode verwundet lag, die Hilfe eines Samaritaners nicht abschlug, dieweil der Priester und Levit vorübergingen und ihm keine Barmherzigkeit erzeigt hätten; jedoch war der Verwundete nicht, sondern die andern würdigen Väter, die vorübergingen und ihm nicht halfen, von dem Herrn Christo beschuldigt. Wollten darum, daß diejenigen, die den Herzog von Anjou für einen Samaritaner oder einen Feind der christlichen Kirche halten, eher denn sie dieses Volk, das Hilfe und Trost in seiner Verfolgung und Trübsal sucht, tadelten, ein solches Mitleiden mit der That bewiesen, daß es nicht vonnöthen gewesen wäre, andere Hilfe anzunehmen oder zu ersuchen."

Weiterhin sagt er: „Wir erkennen den König von Spanien für diese Länder als rechten Herrn jetzunder nicht mehr, und dieweil es nun in ihrer Macht steht, einen andern zu wählen, warum sie nicht sowohl einen, der ihrer Religion nicht ist, mögen wählen, wie andere Nationen; denn sonst was für einen Schein mag es doch haben, daß sie sagen, dieweil unser Herr Christus seine Kirche nimmer verlassen wird, daß wir darum einen Fürsten, der uns seine Hilfe und Mittel anbietet, damit wir uns aus unserer äußersten Verderbniß erretten mögen, nicht annehmen sollten. Mit der Weise müßte man, gleich wie die Wiedertäufer zu Münster, auf die Bäume steigen und Gottes Hilfe vom Himmel erwarten und die äußerlichen Mittel, die uns Gott zu unserer Errettung bereitet hat,

nicht vor die Hand nehmen und viel weniger suchen. Gott hat gesprochen, er sei derjenige, der den Raben ihr Futter schaffe und dem Löwen seinen Raub bereite, und stellet uns die Vögel in der Luft zu einem Exempel vor Augen, auf daß wir ohn Verzweifeln oder schwere Vorsorge seiner Hilfe gewarten. Man siehet aber nicht, daß weder die Vögel, noch die Löwen in ihren Nestern oder Gruben bleiben und das Himmelbrot von oben herab gewarten, sondern daß sie selbst ihre Speise, die ihnen Gott bereitet, suchen, allenthalben da sie sie finden könnten. Derhalben wollen wir viel eher daraus schließen, dieweil Gott uns nicht verlassen, sondern seine Kirche in Ewigkeit erhalten will, daß wir schuldig sind, seine angebotene Hilfe mit fröhlichem Herzen und Dankbarkeit anzunehmen, sintemal wir sehen, daß er dieses Fürstenherz uns zu Hilfe und Erquickung bewegt hat, und es sich ansehen läßt, daß er durch diese Mittel die Kirche in Frankreich in Frieden und Einigkeit gebracht und diejenigen, die das Volk des Herrn mit Krieg verfolgt haben, gedrungen werden, die Waffen zu ihrer Beschützung in die Hand zu nehmen. Denn es sollte eine viel zu große Undankbarkeit und gottloses Wesen sein, eine solche Wohlthat von Gott nicht zu empfangen."

Im Verlaufe seines Briefes läßt er den Vorwurf, der ihm gemacht wurde, als treibe ihn bei der Wahl des französischen Herzogs das Mißtrauen gegen Gott, nicht gelten. Hätte er eine besondere göttliche Zusage, daß durch die deutsche Nation oder andere Religionsverwandte geholfen werde, so müßte man mit Geduld auf diese Hilfe warten. Gott habe das Volk Israel durch abgöttische Könige wie Cyrus, Darius und andere aus der babylonischen Tyrannei erlöst. Man müßte ja den Erzvater Jacob tadeln, welcher, um dem Hunger zu entgehen, mit allen den Seinen das Land der Verheißung verließ und das Anerbieten des Königs Pharao, dessen Herz Gott gerührt hatte, nach Egypten zu kommen, fröhlich annahm. Stehen doch die Herzen der Könige und Fürsten in Gottes Hand. Hätte man eine besondere Zusage von Gott, daß er ohne fremde Hilfe und ohne großes Kriegsvolk, wie dem Josua und Gideon geschah, den Sieg verleihen wolle, so müßte man es annehmen. Sich aber solche Zusage in eigener

Phantasie erdenken, hieße Gott versuchen und sich seiner Gnade unwürdig machen.

Wenn auch keine äußerliche Ruhe für jetzt den Niederlanden beschert sei, fährt er fort, so habe man doch die innerliche. Doch wir wollen des Prinzen eigene Worte hier mittheilen: „Mittlerweile aber ist uns die wahre Ruhe und Ergötzung des Geistes mitten unter aller dieser Ungestümigkeit nicht entzogen, sondern wohl zugelassen, den Anker unserer Hoffnung und das Fundament unserer Macht auf den Gott der Heerschaaren zu gründen, welcher die Unterstützung, so wir vom Herzog von Anjou gewärtig sind, zu seiner Ehre und seiner Kirche Wohlfahrt wohl wird zurichten; oder aber, da er uns ein ander Mittel zu unserer Erlösung, denn das, uns unbewußt vorbereitet hat, wird er sein Heil durch solche Wege, als ihm wohlgefällig, wohl zu geleiten wissen. Denn ob dem schon also wäre, daß uns der Herzog von Anjou mit Ernst nicht helfen wollte und nicht aufrichtig mit uns handelte, so können wir doch nicht sehen, worin wir uns möchten betrogen finden, dieweil wir uns eben im selbigen Stand als zuvor erfinden würden, und würde die Wirkung Gottes gar nicht dadurch verhindert, sondern vielmehr befördert werden, sintemal wir hiedurch den Kirchen in Frankreich zum wenigsten so lange, bis sie ihren Athem geholt, eine Ruhe und Frieden verursacht haben."

Das möge die Einleitung sein zu dem in so mancher Hinsicht verhängnißvollen Auftreten Anjous. Allerdings hatte man ihn auf solche Weise beschränkt, daß diese Einschränkungen einem Maulkorbe glichen, wie man ihn bissigen, gefährlichen Thieren anlegt, aber man dachte nicht daran, daß man auch den Maulkorb abstreifen kann. Schon im Sommer erschien der Herzog mit 5000 Reitern und 12,000 Mann Infanterie im westlichem Theile der Niederlande. Da fühlte sich Parma, der eben die Stadt Cambray belagerte, nicht mehr geheuer und hob die Belagerung auf. Anjou begab sich nach England, um die Hand der Königin Elisabeth zu erhalten. Mit ihm waren die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen. Deßhalb stellten sich Abgeordnete der Staaten, unter andern St. Aldegonde, dort ein, um den Maulkorb fertig zu bringen. Anjou träumte bereits von dem Ehebündnisse zwischen ihm und

der Königin, aber er irrte sich gewaltig. Feste folgten auf Feste, Motley sagt, „es gab einen Ueberfluß an Hochzeitsfestlichkeiten, denen gar nichts als die Hochzeit selber fehlte.“ Nach drei Monaten vergeblichen Harrens ließ sich der Herzog von den niederländischen Abgeordneten bewegen, seine Reise nach den Niederlanden anzutreten. Mit allen Ehren wurde er von der Königin entlassen und am 10. Februar 1582 landete er in Vlissingen. Engländer von hohem Range stiegen als Begleitung mit ihm aus. Der Prinz von Oranien empfing ihn. Der Eindruck, den der Herzog von Anjou machte, war kein angenehmer. Obwohl erst in dem Alter von achtundzwanzig Jahren gefiel er wohl Niemanden. Unter Mittelgröße und übel gebaut hatte er ein braunes Gesicht voll Blatternarben. Was ihn entstellte, war seine aufgeschwollene Nase, die wie eine doppelte aussah. Seine Landsleute, die schon damals wie jetzt spöttisch waren, sagten, daß dem Manne, welcher stets zwei Gesichter trage, auch eine zweifache Nase gebühre. Diese Häßlichkeit des Herzogs mag wohl mit ein Grund gewesen sein, daß Elisabeth nichts von einer Heirath mit ihm wissen wollte. Er besaß Leichtigkeit der Auffassung und des Ausdrucks, so daß selbst Oranien und St. Aldegonde sich davon bestechen ließen. Ein niederträchtigerer Mensch, der mit den ärgsten Lastern, wie sein königlicher Bruder, befleckt war, ist kaum in den Wirren der Niederlande aufgetreten. Freilich das wußte man nicht. Mit allen Ehren wurde er in den Städten und wohin er kam, aufgenommen. Wir übergehen den Ueberschwang von Festlichkeiten, die ihm gegeben wurden. Die Hauptceremonien fanden in Antwerpen statt. Er leistete den Eid auf die hergebrachte Weise. Der Prinz von Oranien half ihm den Herzogsmantel von Brabant anziehen und sagte, als er den Knopf oben fest machte: „Ich muß dieses Kleid so fest machen, damit Niemand es von Euer Hoheit Schultern reißen könne.“ In 27 Artikeln übergaben sie ihm die Bedingungen, unter denen er die Souveränetät antrat. Sie war so beschränkt, daß, wenn er sie hielt, er dem Lande nichts Böses thun konnte. Was die Religion betraf, so war ihm aufgegeben, den Religionsfrieden in dem gegenwärtigen Stande zu erhalten und also keine Neuerung vorzunehmen. Niemand dürfe unter dem Deckmantel der

Religion belästigt werden. Der Herzog nahm alles willig an.

Bekanntlich wohnte der Prinz von Oranien damals in Antwerpen nahe bei der Citadelle. Es war am 15. März 1582, daß er mit einigen Bekannten das Mittagsmahl eingenommen hatte. Eben stand er von der Tafel auf und war im Begriffe, nach seinen Gemächern zu gehen, da überreichte ein junger Mensch von gemeinem Aussehen dem Prinzen eine Bittschrift, der sie annahm. Zugleich feuerte der Fremdling eine Pistole auf ihn ab. Die Kugel ging unter dem rechten Ohr in den Hals und kam unter der linken Kinnlade wieder heraus. Wie betäubt hielt sich der Prinz auf den Füßen, im ersten Augenblicke meinte er, es sei ein Theil des Hauses eingestürzt. Als er aber sah, daß er getroffen war, sagte er: „Thut ihm nichts, ich vergebe ihm meinen Tod!" Bereits hatten zwei anwesende Herren dem Mörder die Schwerter durch den Leib gestoßen und die Hellebardiere fielen ebenfalls über ihn her, so daß er gleich seinen Geist aufgab. Der Prinz ging in sein Zimmer zu Bett, von seinen Freunden unterstützt. Alsbald wurde von den Wundärzten die Wunde untersucht und verbunden. Merkwürdiger Weise verharrschte bald die gefährliche Wunde. Doch weil der Prinz seinen Tod nahe glaubte, sprach er seinen Schmerz über den Herzog von Anjou aus, dem jetzt so manche Schwierigkeiten bevorstünden. Das Volk glaubte, daß der Prinz todt sei, und das Mißtrauen gegen Anjou war ganz allgemein, er habe den Mord veranlaßt. Man dachte an die Ermordung Coligny's, an die Bartholomäusnacht und an die Blutgier der Valois überhaupt. Ein Hauptmann der Stadtwache war bis vor das Bett des Prinzen gedrungen, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe. Der Verdacht, den das Volk gegen Anjou hegte, war diesmal ungegründet. Des Prinzen Sohn, der fünfzehnjährige Moritz von Nassau, bewies, wie später so oft, Geistesgegenwart und bemächtigte sich der Papiere des gemordeten Mörders. Man fand bald, daß alle in spanischer Sprache geschrieben waren. Nach näherer Untersuchung, besonders durch den herbeigeeilten St. Aldegonde stellte sich heraus, daß es keine französische, sondern eine spanische Verschwörung war. Fanatismus und Aberglaube spielten dabei eine bedeutende

Rolle. Der Verbrecher hieß Juan Jaureguy und war Diener in dem Hause des Kaufmanns Anastro. Der Kaufmann hatte sich Dienstags vorher aus dem Staube gemacht, dagegen ergab sich bald, daß sein Kassirer Venero und ein Dominikaner Namens Zimmermann an dem Verbrechen betheiligt waren. Der Kaufmann stand dem Gant nahe und hatte die Ausführung des Verbrechens rein als Geldangelegenheit behandelt, und mit König Philipp einen Vertrag abgeschlossen, wornach in einer gewissen Zeit Oranien aus dem Wege geschafft werden sollte. Doch er selber war zu feige, den Mord auszuführen, und so kam er mit seinem Kassirer überein, den Diener damit zu beauftragen, der auch fanatisch genug war, den Mord zu vollziehen.

Mittwochs nach dem versuchten Morde wurde in den Kirchen Antwerpens ein Bußtag gefeiert. „Noch nie hatte man in den Kirchen der Stadt eine solche Menschenmasse gesehen, nie wurden so viele Thränen vergossen,“ sagt der alte Bericht. Man betete brünstig um die Genesung des Prinzen. Derselbe glaubte, daß sein Ende nicht mehr ferne sei, er bat in seinem christlichen Sinne in einigen Zeilen an St. Aldegonde um eine wenig qualvolle Todesart der beiden Mitwisser des Mordes, deren Proceß rasch beendigt worden war. Gegenüber dem Rathhause wurden sie am 28. März 1582 erdrosselt und darauf geviertheilt. Der Prinz selber aber erholte sich langsam, die gute Pflege seiner treuen Gemahlin, die fast nicht von seinem Bette wich, sowie seiner Schwester der Gräfin Katharina von Schwarzburg that dem Verwundeten sehr wohl. Auch bewies der Herzog von Anjou, der den Kranken täglich besuchte, eine Theilnahme, wie man sie kaum erwarten konnte. Da trat am 5. April eine so heftige Blutung ein, daß die Umgebung des Prinzen und er selber sich seines Endes versah. Seine Tochter Marie beschreibt dies Ereigniß in einem Briefe an den Onkel gar anschaulich: „Es kam meinen gnädigen Herrn (vorher nannte sie ihn „meinen herzlieben Herrn Vater“) so ein gewaltig Bluten an durch eine Ader, die ein wenig getroffen war, daß wir anders nicht wußten, denn mein Herr sollte sich verbluten, und das währte etliche Tage. Was man that, man konnte es nicht stillen. Mein Herr war auch so

matt und kraftlos, daß man nichts erwartete, als die Stunde des Todes, in die sich mein Herr ganz und gar ergeben hat, denn er uns allen zumal eine gute Nacht gab und sagte: „Es ist nun mit mir gethan!" Euer Liebden können nimmer glauben, wie uns zu Muth war, daß wir ihn in so großer Pein sahen, und konnten ihm nicht helfen. Der Tag wird mir nimmer aus dem Sinn kommen. Man mag gewiß wohl sagen, daß es ein wunderbarlich Werk Gottes ist, daß mein Herr so davon gekommen ist. Ich wollt, daß es möglich wäre, daß Euer Liebden meinen Herrn sehen möchte, wie er sich geändert und mager worden ist. Es ist nur Haut und Bein an ihm." Auch seine Gemahlin schrieb am 18. April an ihren Schwager nach Dillenburg: „Meine Tochter hat euch öfters Nachrichten gegeben, die eine Zeit lang ach sehr übel lauteten wegen der Wunde des Herrn Prinzen, Eures Bruders. Die Wunde hat verschiedene Male solche Veränderungen und Gefahren durchgemacht in Folge einer verletzten Ader, daß nach menschlichem Urtheile er dem Tode näher stand, als dem Leben. Aber Gott hat nach seiner Gnade wunderbarer Weise seine Hand darauf gelegt, als wir am Ende unserer Hoffnungen angekommen waren, da das Blut seit 14 Tagen bis heute nachgelassen und die Wunde sich von Tag zu Tag gebessert hat. Wir zweifeln nicht an seiner Genesung mit Hilfe der Gnade Gottes, um die ich von ganzem Herzen bitte." Dieses Gebet, das wohl aus vielen Herzen zum Throne Gottes aufstieg, wurde erhört, aber sie selber, die liebe fromme Prinzessin, die sieben Jahre lang seine Freuden und Leiden getheilt hatte, wurde vom Herrn heimgerufen. Die Nachtwachen und die schweren Sorgen, besonders seit der neuen Blutung waren zu viel für sie, sie erlag am 5. März 1582 einem hitzigen Fieber. Die Trauer im ganzen Lande war eine aufrichtige. Es war eine vortreffliche Frau, und es ist nicht zu viel gesagt, was Graf Johann an den Grafen von Schaumburg von ihr schreibt: „Es ist Seiner Gnaden gewißlich nicht ein geringer Trost und große Erleichterung, daß Gott der Herr derselben solch tugendsam, gottesfürchtig, hochverständig Gemahl und solche beschert hat, so allerdings nach Ihrer Gnaden Wunsch und Willen und derselben trefflich lieb ist." Sie hinterließ ihrem Gemahle sechs Töchter.

Parma und König Philipp warteten vergeblich auf den Tod des Prinzen. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Die Freude war bei den Patrioten eine große und der kirchliche Danktag für die Genesung des Prinzen wurde aufrichtig gefeiert. Da ließ sich denn der Prinz endlich bewegen, die Grafenwürde und erbliche Souveränetät über Holland und Seeland anzunehmen. Seine Gewalt war freilich eine sehr beschränkte, ohne die Vertreter des Landes konnte er wenig thun, doch es waren ja seine Gedanken, die damit zur Ausführung gebracht wurden.

Während dies vorging, hatte Parma seine Thätigkeit nicht ruhen lassen. Er überredete die Wallonen, die in der Aussöhnung die Entfernung der fremden Truppen durchgesetzt hatten, aufs neue Spanier und Italiener zuzulassen. Schon im Sommer 1582 kamen sie allmälig herbei und nun fühlte sich der Generalstatthalter aufs neue ermuthigt, angriffsweise aufzutreten. Schon einige Zeit vorher hatte er sich an die Stadt Oudenarde an der Schelde gemacht. Sie wehrte sich tapfer. Alexander kommandirte selber und keine Arbeit war ihm zu gering und beschwerlich, daß er sie nicht angegriffen hätte. Da konnte man ihn mit der Hacke in der Hand sehen. Ein anderes Mal ergriff er die Pike. Damit gab er den Soldaten ein gutes Beispiel. Wie unerschrocken dieser Feldherr in den schwierigsten Lagen blieb, davon nur Ein Beispiel. Einst speiste er vor Oudenarde mit seinem Stabe auf offenem Felde. Man hatte mehrere Trommeln zusammengerückt und ein Tischtuch darüber ausgebreitet. Kaum hatten sich die Herren niedergelassen, als eine Kugel aus der Stadt einem jungen wallonischen Offizier den Kopf abriß und ein Stück seines Schädels einem andern Herrn ein Auge ausschlug. Gleich darauf kam eine zweite Kugel und tödtete zwei der Tafelnden. Die anderen sprangen auf, als Blut und Hirn auf dem Tischtuche herumlag. Da konnte ihnen der Appetit wohl vergehen. Alexander blieb allein sitzen, befahl, die Leichen fortzuschaffen und ein anderes Tischtuch zu bringen. Hierauf bat er seine Gäste, sich aufs neue an die Tafel zu begeben. Es währte nicht lange nach diesem Auftritte, daß die Stadt auf gute Bedingungen kapitulirte. Er schonte sie deßhalb, weil seine

Mutter in ihr das Licht der Welt erblickt hat. Obwohl der Herzog von Anjou Miene gemacht hatte, der Stadt mit Entsatz zu Hülfe zu kommen, so blieb doch Parma der Sieger. Auch Ninove, das sich tapfer wehrte, fiel ihm endlich in die Hände. Während Renneberg, wie wir gesehen haben, Steenwyk vergeblich belagert hatte, nahm es ein königlicher Oberst Tassis durch einen nächtlichen Ueberfall mit Leichtigkeit weg. Ueberhaupt verfügte jetzt Parma über ein Heer von 60,000 Mann. Das Land empfand diese Last schwer, denn Feind und Freund saugten es aus.

Nach und nach fühlte der Herzog von Anjou bei seinem Ehrgeize, daß er eigentlich keine Gewalt besaß, dieselbe vielmehr in den Händen der Generalstaaten lag, an Festlichkeiten zwar fehlte es ihm nicht. So erhielt er noch im Juli 1582 die Titel eines Herzogs von Geldern und eines Herrn von Friesland. In Brügge fand um dieselbe Zeit seine feierliche Einsetzung als Graf von Flandern statt. Auch Oranien wohnte bei. Da hatte Alexander von Parma einen Italiener und einen Spanier gedungen, Anjou und Oranien zugleich aus dem Wege zu schaffen. Die Verschwörung hatte bereits begonnen, die beiden Fürsten zu vergiften, es kam heraus. Der Italiener tödtete sich selber im Gefängnisse, und der Spanier wurde nach Paris geschickt, wo er geviertheilt wurde. Was bei der Entdeckung des Doppelmordes für den Prinzen das Schmerzlichste war, es stellte sich heraus, daß ein jüngerer Sohn seines Freundes Egmont, der den Namen seines Vaters führte, sich an der Verschwörung betheiligt hatte. Noch auf ihrem Sterbebett hatte seine Mutter den jungen Menschen dem Prinzen empfohlen, und Oranien hatte es an Liebe und Sorgfalt für den Jüngling nicht fehlen lassen. Obwohl Egmont sich ausredete, so war doch seine Schuld klar. Oraniens dringende Verwendung aber brachte es zuwege, daß derselbe nach kurzem Gefängnisse nach Frankreich reisen durfte.

Anjou ließ sich fortwährend Feste geben. So zog er auch feierlich in Gent ein, und als Parma die ihn dorthin begleitenden Truppen angriff, zogen sich die staatischen Truppen unter die Wälle von Gent zurück. Es entwickelte sich hier ein heftiges Gefecht, das mit dem Rück-

zuge der Königlichen endigte. Anjou, theils durch Einflüsterungen seiner Vertrauten, theils von sich selbst aus, dachte beständig auf Befriedigung seiner Herrschsucht. Er wollte nicht länger eine Puppe, Null und ein Matthias sein. Die Eifersucht auf den geistig weit überlegenen Oranien ließ ihm auch keine Ruhe. Eines Abends im Januar 1583 ließ er seine Sündergenossen kommen, um sich mit ihnen zu berathen, wie er aus seiner unwürdigen Lage herauskommen könne. Es blieben ihm, äußerte er, nur zwei Wege übrig, entweder die Niederlande zu verlassen, was ihm nur Spott und Schande einbringen werde, oder mit starker Hand die Gewalt an sich zu reißen. Dies letztere gefiel seinen Vertrauten, die ordentlich darnach brannten, die katholische Religion geltend zu machen und das Recht Frankreichs zu erheben. Auch hofften sie bei dem Durcheinander durch Plünderung sich bereichern zu können. Der Urheber der Verschwörung lag im Bett, er stand jetzt auf, fiel auf seine Kniee und bat Gott um Segen für sein Unternehmen, zugleich gelobte er, sich in Zukunft der Sünden zu enthalten, womit er bisher seine Jugend befleckt hatte.

Den 15. Januar hatten die Verräther zur Ausführung bestimmt. Es gelang ihnen auch wirklich, sich mehrerer Städte, wie Dünkirchen, Demremonde, Aalst und anderer zu bemächtigen. Bei der wichtigen Stadt Brügge aber mißlang ihr Verrath. Dort hatte man Fühlung bekommen und schloß deshalb die Thore. Die Einwohner griffen zu den Waffen, und die 1500 Mann Franzosen mußten den Rückzug antreten. In Antwerpen glaubte Anjou seines Staatsstreiches ganz sicher zu sein. In der Nähe von Antwerpen hatte er Truppen unter dem Vorwande, gegen Endhoven zu ziehen, aufgestellt. Es lag ordentlich in der Luft das Gefühl, daß ein Verbrechen bevorstehe. Oranien äußerte zwar sein Vertrauen zu dem Herzoge, doch ließ er die Zugbrücken früher aufziehen und traf noch andere Vorsichtsmaßregeln. Auch schickte er den Bürgermeister zu dem Herzoge, um ihm die Besorgnisse der Stadt mitzutheilen. Er müßte kein Valois, kein Sohn der Katharina von Medicis gewesen sein, wenn er nicht die Maske der Unschuld aufgesetzt hätte. Er schwur und erklärte sogar, den letzten Bluts-

tropfen zum Wohle der Stadt vergießen zu wollen. Auf dieses hin glaubte der Bürgermeister, daß man wenigstens in der folgenden Nacht ruhig schlafen könne. Als am folgenden Morgen eine Deputation der Bürgerschaft und mit ihr der Prinz den Herzog um Erklärungen bat, stellte er sich gekränkt, daß man ihm Solches zutraue, und versprach dem Prinzen, die Stadt an diesem Tage nicht zu verlassen. Aber was geschah? Kaum hatte der Prinz seine Wohnung erreicht, so ließ ihn der Herzog zu einem Ritt in's Lager vor der Stadt einladen. Derselbe lehnte es ab. Anjou speiste noch, und ließ sich ein Pferd vorführen. So rasch galoppirte er nun zur Stadt hinaus, daß er seinen Mantel verlor. Die Bürgerschaft war ganz ruhig, ohne zu ahnen, daß eben ein Bubenstück gegen sie ausgeführt werden sollte. Dreihundert Mann hatte der Herzog mitgenommen und war Willens, die Truppen aus dem Lager zu holen. Er brachte 600 Reiter und 2000 Musketiere mit. Mit dem Geschrei: „Die Stadt ist erobert! Es lebe die Messe! Es lebe der Herzog von Anjou!" stürzten sie sich über die Straßen hin, und fingen an, in die Häuser zu dringen und zu plündern. Die Bürger wußten gar nicht, wie ihnen geschah, aber sie waren auch bald gefaßt. Sie griffen zu den Waffen, sperrten die Straßen mit Ketten und Barrikaden. An der Börse leisteten sie erfolgreichen Widerstand. Alles, Vornehm und Gering, Reich und Arm vertheidigten mit Muth die Stadt gegen die verrätherischen Franzosen. Diese erklärten selber, die geübtesten Truppen hätten nicht besser fechten können, als die Bürger von Antwerpen. Selbst Weiber und Kinder halfen mit. Aus Fenstern und von den Dächern herab warfen sie den Verräthern, was sie kriegen konnten, Tische und Stühle und andere Dinge auf die Köpfe. Es war kaum eine Stunde verflossen, so lag schon der dritte Theil der Franzosen todt oder verwundet auf den Straßen, während von den Bürgern nur wenige geblieben waren. So mußten sich denn die Franzosen nach schwerem Verluste und mit Schimpf und Schande zurückziehen, und Anjou mußte sich von seinen eigenen Leuten bittere Vorwürfe und Verwünschungen sagen lassen. Da floh er denn endlich selber, mit bösem Gewissen über seine fluchwürdige That. Oranien, der in

einem entfernten Stadttheile wohnte, hörte erst von „der französischen Furie“, wie man in der Geschichte dieses blutige Trauerspiel nennt, als es beinahe am Ende war. Er eilte hin und suchte die hochgehenden Fluthen der Volkswuth zu beruhigen.

Anjou zog sich noch an demselben Tage zurück, und zwar wollte er Demremonde erreichen, aber die Bürger von Mecheln durchstachen die Dämme der hochgehenden Dill, so daß wenigstens 1000 Franzosen ertranken. Und wer sollte es glauben? Als der Herzog bei Berghen ein Lager bezogen hatte, schrieb er alsbald an den Prinzen von Oranien und an die Behörden von Antwerpen im Tone der Anklage. So unverschämt konnte nur er sein. Statt sich auf die Sünderbank zu setzen, machte er Vorwürfe und beklagte sich über Undank. Gerade dieser Undank, erklärten seine Abgeordneten den Behörden der Stadt, habe ihn so aufgeregt, daß dieses Unglück entstanden sei. Trotzdem bleibe seine Liebe zum Lande feststehen, er wollte wissen, wie man sich nun gegen ihn zu verhalten Willens sei. In diesem Sinne schrieb er an die Generalstaaten und an den Prinzen, um dessen Rath er bat. Weil die Staatenversammlung in einem milden Sinne die Freilassung der Gefangenen und die Verabfolgung seines Hausraths versprach und um freies Geleite für ihre Unterhändler bat, so führte der Verbrecher auf einmal eine Sprache, die ihm durchaus nicht geziemte. Er habe Ursache, sich beleidigt zu fühlen, äußerte er, er wolle aber verzeihen. Solche Sprache machte einen üblen Eindruck. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, aber die Behörden von Antwerpen veröffentlichten eine Erklärung, worin sie ihr Verhalten vertheidigten. Bei neuen Verhandlungen spielte er noch immer den Beleidigten, als man ihn aber ersuchte, die Kränkungen, die er erfahren habe, zu nennen, wich er aus, der Lügner. Da wandte er sich an den Prinzen um Vermittlung. Dieser, welcher jetzt das Durcheinander nicht vermehrt sehen wollte, gab ihm eine ernste Antwort, worin er ihm sein begangenes Unrecht vorhielt, aber ihn auch bat, einen besseren Weg zu erwählen, als der war, welchen er eingeschlagen hatte. Er sah wohl ein, daß es in der gegenwärtigen Lage des Landes Thorheit sein würde, sich Frankreich als Feind aufzuladen.

Er war deßhalb aufs neue für Unterhandlungen mit Anjou, und fand damit viele Gegner, und auch jetzt kann man sich nicht mit seinem Vorgehen vereinigen, obwohl wir zugeben müssen, daß er es mit den Niederlanden auch in diesem Falle wohl meinte. Anjou spielte jedoch unter der Hand wieder den Falschen, indem er mit Parma Verbindungen anknüpfte. Ein französischer Gesandter, vom König geschickt, bat die Staaten und Oranien um Aussöhnung mit dem Herzoge. Die Staaten wandten sich auch in dieser Verlegenheit an den Prinzen um seinen Rath, er that es in einer Schrift, welche Motley zu den „bewunderungswürdigsten Staatsschriften" des Prinzen rechnet. Er sprach sich in dieser merkwürdigen Schrift dahin aus, daß ihm jeder Mißerfolg Schuld gegeben werde, als ob nicht der Ausgang einer Sache in Gottes Hand liege. Dennoch trotz der Verläumdungen wolle er aus Liebe zum Lande seine Anschauung darlegen. Nachdem er in's Gedächtniß zurückgerufen hatte, daß die Staaten den Herzog von Anjou erwählt hätten, erinnerte er sie auch daran, daß er ihnen zu jeder andern Maßregel zugestimmt hätte. Das Verbrechen von Antwerpen wolle er nicht beschönigen, der Herzog habe damit alle seine Ansprüche verloren. Es blieben jetzt nur drei Wege übrig, entweder müsse man Frieden mit dem Könige machen, oder sich mit Anjou aufs neue verständigen, oder den Krieg mit Spanien aus eigenen Kräften führen; für den ersten Weg könne er sich nicht entscheiden, da man gewiß keine guten Bedingungen erlangen würde, und mit einem Frieden käme gewiß die Inquisition zurück. Einer Verständigung mit Anjou stehe allerdings sein bisheriges Verhalten im Wege. Aber seine und des Königs von Frankreich Feindschaft sei zu fürchten, indem die Provinzen nicht mit Frankreich und Spanien zugleich im Kriege leben könnten. Auch ziehe es die Ungnade der Königin Elisabeth herbei, die den Anjou empfohlen habe. Der dritte Weg, den Krieg gegen Spanien mit eigenen Kräften zu führen, sei eigentlich der, welchen er den beiden andern Wegen vorziehe. Aber er erinnerte dabei an die Streitigkeiten der Provinzen, und namentlich an ihre Kargheit, die nöthigen Mittel zu beschaffen. Es sagten manche, man solle Gott vertrauen, aber sich in große Dinge einlassen und die nöthigen Mittel

verweigern, heiße nicht Gott vertrauen, sondern Gott versuchen. Der vertraue Gott am besten, welcher die Mittel gebrauche, die ihm Gott gegeben habe.

So entschied er sich denn für den zweiten Weg, zur Versöhnung mit Anjou. Man möge sich bald entscheiden. Wie sich aber die Staaten entscheiden würden, er werde den Rest seines Lebens dem Dienste des Landes weihen. So kam denn eine Uebereinkunft am 28. März 1583 mit Anjou zu Stande, es war ein Menschenwerk, das auch die oberste Genehmigung Gottes nicht erhielt. Der Herzog reiste Ende Juni von Dünkirchen nach Paris, um, wie wir bald sehen werden, nie mehr zurückzukehren. Das Vertrauen zu ihm konnte nicht mehr wiederhergestellt werden. Namentlich drangen die Staaten von Holland und Seeland bei dem Prinzen auf völligen Abbruch der Verhandlungen mit dem französischen Herzoge. Sie wiesen ihn auf den Beistand des Allmächtigen und auf die Anstrengungen der Nation hin. Noch im August trugen die Abgeordneten der vereinigten Provinzen dem Prinzen die allgemeine Souveränetät an. Für dieses Vertrauen sagte er Dank, erklärte aber zugleich, er könne dem Lande nichts bieten, als eine ehrliche und mäßige Erfahrung in Staatsgeschäften. Seit mehr als fünfzehn Jahren sei es seine Aufgabe gewesen, dem Lande seine Rechte und die Freiheit des Gewissens zu erringen. Er könne Gott für seine große Gnade nur danken, daß er ein so schwaches Werkzeug so gesegnet habe. Das sei ihm Lohn und Trost genug. Sie sollten ihn nun mit einer neuen Sorgenlast verschonen. Das Anerbieten der Herzogswürde von Brabant lehnte er geradezu ab, indem er nicht im Stande sei, das Land zu schützen und dem Könige von Spanien wolle er keine Ursache geben, zu sagen, er habe ihm seine Lande abnehmen wollen. Der Prinz weigerte sich entschieden, den Anerbietungen der Provinzen nachzugeben, arbeitete vielmehr noch immer an der Wiederherstellung des Herzogs von Anjou.

Inzwischen machte Parma Fortschritte. Eine Reihe Städte brachte er in seine Gewalt. Auch jetzt enthüllte sich ein Verrath, der zu den schmerzlichen Erfahrungen dieser Zeit gehört. Es verübte ihn der Graf van den Berg, der Schwager des Prinzen. Er war Gouverneur

von Geldern. Der Prinz schenkte ihm schon längere Zeit kein Vertrauen mehr. Im November wurde van den Berg verhaftet und ins Gefängniß gebracht. Als man ihn späterhin frei ließ, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mit seinen Söhnen in königliche Dienste überzugehen. Ein anderer Verräther war der Prinz von Chimay. Man hatte ihm die Statthalterschaft von Flandern deßhalb übertragen, weil er so großen Eifer für den reformirten Glauben und seine Bekenner an den Tag gelegt hatte. Kaum hatte er aber diese wichtige Stellung erlangt, so trat er mit Parma in Briefwechsel, und das Ende war, daß er diese Provinz dem Könige überlieferte. Dazu halfen zwei Männer, die wir schon kennen, Champagny, der Bruder Granvella's, und Hembyze, der aus einem Demagogen zu einem Beförderer der königlichen Bestrebungen geworden war. Es gelang ihm jetzt, seine Wahl zum ersten Rathsherrn der Stadt Gent durchzusetzen. Sie zusammen brachten es dahin, daß man in Gent Verhandlungen mit Parma anknüpfen wollte. Man denke sich nur, daß dies in Gent geschah. Die Freunde der Union, so wie der Prinz von Oranien, setzten alle Beredtsamkeit daran, die Stadt Gent von diesem Schritte zurückzuhalten. Von Antwerpen schrieb man unter andern: „Wer dem Wolf beichtet, wird Wolfs Ablaß erhalten.“ Sie sollten dem Könige nicht trauen, der ein Sklave der Inquisition sei. Die Behörden von Brüssel schrieben: „Macht es nicht wie die dummen Schafe, die mit den Wölfen einen Frieden eingingen, von welchem ihre treuen Hunde ausgeschlossen waren.“ Diese Vorstellungen, namentlich die des Prinzen blieben nicht ohne Eindruck, die Bürger hielten noch einmal zurück. Eben wollte Hembyze die Stadt Demremonde an Parma überliefern. Aber Ryhove, der Commandant der Stadt, erhielt Kenntniß von dem Verrathe und ließ den alten Kameraden ergreifen. Das Urtheil wurde ihm rasch gesprochen und in Gent büßte er sein Verbrechen mit dem Tode. Das öffnete den Gentern und andern Leuten die Augen. Sie hielten daraufhin wieder zur Union. Nur Brügge, diese wichtige Stadt, die ganz in Chimay's Gewalt war, ging zu Parma über. Die reformirten Bewohner durften auswandern. Auch Ypern unterlag. Der Bischof begann damit sein Amt,

daß er die Gräber der Ketzer öffnen und die Todten an den Galgen hängen ließ. Die lebenden Ketzer aber mußten die Stadt räumen.

Die Verhandlungen mit Anjou nahmen ihren Fortgang. Da trat der Herr dazwischen. Er rief am 10. Juni 1584 den Herzog aus dieser Zeit ab, er starb unter großen Qualen, Blut drang aus allen Poren heraus. Ueber unsern Prinzen von Oranien aber zogen sich schwere Gewitter zusammen. Eine ganze Reihe von Versuchen wurden gemacht, ihn zu ermorden und den Judaslohn zu verdienen. Im März 1583 ward deßhalb ein gewisser Dordogno zu Antwerpen hingerichtet. Im April 1584 erlitt dasselbe Schicksal ein Kaufmann Hanzoon von Vlissingen, der durch Pulver, das er unter dem Hause und dem Kirchenstuhle des Prinzen hingelegt hatte, ihn ermorden wollte. Mit dem spanischen Gesandten in Paris hatte er sein Vorhaben berathen. Ein gefangener französischer Offizier Le Goth ließ sich scheinbar zur Ermordung des Prinzen gewinnen. Er wolle ihn in einem Gericht Aale, die Oranien sehr gerne aß, vergiften. Er ward daraufhin freigelassen, aber er war ein Freund Oraniens, und entdeckte demselben die ganze Geschichte. Er war und blieb ein treuer Freund der Staaten. Endlich sollte die Hölle doch den Sieg davontragen.

Ehe wir den schmerzlichen Schluß dieses reich gesegneten Lebens uns vergegenwärtigen, werfen wir noch einige Blicke auf des Oraniens Kinderschaar. Das älteste seiner Kinder war Maria von Büren. Von ihrem zehnten Jahre an war sie in Dillenburg zur Erziehung und wird als munter und witzig geschildert. Graf Johann hatte sie sehr lieb, und sie hing auch an ihrem Onkel mit kindlicher Liebe. Als sie in Holland war, wechselte sie mit ihm fleißig Briefe. Einmal schrieb sie von Antwerpen aus an ihn, daß „sie sich wieder nach ihrem schönen Stübchen in Dillenburg zurücksehne.“ Am liebsten hätte Graf Johann gesehen, wenn sein ältester Sohn, Graf Ludwig Wilhelm, Statthalter von Friesland, sie zur Gemahlin gewählt hätte, er wählte aber die zweite Schwester Anna, eine Tochter der Anna von Sachsen. Sie trat später in den Ehestand mit dem Grafen Philipp von Hohenlohe, der in dem Generalstab ihres Bruders

Moritz die erste Stelle bekleidete. Ihren Bruder Philipp Wilhelm, Grafen von Büren haben wir schon mehrmals erwähnt. Sein Taufpathe war König Philipp von Spanien. Deßhalb wird er ihn auch nicht getödtet haben, wie ein solcher Mord für ihn eine Kleinigkeit gewesen sein würde. Im Jahre 1595 kehrte er 28jährig aus der Gefangenschaft in die Niederlande zurück. Man hatte ihn katholisch gemacht, und er blieb auch der katholischen Kirche treu. Deßhalb schenkten ihm die vereinigten Provinzen kein Vertrauen. Mit seinem Vetter, Herrmann van den Berg reiste er zu Schiff den Rhein hinauf, um seine Schwester, die Gräfin von Hohenlohe, zu besuchen. Seine Geschwister gaben ihm den Rath, sich nicht in die politischen Angelegenheiten zu mischen, was er auch that. Im Jahre 1609 bezog er in Breda den väterlichen Palast, und als er im Jahre 1618 kinderlos starb, genaß seine Wittwe zwar ein reiches Einkommen, aber zum Haupterben hatte er seinen tapfern Bruder Moritz eingesetzt. Seinen Katholicismus ersah man daran, daß er anordnete, nach seinem Absterben 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. Aber die Spanier trauten ihm trotzdem nicht, und die Provinzen hielten ihn ebenfalls für verdächtig, wie wir gehört haben. Eine dritte Schwester Emilie heirathete 1597 den Kronprätendenten von Portugal Emanuel. Ihr Bruder Moritz war entschieden gegen diese Verbindung, aber sie wollte ihn absolut haben. Es kam späterhin zu einer Trennung zwischen beiden Eheleuten. Sie zog sich mit ihren Kindern nach Gent und blieb ihrem reformirten Bekenntnisse getreu.

Wir haben schon früher berührt, daß Oraniens Tochter Luise Juliane von seiner Gemahlin Charlotte von Bourbon sich mit dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz vermählt habe. Diese Vermählung ging den 13. Juni 1593 in Dillenburg vor sich, man hoffte, daß sie „zur Beförderung und Ausbreitung von Gottes Ehre und des gemeinen Wesens ausschlagen werde.“ Luise war damals 16 Jahre alt und ist die Mutter des unglücklichen Friedrich V., des sogenannten Winterkönigs von Böhmen. Sie hat ihn treulich gewarnt. Die schönste Tochter Elisabeth trat in die Ehe mit dem Herzog de la Tour de Bouillon, Marschall von Frankreich. Die

sechste vermählte sich mit dem Grafen Philipp Ludwig von Hanau-Münzenberg, sie hieß Katharine Belgica. Die siebente Tochter Charlotte Flandria wurde abtrünnig, sie trat in die katholische Kirche und brachte es bis zur Aebtissin zu Poitiers. Das wäre wohl kaum geschehen, wenn ihr Vater noch gelebt hätte. Die achte Tochter Charlotte Brabantina vermählte sich mit dem Herzog Claudius von Tremouillé, und die neunte Emilie Antwerpiana mit dem Pfalzgrafen Friedrich Kasimir von Zweibrücken. Prinz Moritz hatte nicht den ernsten Sinn seines Vaters, und trat nicht in einen geordneten Ehestand. Drei Söhne waren die Frucht eines Verhältnisses mit einer Frau von Bewerweed, wodurch dieser tapfere Held großen Anstoß gab allen besser gesinnten Leuten, besonders seinem Oheim dem Grafen Johann, der deßhalb auch seine Söhne, die unter Moritz dienten, ernstlich warnte, den drohenden Klippen auszuweichen.

27. Ein tragisches Ende.

Im Sommer 1584 hatte der Prinz von Oranien die alte Stadt Delft zu seinem Aufenthalte gewählt, hatte ihm doch dort im Winter vorher seine vierte Gemahlin Luise von Coligny, eine Tochter des berühmten Admirals Coligny, einen Sohn, den nachher so berühmt gewordenen Stadthalter Friedrich Heinrich, den Schwiegervater des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, geboren. Hier residirte er in einem einfachen zweistöckigen Gebäude, einem früheren Kloster der heiligen Agathe, ein glücklicher Gatte und Vater.

Schon im Frühjahr ließ sich bei ihm ein junger Mensch anmelden, er nannte sich Franz Guion, und gab vor, daß er der Sohn eines Protestanten aus Besancon sei, der seines Glaubens wegen den Märtyrertod erduldet habe, er bitte um den Schutz des Prinzen. So klug auch sonst Oranien war und die Menschen durchschaute, diesmal irrte er sich, und wer hätte sich nicht ge-

täuscht? Erschien doch der Franzose nie ohne Bibel und Psalmbuch, und wohnte der Predigt und Betstunde regelmäßig an. Aeußerlich war er unansehnlich, klein und mager. Den Leuten kam er gutmüthig vor. Und doch war dieser miserable Mensch eine Schlange im Busen, voll Muth und Entschlossenheit. Schon seit sieben Jahren brütete Balthasar Gérard, wie er wirklich hieß, über dem scheußlichen Verbrechen, den Prinzen zu ermorden. Mit zwanzig Jahren stieß er einmal sein Messer mit Heftigkeit in eine Thüre, mit den Worten: „Wäre es nur in das Herz Oraniens gegangen!" Ein Dabeistehender verwies ihm dies ernstlich. Kaum war aber die Achterklärung gegen den Prinzen veröffentlicht worden, so ließ er sich nicht mehr zu Hause halten und machte sich auf den Weg nach Luxemburg. Hier hörte er, daß ein gewisser Jauregny den Prinzen ermordet habe, und freute sich, daß er sich nun nicht mehr der Lebensgefahr aussetzen müsse. Wir wissen aber schon, daß Oranien wunderbarer Weise wieder genas. Da brannte es abermals in Gérard, und schon im März konnte man dem verderbenschwangeren Menschen auf dem Wege nach Trier begegnen. Hier war ein Jesuitencollegium, und dem Vorsteher desselben theilte er seinen Mordplan mit. Nach dem Grundsatze der Jesuiten und noch vieler anderer ungläubiger Leute, daß der Zweck die Mittel heilige, lobte der Regens das Vorhaben des Gérard sehr und ertheilte ihm seinen Segen dazu. Verliere er sein Leben, so komme er gewiß in die Reihe der Märtyrer. Ein andrer Jesuit, welchen er ebenfalls um Rath fragte, widerrieth ihm sein Vorhaben, jedoch gab er ihm den Rath, die Sache dem Prinzen von Parma mitzutheilen. So ging denn Gérard zu Alexander mit einem Schreiben, worin er seinen Plan darlegte. Schon längst hatte Parma einen Meuchelmörder gesucht, viele hatten sich anerboten, das Blutgeld zu verdienen, er wies sie ab, weil er ihnen nicht traute. Wie sollte der unscheinbare Gérard ihm geeignet scheinen? Endlich ließ er sich doch durch Zureden verschiedener Räthe bewegen, diesen Meuchelmörder zu bestätigen. Als aber Gérard zur Ausführung seines Planes Geld forderte, erhielt er keines. Parma hatte schon zu viele Vorschüsse gemacht, als daß er abermals in die Tasche gegriffen hätte. So kam Balthasar

nach Delft und erhielt hier bald den Auftrag, nach Frankreich zu gehen, und zwar als Begleiter des Herrn von Schoneval, der einen besonderen Auftrag an den Herzog von Anjou auszurichten hatte. In Frankreich drängte es ihn aber zur Rückkehr, und wirklich bekam er den Auftrag, die Nachricht vom Tode des Herzogs von Anjou dem Prinzen selber zu überbringen. Und der Prinz, der gerade im Bette lag, empfing den Menschen selber, der seit sieben Jahren nach seinem Blute gedürstet hatte. Wie gerne hätte er jetzt den Prinzen in die Ewigkeit geschickt, wenn er nur dazu vorbereitet gewesen wäre. Diese Vorbereitung traf er nur zu bald.

Es war an einem Sonntag Morgen, trieb er sich in der Nähe des Agathenklosters herum. Da fragte ihn ein Sergeant der Hellebardiere, worauf er warte? Er möchte so gerne in den Gottesdienst, antwortete er, aber seine zerrissenen Schuhe und Strümpfe ließen es ihm nicht zu. Es wurde dem Prinzen gemeldet, und dieser, welcher einen widrigen Eindruck von dem Menschen erhalten hatte, ließ ihm Geld zur Abreise reichen. Mit diesem Gelde verschaffte er sich von einem Soldaten ein paar Pistolen zur Ausführung seines Mordplanes. An einem Dienstag — es war der 10. Juli 1584 — begab sich der Prinz von Oranien, seine Gemahlin am Arm, in Begleitung seiner übrigen Familie in das Speisezimmer, das im unteren Stocke lag. An der Thüre des Speisezimmers trat Gérard zu dem Prinzen mit dem Begehr um einen Reisepaß. Der Prinzessin fiel das wilde, verstörte Aussehen des Bittstellers auf, sie fragte ängstlich ihren Gemahl, was der wolle? „Er verlangt nur einen Paß," hieß es. Und so ging es zur Tafel, an welcher außer der Familie nur noch der Bürgermeister von Leeuwarden Theil nahm. Der Prinz war, wie sonst, heiter und unterhielt sich mit dem Bürgermeister über die bürgerliche und kirchliche Lage seiner Gegend. Schon um zwei Uhr verließ man den Tisch, der Prinz ging voraus, und wollte eben die Treppe hinaufsteigen, da trat Gérard aus einer Seitennische hervor, und feuerte eine Pistole auf das Herz des Prinzen. Drei Kugeln trafen ihn so heftig, daß eine seinen Körper durchdrang und an die Wand prallte. Im Sinken faßte ihn sein Stallmeister Jakob von Maldern in die Arme,

und im Sterben lispelte der Prinz: „Mein Gott, erbarme dich meiner Seele! Mein Gott, erbarme dich dieses armen Volkes!" Und als seine Schwester Katharine, die Gräfin von Schwarzburg, ihn fragte, ob er seine Seele Jesu Christo befehle? antwortete er leise: „Ja!" Man brachte ihn alsbald in's Speisezimmer zurück und machte ihm ein Lager zurecht. Nach wenigen Minuten schon hatte er in den Armen seiner tief betrübten, weinenden Gemahlin geendet.

Der Mörder suchte eilends zu entkommen, aber fiel unterwegs, und wurde von einem Pagen und Hellebardierer festgenommen. Er läugnete seine That nicht ab, sondern wie David habe er den Goliath erschlagen, äußerte er im Verhöre, und erklärte, daß, wenn er die That noch einmal zu thun hätte, er sie noch einmal ausüben würde, und sollte er tausend Meilen reisen müssen. Er wurde peinlich verhört, die Qualen der Folter waren schrecklich, und das Todesurtheil wahrhaft entsetzlich. Mit einer Standhaftigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, ertrug der Meuchelmörder alles, kein Ach und Weh kam über seine Lippen. Die rechte Hand, mit welcher er den Prinzen erschossen hatte, wurde mit einem glühenden Eisen abgesengt, mit Zangen ihm das Fleisch an sechs Stellen von den Knochen abgezwickt, lebendig wurde er in vier Stücke gerissen, das Herz herausgenommen und ihm in's Gesicht geschlagen. Am 14. Juli ging diese grauenhafte Hinrichtung von statten. Wie würde der zartfühlende Oranier gegen ein solches Urtheil protestirt haben, wenn ihm nicht durch des Meuchelmörders Hand der fürsprechende Mund geschlossen worden wäre. Die Summe von 25,000 Kronen, welche Philipp für die Ermordung des Prinzen ausgesetzt hatte, wurde jetzt den Eltern Gérards ausbezahlt. Hatte doch Parma den Lohn „für die löbliche und großmüthige That" beantragt. Auch erhielten sie die oranischen Besitzungen in der Franche Comté und dazu wurden sie noch in den Adelstand erhoben.

Der Schmerz Hollands über den Tod des Prinzen war groß. „Nie ist ein Leichenbegängniß unter einer so großen Trauer und beinahe mit Verzweiflung gefeiert worden," schreibt Hugo Grotius. „Die kleinen Kinder weinten in den Straßen," berichtet ein Augenzeuge. In allen

Städten Hollands läuteten die Trauerglocken. Sein Begräbniß am 3. August 1583 war wie das eines Königs. Corneille hielt die Leichenpredigt über Offenb. 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Zu seinem Gedächtnisse sangen die Holländer das Lied:

Wilhelmus von Nassaue
Bin ich, von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod.

Und in Delft, wo er in der neuen Kirche begraben liegt, wurde ihm ein prachtvolles Denkmal errichtet, so wie auch in späterer Zeit die Dankbarkeit ihm Denkmäler gebaut hat.

Welch ein tiefer Schmerz seine Gemahlin, die ihren Vater und ihren ersten Gemahl als Märtyrer in der Bartholomäusnacht verloren hatte, seine Kinder und seine Verwandten erfüllte, das läßt sich nachfühlen. Erst am 26. Juli schrieb die Prinzessin von Oranien an ihren Schwager, den Grafen Johann und bekennt, daß sie vor Traurigkeit, womit sie Gott heimgesucht habe, nicht dazu gekommen sei, zu schreiben. Sie bittet den Bruder ihres Gemahls um seine väterliche Liebe gegen sie und ihre Kinder. Von ihrem Sohne Friedrich Heinrich sagte sie, daß er „das theuerste Unterpfand von ihrem Gemahl, ihr ganzer Trost und einzige Freude“ sei. Es lagen noch etliche Briefe der Kinder bei, die sich der Liebe des Grafen empfahlen. Schon vorher hatte der Graf, sobald er die Nachricht von der Ermordung seines Bruders erhalten hatte, Briefe an die Prinzessin und an einzelne Töchter erlassen, sie zu trösten. Wir können nicht umhin, Einiges daraus mitzutheilen, weil sie nicht blos einen Blick in das christlich gesinnte Herz des Grafen Johann gewähren, sondern auch ein helles Licht auf den großen Mann der Niederlande werfen. Er spricht der Prinzessin von Oranien seinen tiefen Schmerz aus, wenn er bedenke, daß seine Verbindung mit ihm mehr, als eine brüderliche gewesen, aber auch wenn er das Gemeinwesen, und die Gemahlin betrachte. Ihm gewährte das einen Trost, daß der selige Prinz in Gemeinschaft stand „mit unserm souveränen Bruder und Herrn Jesus Christus“, er stütze sich dabei

auf das Wort, daß der Tod der Diener Gottes werth geachtet ist vor Ihm. Ihm erscheint der Triumpf, den die Feinde Gottes aus diesem Tode erheben, in Wahrheit nur als Vorbereitung zu ihrem Verderben. „Und was uns betrifft", fährt er fort, „so leitet Gott das Vertrauen, das wir auf Kreaturen setzen, auf sich selbst, um uns ganz zu besitzen." Auf solche Weise tröstete und ermahnte der gottesfürchtige Graf die hinterlassene Familie des Prinzen.

Noch ein Blick auf das Aeußere und Innere des Prinzen sei uns zum Schlusse gestattet. Er war etwas über Mittelgröße, der Kopf interessant, eine gedankenreiche Stirne und kluge blaue Augen zierten ihn, der Mund zeigte Entschlossenheit und Festigkeit. Bart und Kopfhaar war kastanienbraun, die Gesichtsfarbe bräunlich und fleckig. Ueber sein Angesicht breitete sich meistens eine Ruhe und heitere Zufriedenheit, besonders im Kreise der Seinen und seiner Freunde aus, die auf einen tieferen Grund schließen ließen. Dieser Grund war eine aufrichtige Frömmigkeit. Wenn er auch in dieser Hinsicht mancherlei Wandelungen durchgemacht hat, so stand doch sein Herz von der Zeit an fest, als er den von Ewigkeit her gelegten Grund unserer Seligkeit gefunden und sich darauf gestellt hatte. Wenn man den ungleichen Kampf betrachtet, den ein kleines Völklein, so zu sagen, eine Hand voll Leute gegen das mächtigste Reich jener Zeit führten, so läßt sich die Erklärung dazu nur in dem Gottvertrauen des Prinzen suchen. „Ruhig in den Fluthen", das war das Lieblingswort des Oraniers. Durch nichts und Niemanden ließ er sich von der Bahn zurückdrängen, die er seit Jahren eingeschlagen hatte, die Niederlande von der Tyrannei der Spanier zu befreien, und sie in den ruhigen Besitz ihrer politischen Rechte und der Gewissensfreiheit zu setzen. Zur Ausführung seines großen Planes scheute er kein Opfer an Gut und an Blut. Er steht in den Reihen der Märtyrer, wahrlich nicht als einer der letzten.

Es giebt Geschichtschreiber, welche ihn den ersten Feldherren seiner Zeit an die Seite stellen. Das ist jedenfalls übertrieben, aber Kaiser Karl V., selbst ein bedeutender Kriegsmann, erkannte schon frühe in dem Oranier das Feldherrntalent, und er hat es bewiesen, wenn er auch mehrmals unglücklich gewesen ist. Was aber kaum Jemand

bestreiten wird, ist, daß er der erste Staatsmann seines Jahrhunderts gewesen. Er machte frühe, schon im Jünglingsalter eine staatsmännische Schule in der Umgebung des staatsklugen Kaisers durch. Mag sich dann auch Manches von den Flecken der Staatsklugheit ihm angehängt haben, der Schweigsame stäubte sie ab, wie es einem Staatsmanne, der christlich sein will, geziemt. Eine Gewalt über die Herzen des Volks besaß er, wie sich nicht leicht ein Fürst einer solchen wird rühmen können. Seine Leutseligkeit, die nicht leicht Jemanden zurückwies, ist bekannt. Wie herablassend war doch dieser Fürst! Manchmal ging er unbedeckten Hauptes durch die Straßen und ließ sich mit Jedermann, der ihn anredete, in ein Gespräch ein. Da konnte er auch in ein Haus eintreten, von dem er wußte, daß Ehestreit darin existirte. Meistens gelang es ihm, die Streitenden zu vereinigen. Da konnte er dann dem Hausherrn, der ihm nach Landessitte aus einem Kruge Bier darreichte, Bescheid thun. So freundlich benahm er sich auch den Matrosen gegenüber, und gab ihm einer seiner Diener Ursache zur Unzufriedenheit, so wies er ihn zurecht mit Ernst und Milde. Wo aber das Schweigen am Platze war, da gab er sich als den, wie ihn die Geschichte bezeichnet. Sonst besaß er eine hinreißende Beredtsamkeit, und war Herr über sechs Sprachen, die er in Wort und Schrift spielen ließ, wenn es ihm nöthig däuchte.

Vor Gefahren trat er nicht scheu zurück, sondern ging ihnen vielmehr muthig entgegen. Man darf wohl sagen, daß er fast täglich den Anschlägen von Meuchelmördern ausgesetzt war. Er fürchtete sich nicht davor. Mit einem freudigen Bewußtsein erklärt er in dieser Hinsicht in seiner Apologie: „Gott wird in seiner Barmherzigkeit meine Unschuld und meine Ehre während meines Lebens und in künftigen Zeitaltern beschirmen. Was mein Vermögen und mein Leben angeht, so habe ich beides schon lange seinem Dienst geweiht. Er wird damit thun, was ihm gefällt, zu seinem Ruhme und zu meiner Erlösung."

Er war ein großer Mann, aber je größer der Mann, desto länger der Schatten, sagt man. Das dürfen wir bei dem Oranier nicht vergessen, und er hat es selber bekannt, sonst wäre er kein Christ gewesen. Nicht blos in der Sterbensnoth rief er das Erbarmen Gottes an, son-

dern das war sein Gefühl, seitdem er die kostbare Perle gefunden hatte. Es giebt nicht leicht einen Mann in der Geschichte, welcher mehr als er ganz entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren hätte. Die meisten Beurtheiler haben kein Verständniß der innern Werkstätte eines Menschen. Deßhalb haben ihn die Einen bis zum Himmel erhoben, die Andern stoßen ihn in die Hölle. Wir müssen zwei Perioden in seinem Leben unterscheiden, die eine, in welcher er noch als natürlicher Mensch, reich begabt und von Vaterlandsliebe erfüllt, hauptsächlich sich, seine Ehre und Lust suchte, die andere seit seiner Umkehr zu dem, der die Menschenkinder so unaussprechlich liebt. Von da an sind seine Gedanken und Wege auf das Wohl des Volkes und zur Verherrlichung Gottes gerichtet. Verlangen, daß dann alles aus einem Gusse sei, lauter Gutes und nichts Böses mehr, beweist, daß man selber nicht richtig steht. Ein christlicher Geschichtschreiber wird gewiß richtiges Maaß und Gewicht haben und anwenden.

Der Oranier war ein großer Mann, nicht blos wie mancher Fürst nur nach seinen natürlichen großen Eigenschaften, sondern seine Größe war auch beglänzt von den Strahlen der Ewigkeit, ein schönes Vorbild für sein Volk und besonders für seine erhabene Nachkommenschaft, das Haus Nassau-Oranien.

Auflage des Buchs: **10,000 Exempl.**

Druck von Fr. Klöppel in Eisleben.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung **größerer** Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren mindestens zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Past. **Weber** in **Ilsenburg** am **Harz** (Provinz Sachsen in Preußen). Nachfolgende Schriften sind in der Niederlage des christlichen Vereins in **Eisleben**, A. **Klöppel**, zu haben und zu bestellen. Die Adressen werden nach Aufhebung der früher bewilligten Portofreiheit **franco** erbeten.

*Hauspostille. 5 Bde. 1 Thlr. — *Epistelpredigten. 3 Bde. 20 Sgr. — *Kirchengeschichte. 7 Bde. 2 Thlr. — *Offenbarungen Gottes in Geschichten des A. T. 12 Sgr. — *Die heilige Passion. 6 Sgr. — *Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 12 Sgr. 6 Pf. — Andenken an den heiligen Tag der Confirmation. 1 Sgr. — Lernkatechismus (alte und neue Ausg.). 2 Sgr. 6 Pf. — *Krankenbuch. 3 Sgr. — *Die Pforte (eng u. weit). 2 Bde. 10 Sgr. — *Vesperglocke. 5 Sgr. — *Gebetbuch. 6 Sgr. — Beicht- und Communionbüchlein. 2 Sgr. 6 Pf. — *Biblische Andachten. 2 Bde. 6 Sgr. — *Die Frage: Was fehlt mir noch? 4 Sgr. — Bethanien, zum Trost an Gräbern. 1 Sgr. 6 Pf. — *Geschichte der französischen Revolution. 5 Sgr. — *Des Glaubens Trost. 5 Sgr. — *Der Friedensbote (Erzählungen). 4 Sgr. — *Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz. 5 Sgr. — *Trostbüchlein. 3 Sgr. — *Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 8 Sgr. — Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende. 3 Sgr. — *Deutscher Volksspiegel. 2 Bde. 10 Sgr. — *Der evangelische Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen. 5 Sgr. — *Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser. 6 Sgr. — *Kamerad Hechel (Ein Lebensbild aus den deutschen Freiheitskriegen.) 4 Sgr. — *Beata Sturm. 4 Sgr. — *Das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi. 6 Sgr. — Kleiner Liederschatz. 1 Sgr. — *Das himmlische Jerusalem. 5 Sgr. — *Der Finger Gottes (Erzählungen). 4 Sgr. — *Die Urgeschichte des Menschengeschlechts. 4 Sgr. 6 Pf. — *Molleri Praxis evangelica. 3 Bde. (Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien). 1 Thlr. — *Molleri Praxis evangelica. 4ter Bd. (Predigten über die Evangelien der Aposteltage). 10 Sgr. — *Fluch und Segen (Erzählung). 3 Sgr. 6 Pf. — *Der heilige Advent. (Andachten). 5 Sgr. — *Das menschliche Leben (Betrachtungen). 6 Sgr. — *Nicolaus Lange und Matthias Bahil. 4 Sgr. — *Ehestandsbuch. 8 Sgr. — *Das Volk und seine Treiber (Erzählung.) 5 Sgr. 6 Pf. — *Unterricht über die Beichte und das Abendmahl. 4 Sgr. 6 Pf. — *Hirt und Heerde. 6 Sgr. — *Blüthen aus dem Garten Gottes (Erzählungen). 6 Sgr. — *Elim. Andachtsbuch für Reisende. 4 Sgr. — *Tägliches Kniebeugen. (Gebete für alle Tage). 14 Sgr. — Apostelgeschichte. 4 Sgr. — *Christliche Weinlese. (Erzählungen). 5 Sgr. 6 Pf. — *Die Gemeinde ein Senfkorn. (Eine christliche Dorfgeschichte). 5 Sgr. 6 Pf. — *Bibelbetbuch. (Gebete auf alle Kapitel der heiligen Schrift). 2 Bde. 18 Sgr. — *Der heilige Krieg von Bunyan. 12 Sgr. — Christliche Haustafel. 6 Pf. — *Altchristliche Geschichten und Sagen. 10 Sgr. — *Tod der Frommen und Gottlosen. 6 Sgr. — *Der siebenjährige Krieg. 7 Sgr. — *Altes und Neues aus und nach dem Catechismus Lutheri. 10 Sgr. — Herzog Christoph v. Würtemberg. 3 Sgr. 6 Pf. — Heilige Passion, in poln. Sprache. 5 Sgr. 6 Pf. — Dr. Habermanns Morgen- und Abendgebete. 1 Sgr. 9 Pf. Dasselbe neue Ausgabe mit Liederanhang. 2 Sgr. — Ein Wildling (Erzähl.). 3 Sgr. 6 Pf. — *Sonntagsbuch. 7 Sgr. 6 Pf. — *Perlen für fromme Kinder. 5 Sgr. — Goldkörner und Perlen für die reifere Jugend rc. 6 Sgr. 6 Pf. — *Naomi, oder die letzten Tage Jerusalems. 7 Sgr. 6 Pf. — Sterbe-Bibel. 5 Sgr. — *Kräftiges Zubrot z. kl. luth. Katechismus. 6 Sgr. — Das Weihnachtsfest (Erzählung). 1 Sgr. — *Das Morgenroth des Heils (Adventsbuch). 7 Sgr. 6 Pf. — *Das Morgenroth des Heils (Epiphanienbuch). 7 Sgr. 6 Pf. — *Lebensbeschreibungen frommer Männer aus allen Ständen. 1. Bd. 6 Sgr. *Lebensbeschreib. 2. Bd. 7 Sgr. 6 Pf. — *Kaiser Otto d. Gr. 6 Sgr. — *Silberblicke. (Erzählungen). 6 Sgr. 6 Pf. — *Vier Bilder in Einem Rahmen. 6 Sgr. — *Bilder und Klänge aus Zion. 8 Sgr. — *Das heilige Vater Unser 4 Sgr. — Lebensbeschreibung frommer Frauen und Jungfr. 13 Sgr. - Neues Missionsbüchlein. 4 Sgr. — Der Gang nach Gethsemane und Golgatha. 9 Sgr. 6 Pf. — Wilh. v. Oranien. 7 Sgr. 6 Pf. — Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück 15 Sgr.

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind auch in elegantem Einbande zu mäßig erhöhten Preisen in unserer Niederlage zu **Eisleben** zu haben.

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33^1/_3$ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.